

UTE NEUMANN

JUGENDLICHE IN „ÖFFENTLICHEN RÄUMEN“

TRANSFORMATION UND VERLUST URBANER MÖGLICHKEITSRÄUME?

Vom Fachbereich Raum- und Umweltplanung der Technischen Universität Kaiserslautern zur Verleihung des akademischen Grades „Doctor rerum politicarum“ (Dr. rer. pol.) genehmigte Dissertation.

Promotionskommission:

Vorsitz:

Prof. Dr. Bernd Streich

Betreuer und Berichterstatter:

Prof. Dr. Annette Spellerberg

Prof. Dr. Jan Wehrheim

Tag der mündlichen Prüfung: 18. November 2015

Dekanin des Fachbereichs: Prof. Dr. Annette Spellerberg

D 386

Zusammenfassung

Jugendliche sind häufige Nutzer öffentlicher Stadträume, die ihnen wichtige Möglichkeiten der Interaktion, aber auch Orte des Rückzugs aus dem privaten Raum des Elternhauses oder dem institutionalisierten Raum der Schule bieten. In der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion um öffentlichen Raum tritt vielfach dessen Wandel in den Fokus, vor allem im Hinblick auf Tendenzen der Kommerzialisierung, Privatisierung, aber auch einer zunehmenden Unsicherheit und Kriminalität. Über diese Aspekte des Wandels werden, so die grundlegende These der vorliegenden Arbeit, Jugendlichen engere Grenzen gesetzt und Aneignungs- und Zugangsmöglichkeiten eingeschränkt. Ein Beispiel für neue privatisierte und kommerzialisierte Räume stellen Shopping Malls dar. In diesen, de jure nicht öffentlichen, sondern als quasi-öffentlich bezeichneten Räumen, in denen Sicherheit, Sauberkeit und Service Priorität haben, wird ein mit Jugendlichen oftmals assoziiertes, vermeintlich unkontrollierbares, abweichendes, ausprobierendes Verhalten als Störfaktor wahrgenommen.

Auf Basis qualitativer Interviews mit Jugendlichen, nicht-teilnehmender Beobachtung und Experteninterviews mit Verantwortlichen von Polizei, Streetwork und dem Management lokaler Shopping Malls, werden in zwei Fallstudien (Saarbrücken und Ludwigshafen) die Aneignung und Wahrnehmung unterschiedlicher innerstädtischer öffentlicher Räume (Fußgängerzone, Zentraler Stadtplatz, Grün- und Freiflächen), etwaige Nutzungskonflikte und die Bedeutung des neuen, quasi-öffentlichen Raumtyps „Shopping Mall“ diskutiert.

Den theoretischen Hintergrund liefern vor allem Arbeiten von Pierre Bourdieu, Anthony Giddens und Henri Lefebvre: In Anlehnung an Bourdieu muss Raum, und damit auch öffentlicher Raum, aus verschiedenen Dimensionen, insbesondere der physischen und der sozialen, gedacht werden, die jedoch wechselseitig aufeinander wirken. Er ist, so die Theorie Henri Lefebvres, in einem mehrdimensionalen Prozess sozial produziert. Im Rahmen dieses Produktionsprozesses bilden sich, im Rahmen des dem von Giddens dargestellten Dualismus von Handeln und Struktur, Macht- und Ordnungsstrukturen aus, die Handeln und damit Nutzungsmöglichkeiten beeinflussen.

Die Ergebnisse der Fallstudien zeigen, dass öffentliche Räume von Jugendlichen, nach wie vor, als Interaktions-, Rückzugs- Mobilitäts- und Konsumräume genutzt werden. Dennoch sind Transformationsprozesse sichtbar: Kommerzialisierung und Privatisierung beeinflussen den Zugang zu und die Nutzungsmöglichkeiten von öffentlichen und quasi-öffentlichen Räumen. Auch durch gestiegene Unsicherheit, von aber auch durch Jugendliche, sowie Kontrollen verändern sich Möglichkeitsräume. Diese Kontrollen werden jedoch durchaus auch positiv und als Notwendigkeit bewertet, um zunehmender Unsicherheit zu begegnen.

Von Jugendlichen sind insgesamt Anpassungsleistungen notwendig, vor allem hinsichtlich eines angemessenen Verhaltens in öffentlichen und quasi-öffentlichen Räumen. Sie müssen sich mit bestehenden Macht- und Ordnungsstrukturen auseinandersetzen und sich diesen häufig unterordnen. Sind sie dazu nicht bereit oder nehmen Konflikte Überhand, werden Treffpunkte und Nutzungen aufgegeben. Besonders am Beispiel der „Shopping Malls“ wurde deutlich, dass eingeschränkte Zugangsmöglichkeiten und geltende Verhaltensvorschriften Änderungen der räumlichen Praxis notwendig machen, um Nutzung zu legitimieren. Shopping Malls können aber das Angebot an Freizeiträumen für Jugendliche auch erweitern. Gerade wenn ein Mangel an adäquaten Treffpunkten herrscht und klassische öffentliche Räume von „Verödung“ betroffen sind, so wie es im Fallbeispiel Ludwigshafen der Fall war, bilden sie einen alternativen „Erlebnisort“.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	1
2	Jugendliche als Untersuchungsgruppe.....	5
2.1	Verhaltensmuster und Erwartungen	6
2.2	Entwicklungsprozesse des Jugendalters	7
2.3	Jugend, Abweichung, soziale Kontrolle	9
2.4	Jugend und Freizeit	11
3	Jugendliche in öffentlichen Räumen	15
3.1	Ausgewählte Studien	16
3.1.1	Martha Muchow: Der Lebensraum des Großstadtkindes	16
3.1.2	Kevin Lynch: Growing up in Cities	18
3.1.3	Wüstenrot Stiftung 2003: Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt	20
3.1.4	Wüstenrot-Stiftung 2009: Stadtsurfer, Quartierfans & Co	21
3.1.5	Heinzelmann und Muri/Friedrich: Jugendliche in öffentlichen Räumen im Wohnumfeld	23
3.1.6	Aktuelle Praxisforschung	25
3.2	Synthese: Bedeutung und Funktion öffentlicher Räume für Jugendliche	26
3.2.1	Öffentlicher Raum als Mobilitätsraum	27
3.2.2	Öffentlicher Raum als Rückzugs- und Interaktionsraum	29
3.2.3	Öffentlicher Raum als Sozialisationsraum	30
3.3	Zwischenfazit	32
4	Diskussion des Raumbegriffs.....	35
4.1	Auseinandersetzung mit Raum in den Wissenschaften	35
4.2	Raumvorstellungen: Absoluter und Relationaler Raum	37
4.3	Spezifische Raumvorstellung in der Soziologie	40
4.3.1	Struktur und Handeln: Das Verständnis von Raum bei Giddens	41
4.3.2	Raumdimensionen: Das Verständnis von Raum bei Bourdieu	46
4.3.3	Gesellschaftliche Produktion des Raumes: Lefebvre	50
4.3.4	Spacing und Syntheseleistung: Das Konzept der Raumproduktion	58
4.3.5	Raum als Ausdruck von Machtstrukturen	60
4.4	Zwischenfazit	64
5	Zur Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit als Grundform des Städtischen ..	69
5.1	Urbanisierung, urbane Gesellschaft und das spezifisch Städtische	70
5.2	Öffentlichkeit und Privatheit	72
5.3	Dimensionen, Merkmale und Funktionen öffentlicher Räume	77

6	Zum Wandel öffentlicher Räume	81
6.1	Bedeutungswandel des öffentlichen Lebens als historischer Prozess	81
6.2	Die Transformation der „modernen Großstadt“	87
6.3	Aktuelle Tendenzen des Wandels öffentlicher Räume	91
6.3.1	Kommerzialisierung, Privatisierung und Entstehung neuer Raumtypen	92
6.3.2	Kontrolle und Überwachung	97
6.3.3	Mediatisierung	99
6.3.4	Belebung und Revitalisierung traditioneller öffentlicher Räume	101
6.4	Transformation öffentlicher Räume: Verfall oder Revitalisierung?	105
7	Methodisches Vorgehen.....	109
7.1	Auswahl der Untersuchungsorte und Settings	109
7.2	Qualitative Forschung und Forschungsperspektive	111
7.3	Methoden	113
8	Zwei Fallstudien	119
8.1	Saarbrücken	119
8.1.1	Rahmenbedingungen: Tendenzen und Zielsetzungen der Innenstadtentwicklung	119
8.1.2	Treffpunkte für Jugendliche im öffentlichen Raum	122
8.1.3	Öffentlicher Raum als konflikthafter Raum	138
8.1.4	Shopping Mall als neuer Raumtyp	151
8.2	Ludwigshafen	157
8.2.1	Rahmenbedingungen: Tendenzen und Zielsetzungen der Innenstadtentwicklung	157
8.2.2	Treffpunkte im öffentlichen Raum	160
8.2.3	Öffentlicher Raum als konflikthafter Raum	171
8.2.4	Shopping Mall als neuer Raumtyp	181
9	Schlussbetrachtung: Jugendliche in „öffentlichen“ Räumen	195
9.1	Qualitäten öffentlicher Räume	195
9.2	Shopping-Mall als neuer Möglichkeitsraum?	200
9.3	Öffentlicher Raum als Macht- und Herrschaftsraum: Im Spannungsfeld der Sichtbarkeit	203
9.4	Wandel öffentlicher Räume: Veränderte Möglichkeitsräume von Jugendlichen?	205
	Literaturverzeichnis	209
	Anhang	225

1 Einleitung

Jugendliche gehören zu den häufigsten und intensivsten Nutzern öffentlicher Stadträume (Zinnecker 2001). Dabei nutzen sie diese nicht nur als Durchgangsorte, sondern auch als Treffpunkte und Freizeiträume. In seiner umfangreichen Studie „Growing Up in Cities“ hat Kevin Lynch bereits 1977 kleinere Gruppen Jugendlicher in verschiedenen Städten der Welt untersucht, um deren Nutzung und Bewertung ihrer eigenen Umwelten aufzudecken und so die Bedeutung städtischer Räume als Ressource für die Entwicklung von Jugendlichen aufzuzeigen. Öffentliche Räume haben demnach eine große Relevanz im Leben Jugendlicher. Ihnen gegenüber stehen private Räume, die, so haben Studien zu den räumlichen Vorlieben Jugendlicher gezeigt (z. B. Merkens 2001, Lynch 1977), in der Freizeitgestaltung von Jugendlichen auch einen wichtigen Teil einnehmen, an die jedoch andere Anforderungen gestellt werden und die andere Funktionen erfüllen.

Die Aktivitäten, für die Jugendliche den öffentlichen Raum nutzen, betreffen überwiegend den Bereich Geselligkeit, Konsum und Sport (Wüstenrot Stiftung 2003). Öffentlicher Raum dient als Treffpunkt, man kommt zusammen, z.B. um sich zu unterhalten, einzukaufen, Skateboard zu fahren, Menschen zu beobachten und um „rumzuhängen“. Rumhängen ist dabei keine spezifische Tätigkeit, vielmehr ein bewusstes „Nichts-tun“ unter Gleichgesinnten, jedoch ohne dass Langeweile aufkommen würde (dazu auch Zinnecker 2001: 58).

Trotz der offensichtlichen Präsenz und Relevanz Jugendlicher im öffentlichen Raum befinden sie sich kaum im Fokus aktueller wissenschaftlicher, insbesondere auch stadtsoziologischer Forschung. Der Fokus bisheriger Studien zu Jugendlichen in öffentlichen Räumen lag vor allem auf der Funktion, die öffentlich nutzbare Räume für sie erfüllen. Der Teildisziplin der Jugendsoziologie fehlen jedoch meist Bezüge zum Raum, der Stadtsoziologie wiederum Bezüge zu Jugendlichen und deren spezifischen Aneignungs- und Nutzungsformen von Stadt und Raum. Auch für andere wissenschaftliche Disziplinen spielt das Thema „Jugendliche in öffentlichen Räumen“ eine Rolle, wenn auch nur marginal. Innerhalb der Stadt- und Raumplanung werden die Bedürfnisse Jugendlicher oft vernachlässigt, auch wenn Städte- und Gemeindeverordnungen Beteiligung aller Bevölkerungsgruppen vorsehen (z.B. BMVBS 2010b). Arbeiten der sozialräumlichen Pädagogik drehen sich wiederum stark um den Begriff der Aneignung von Raum und das Konzept des Sozialraums.

Mit wenigen Ausnahmen, insbesondere der Studie „Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt“, die 2003 von der Wüstenrot Stiftung herausgegeben wurde, und Arbeiten der sozialräumlichen Pädagogik (z.B. Reutlinger 2003, Deinet 2009), beziehen sich die wissenschaftliche und vor allem auch die öffentliche Diskussion häufig auf die Themen Jugendgewalt und -delinquenz in städtischen Räumen (z.B. Kilb 2009). In der öffentlichen Meinung wird „Jugend“ oftmals verallgemeinert und mit „Unordnung“ und „Regellosigkeit“ assoziiert (Anhorn 2011) bzw. als „Kriminalitäts- und Ordnungsproblem“ betrachtet (Althoff 2002). Die mediale Verbreitung des Bildes des „gefährlichen Jugendlichen“ trägt zu einer Verschärfung dieses Problems bei (ebd.). Werden Jugendliche in diesem Sinne mit abweichendem Verhalten und Kriminalität in Verbindung gebracht, so laufen sie Gefahr zu Adressaten von Verdrängung und Ausschluss oder von verschiedenen Kontrollhandlungen zu werden. Im Rahmen dieser Unsicherheitsdebatte spielt vor allem der Aspekt der „Sichtbarkeit“ Jugendlicher eine entscheidende Rolle, die besonders in den öffentlichen Räumen der Stadt zum Tragen kommt (Breyvogel 1998, Kersten 1998).

Bei einer Betrachtung der Situation Jugendlicher im öffentlichen Raum ist darüber hinaus auch die kontroverse Diskussion über einen Funktionswandel oder gar Verlustes öffentlicher Stadträume von Bedeutung (z.B. Harlander/Kuhn 2005, Schäfers 2001, Selle 2010a, 2010b). Die These des Verfalls der öffentlichen Räume der Stadt zieht sich schon seit mehreren Jahrzehnten durch sozialwissenschaftliche Debatten, zum Beispiel bei Richard Sennett, der in seinem 1977 im englischen Original erschienen Werk den „Verfall und das Ende des öffentlichen Lebens“ (Sennett 2008) beschreibt oder bei Jane Jacobs (1963), die in „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“ ähnliche Tendenzen darstellt.

Überwachung, Kontrolle, Privatisierung, Ökonomisierung und, damit verbunden, die Entstehung neuer Raumtypen wie Shopping Malls, sind Phänomene, die den öffentlichen Raum und seine Nutzungsmöglichkeiten zunehmend prägen und dessen idealtypische Merkmale – allgemeine Zugänglichkeit, mögliche Verhaltensoffenheit, Rollenvielfalt und Anonymität – erodieren lassen. Auch hinsichtlich der Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit in ihren verschiedenen Dimensionen lassen sich Veränderungen identifizieren und die Grenzen zwischen den beiden Polen verwischen (Siebel 2004b). Die veränderten Rahmenbedingungen von Stadt ziehen, so die These, Jugendlichen engere Grenzen und wirken sich auf deren Zugangs- und Teilhabechancen aus. Mit der Entstehung einer „3-S-Kultur“ (Sicherheit, Sauberkeit, Service) wird unkontrollierbares, abweichendes, ausprobierendes Verhalten zu einem Störfaktor, den es zu beseitigen gilt (Ronneberger 1999).

Inwieweit öffentlicher Raum und seine Qualitäten tatsächlich verfallen, ersetzt werden oder lediglich einem Wandel unterliegen, und ob und in welchem Ausmaß dies insbesondere Jugendliche betrifft, ist eine Frage die bislang unzureichend geklärt ist. Veränderungen der Struktur und Gestaltung öffentlicher Räume tragen, so die Annahme dieser Arbeit, dazu bei, dass sich die Raumnutzungsmöglichkeiten von Jugendlichen verändern. Eine These in diesem Zusammenhang ist, dass die Sichtbarkeit von Jugendlichen im öffentlichen Raum der Stadt weiter zugenommen hat. Dies kann auf veränderte bauliche Strukturen zurückgeführt werden: „Nischen“, wie zum Beispiel Bushaltestellen, verschwinden, da sie heute in der Regel einsehbar gestaltet werden, nicht zum verweilen einladen sollen und keinen Rückzugsraum mehr bieten. Mit Shopping Malls sind zudem neue Räume entstanden, die öffentliche Räume gewissermaßen imitieren, bereinigt von etwaigen Störungen und „unangemessenen“ Verhaltensweisen und die durch ihrer Gestaltung und Überwachung eine erhöhte Sichtbarkeit produzieren.

Zielsetzung

Die Zielsetzung dieser Arbeit teilt sich in zwei Bereiche: Auf theoretischer Ebene wird zunächst der sozialwissenschaftliche Begriff des Raumes hinsichtlich seiner Dimensionen, den implizierten Macht- und Ordnungsstrukturen und der Produktion von Raum dargestellt. Aufbauend auf diesen Überlegungen erfolgt eine theoretische Betrachtung von öffentlichem Raum und eine Diskussion hinsichtlich der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse, dem dieser unterliegt. Dabei werden die Produktionsbedingungen von Raum und die damit verbundenen Macht- und Ordnungsstrukturen in den Vordergrund gerückt. Vor dem Hintergrund der Forschungsgruppe Jugendlicher spielen dabei vor allem Gestaltungsmacht, Teilhabe und Möglichkeitsräume eine Rolle.

Im Rahmen einer empirischen Analyse sollen Jugendliche und jugendliche Subkulturen im öffentlichen Raum „lokalisiert“ und ihre dort verorteten „Alltagspraktiken“ ermittelt werden. Dabei steht weniger die Frage im Vordergrund, warum Jugendliche öffentliche Räume nut-

zen, sondern vielmehr die Frage, wie und wofür sie welche Räume nutzen. Ausgehend von der in öffentlichen und wissenschaftlichen Diskursen behandelten These eines Funktions- und Strukturwandels des öffentlichen Raumes der Stadt soll außerdem untersucht werden, ob und wie sich diese Veränderungen auf die Möglichkeitsräume und die Raumnutzung von Jugendlichen auswirken. Zentrale Untersuchungsfragen sind:

- Welche Möglichkeiten bietet urbaner öffentlicher Raum Jugendlichen (noch)?
- Wie werden Räume genutzt, umgenutzt und angeeignet?
- Sind Auswirkungen eines Funktions- und Strukturwandels öffentlicher Räume auf die Möglichkeitsräume von Jugendlichen erkennbar?
- Welche Rolle spielen neue Raumtypen wie Shopping Malls?
- Welche Nutzungskonflikte treten auf und in welcher Form finden Aushandlungsprozesse statt?

Methodisches Vorgehen

Die Beantwortung der Forschungsfragen erfolgt anhand zweier Fallstudien. Schauplatz dieser Studien sind die Innenstädte zweier deutscher Städte: Saarbrücken und Ludwigshafen. Die Städte haben eine ähnliche Einwohnergröße, unterscheiden sich jedoch stark in ihrer Struktur. In beiden Städten ist in etwa zum gleichen Zeitpunkt eine Shopping Mall eröffnet worden. Gemäß der These der „Eigenlogik der Städte“ (Löw 2008), nach der jede Stadt ihre eigene Struktur besitzt, erfolgt kein direkter Vergleich der beiden Untersuchungsorte anhand festgelegter Maßstäbe, sondern ein offenes Vorgehen. Raumnutzungsmöglichkeiten, planerisch vorgegebene Rahmenbedingungen und konkrete Nutzungsweisen öffentlicher Räume werden in beiden Fallstudien einzeln betrachtet. Dabei werden diese Räume und ihre Produktion in verschiedenen Dimensionen, über die materiell physische hinaus untersucht, das heißt soziale und symbolische (Be-)deutungen spielen ebenfalls eine zentrale Rolle.

Die Untersuchungsgrundlage bilden verschiedene qualitative Methoden: a) Um den Zugang zum Feld zu erleichtern und nötiges Vorwissen zu gewinnen, wurden zunächst offene, problemzentrierte Interviews mit Experten aus den Bereichen Jugendarbeit und Polizei geführt. Auf diese Weise konnten Orte lokalisiert werden, an denen sich Jugendliche bevorzugt aufhalten oder an denen sie auffällig werden und unter spezifischer Beobachtung stehen. b) Einen weiteren Schwerpunkt der Fallstudien bilden qualitative Gruppeninterviews mit Jugendlichen, um deren Perspektive und räumliche Praxis zu erfassen. c) Ergänzend wurden mithilfe nichtteilnehmender Beobachtung innerstädtische Treffpunkte und Aufenthaltsorte von Jugendlichen ausgemacht, beschrieben und das Spektrum der Nutzungsweisen skizziert. Im Gegensatz zur Befragung, bei der Einstellungen und Meinungen erhoben werden können, lassen sich mittels der Beobachtung die Sichtbarkeit und tatsächliche Verhaltensweisen erfassen, unabhängig von der Bereitschaft der Untersuchungsgruppe ihre Alltagsroutinen zu beschreiben.

Aufbau der Arbeit

In *Kapitel 2 und 3* wird die Untersuchungsgruppe „Jugendliche“ näher betrachtet: Nach der Diskussion einer Definition des Begriffs „Jugend“, erfolgt die Darstellung von Besonderheiten und Schwierigkeiten des Jugendalters. Es schließt sich ein Überblick über den Stand der Forschung zum Thema „Jugendliche in öffentlichen Räumen“ anhand ausgewählter und besonders relevanter Studien an. In diesem Zusammenhang werden Aspekte der spezifischen

Raumnutzung Jugendlicher und die Funktionen öffentlicher Räume herausgearbeitet. Dabei werden auch Defizite und Anknüpfungspunkte herausgestellt.

Kapitel 4 beschäftigt sich mit der allgemeinen Raumtheorie. Dabei wird zunächst die Interdisziplinarität der Diskussion dargestellt, um dann Raum als sozialwissenschaftliche Kategorie näher zu untersuchen. Die Grundlage bilden dafür die klassischen Theorien von Anthony Giddens, Pierre Bourdieu und Henri Lefebvre. Die dargestellten Theorien bilden eine Analysegrundlage für die folgenden Betrachtungen.

Aufbauend auf den theoretischen Überlegungen zu Raum wird in *Kapitel 5 und 6* der öffentliche Raum der Stadt betrachtet und in seinen verschiedenen Dimensionen dargestellt. Zentral ist an dieser Stelle die Unterscheidung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit. Für Öffentlichkeit im Allgemeinen und öffentliche Räume im Speziellen werden schon lange Tendenzen des Wandels bis hin zu Verfallsszenarien entworfen. Diese werden in erster Linie anhand relevanter Arbeiten von Hans-Paul Bahrdt, Richard Sennett und Jürgen Habermas vorgestellt. Eine Diskussion aktueller Entwicklungen soll schließlich einen Wandel öffentlicher Räume und damit auch einen Wandel der Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten verdeutlichen.

In *Kapitel 7 und 8* werden die Ergebnisse der Fallstudien in zwei Städten vorgestellt. Der Fokus der Betrachtungen liegt auf innerstädtischen öffentlichen und offen zugänglichen Räumen. Treffpunkte im öffentlichen Raum werden lokalisiert, Konflikte betrachtet und der neue Raumtyp Shopping Mall wird untersucht.

In *Kapitel 9* werden schließlich die theoretische Überlegungen und empirische Ergebnisse zusammengeführt und die Forschungsfragen beantwortet.

2 Jugendliche als Untersuchungsgruppe

Wissenschaftlich ist der Begriff „Jugend“ kein eindeutiger Terminus und kann aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet werden: der biologischen, die sich mit physiologischer Entwicklung in der Phase der Pubertät beschäftigt, der (entwicklungs-) psychologischen Perspektive, die kognitive und emotionale Prozesse fokussiert, und schließlich der hier besonders relevanten soziologischen Perspektive, in der sozialkulturelle Erfahrungen und die Abhängigkeit von sowie Wechselwirkungen mit dem aktuellen gesellschaftlichen Kontext im Vordergrund stehen (Fend 2011). Insgesamt ist „Jugend“ keine einheitliche Lebensphase: „Die grundlegenden gesellschaftlichen Strukturen, insbesondere die Strukturen der sozialen Ungleichheit (soziale Klassen, Schichten und Milieus) in Verbindung mit den Vorgaben des hierarchisch gegliederten Bildungssystems sowie die gesellschaftliche Geschlechterordnung führen zu höchst unterschiedlichen Ausprägungen und Verläufen der Lebensphase Jugend“ (Scherr 2009: 24). Auch die Definition dessen, was unter der Jugendphase zu verstehen ist, welche Verhaltensweisen mit ihr verbunden sind und wie diese bewertet werden, ist abhängig von der aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen und unterliegt damit einem historischen Wandel (Hurrelmann 2010: 19).

Doch auch innerhalb der soziologischen Diskussion ist die Operationalisierung des Jugendbegriffs¹ unscharf. So unterscheidet Katharina Liebsch (2012a) Jugend nach drei Ebenen: als Lebensphase, als Lebenslage und als Lebensstil (13f.).

1.) Im alltäglichen Sprachgebrauch verstehen wir unter den Begriffen Jugend bzw. Jugendliche in der Regel die nicht trennscharf abzugrenzende *Lebensphase* zwischen Kindheit und Erwachsenenalter, die gleichsam mit verschiedenen Verhaltenserwartungen und Eigenschaften verbunden wird, im negativen wie im positiven Sinne. „Die Ebene der Betrachtung und der Diskussion von Jugend als Lebensphase folgt einem Verständnis, in dem Jugend von Kindheit, Erwachsenenheit und dem Alter unterschieden und in einem biografischen Kontinuum gesehen wird“ (Liebsch 2012a: 13). Als Lebensphase ist Jugend damit zeitlich abgrenzbar. Eine konkrete Festlegung von Altersgrenzen ist jedoch schwierig. Auch Bourdieu weist darauf hin, dass „die Grenzen zwischen Jugend und Alter in allen Gesellschaften Gegenstand von Auseinandersetzungen gewesen“ (Bourdieu 1993: 136). In Abhängigkeit vom gesellschaftlichen Kontext und auch in Abhängigkeit von der jeweiligen Forschungsfrage existieren unterschiedliche Alterseinteilungen. Als Anhaltspunkt kann Hurrelmann (2010: 41) dienen, der eine interne Untergliederung der Lebensphase Jugend in folgender Form vornimmt:

- Frühe Jugendphase: die 12- bis 17-Jährigen in der ‚pubertären Phase‘
- Mittlere Jugendphase: die 18- bis 21-Jährigen in der ‚nachpubertären Phase‘
- Späte Jugendphase: die 22- bis 27-Jährigen in der Übergangszeit auf die Erwachsenenrolle

Vor allem das Ende der Jugendphase ist nicht eindeutig markiert. Nach Albert Scherr (2009: 22) erfolgt der Übergang von der Jugendphase in die Lebensphase eines Erwachsenen heute in Form mehrerer aufeinanderfolgender Übergänge: „Ende der Pubertät; rechtliche Mündigkeit; Abschluss der schulischen und beruflichen Erstausbildung; Ablösung und ökonomische Unabhängigkeit von der Herkunftsfamilie; Gründung eines eigenen Haushalts“ (ebd.). Im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung hat sich die Jugendphase ausgedehnt, in dem

¹ Zur Entstehung des Jugendbegriffs z.B. Scherr 2009: 19f.; Zur Geschichte der Jugend(-phase) z.B. Liebsch 2012b, Scherr 2009, Hurrelmann 2010.

Maße, dass die Pubertät sich vorverlagert und die Ausbildungszeiten sich deutlich verlängert haben (Hurrelmann 2010; Scherr 2009: 27).

Ein zentrales Element der Lebensphase Jugend sind die damit einhergehenden biologischen und kognitiven Veränderungen und die Entwicklung von Sexualität und Geschlechtsreife (Fend 2011). Der Körper verändert sich und auch die Wahrnehmung des anderen Geschlechts erfährt eine neue Qualität und gewinnt an Bedeutung. Diese Prozesse haben sowohl Auswirkungen auf das soziale Handeln, als auch auf soziale Beziehungen (Scherr 2009).

2.) Als bedeutende und differenzierende Aspekte der *Lebenslage* Jugend gelten die Schulpflicht, die finanzielle Abhängigkeit von den Eltern oder auch die verschiedenen Stufen der Strafmündigkeit. Mit 18 Jahren wird die Volljährigkeit erreicht. Sie geht einher mit voller Geschäftsfähigkeit, Prozessfähigkeit, Strafmündigkeit, Deliktsfähigkeit etc. (Hurrelmann 2010: 35). Die Lebenslage „Jugend“ entscheidet stärker anhand von spezifische Handlungsmöglichkeiten und Verpflichtungen.

3.) „Die dritte Perspektive nimmt genau die Personen in den Blick, die der Lebensphase und Lebenslage Jugend zugeordnet sind und die aufgrund dessen Verhaltensweisen, Haltungen, Aktivitäten und Geschmacksrichtungen entwickeln und praktizieren, die sich von denen unterscheiden, die nicht zu dieser Gruppe gehören. Jugend wird hier als Lebensstil untersucht“ (Liebsch 2012a: 14). Gerade in Bezug auf den Lebensstil „Jugend“ spielen der Wunsch nach Distinktion und der Findungsprozess einer eigenen und individuellen Identität eine Rolle.

Anhand aller drei Bereiche wird deutlich, dass es sich bei Jugendlichen um eine sehr heterogene Gruppe handelt, die sich allen voran nach Alter, Geschlecht und Lebensstil unterscheiden. So betont auch die Shell-Jugendstudie 2010 die Vielfalt der Lebenswelten Jugendlicher, hinsichtlich Herkunftsfamilie, Wohnformen und Lebensstilen (Leven et al. 2010: 53ff.). Besonders die Unterschiede in der sozialen Herkunft bestimmen über ihre Chancen, sowohl im Bildungs-, als auch im Freizeitbereich. Gerade in letzterem sind ökonomische Ressourcen für bestimmte Aktivitäten notwendig.

2.1 Verhaltensmuster und Erwartungen

Die Jugendphase wird als eine Zeit des Übergangs und der Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen verstanden. Damit sind verschiedene Zuschreibungen und Verhaltenserwartungen verknüpft. „Jugendtypische Verhaltensweisen und Probleme werden als Auseinandersetzungen mit den Gegebenheiten, den Zwängen und den Möglichkeiten untersucht, die Jugendliche in einer jeweiligen gesellschaftlichen Situation vorfinden“ (Scherr 2009: 18). Als Lern- und Entwicklungsphase erfordert Jugend dabei ein Verständnis für jugendliches Experimentieren und das Ausprobieren von Verhaltensweisen und Rollen auf der Suche nach der eigenen Identität. Um dies zu ermöglichen werden gewisse Freiräume benötigt.

Es besteht ein Wechselverhältnis von derartigen Freiräumen auf der einen Seite, die Gestaltungsmöglichkeiten und Räume zum Experimentieren bieten, und, auf der anderen Seite, spezifischen Anforderungen, die an Jugendliche gestellt werden (Liebsch 2012a: 15; Scherr 2009: 21). Scherr beschreibt Jugend dementsprechend als eine stark widersprüchliche Lebensphase: „Einerseits unterliegen Jugendliche Qualifizierungszwängen und verfügen nicht über die gleichen Rechte wie Erwachsene; sie sind ökonomisch abhängig und gelten als erziehungsbedürftig. Andererseits werden Jugendliche nicht mehr wie Kinder behandelt, ihnen wird zugestanden und zugemutet, über bestimmte Aspekte ihrer Lebensführung selbst

zu bestimmen und über Zeiten und Räume zu verfügen, die nicht von Erwachsenen beaufsichtigt werden“ (Scherr 2009: 20). Die Abhängigkeit und Erziehungsbedürftigkeit gehen einher mit (noch) eingeschränkten Rechten und einer begrenzten Handlungsmacht.

In der Diskussion um Jugend werden dementsprechend auch Machtverhältnisse, Autoritätsbeziehungen und Konflikte zwischen Generationen thematisiert. So schreibt Bourdieu (1983a: 137): „In der ideologischen Vorstellung von der Aufteilung in jung und alt werden den Jungen bestimmte Dinge gewährt, für die sie im Gegenzug eine Menge anderer Dinge den Alten überlassen müssen. (...) Diese Struktur, die sich auch an anderen Stellen wiederfindet (zum Beispiel im Geschlechterverhältnis) erinnert daran, daß es bei der logischen Aufteilung zwischen Jugend und Alter um Macht geht, um Gewaltenteilung (im Sinne von Spaltung). Klassifizierungen nach dem Alter (aber auch nach dem Geschlecht und natürlich nach der Klasse...) laufen immer darauf hinaus, Grenzen zu setzen und eine *Ordnung* zu produzieren, an die jeder sich zu halten hat, in der jeder seinen Platz zu behalten hat“ (Hervorhebung i. O.). Gegenüber Erwachsenen verfügen Jugendliche im Rahmen der gesellschaftlichen Ordnung über eine geringere Gestaltungsmacht, in ihre Entwicklung und Sozialisation ist jedoch durch das Ausprobierende und experimentierende Verhalten gerade auch die Herausforderung der Autoritäts- und Machtstrukturen angelegt. An dieser Stelle wird der zentrale Widerspruch deutlich, der der Jugendphase zugrunde liegt.

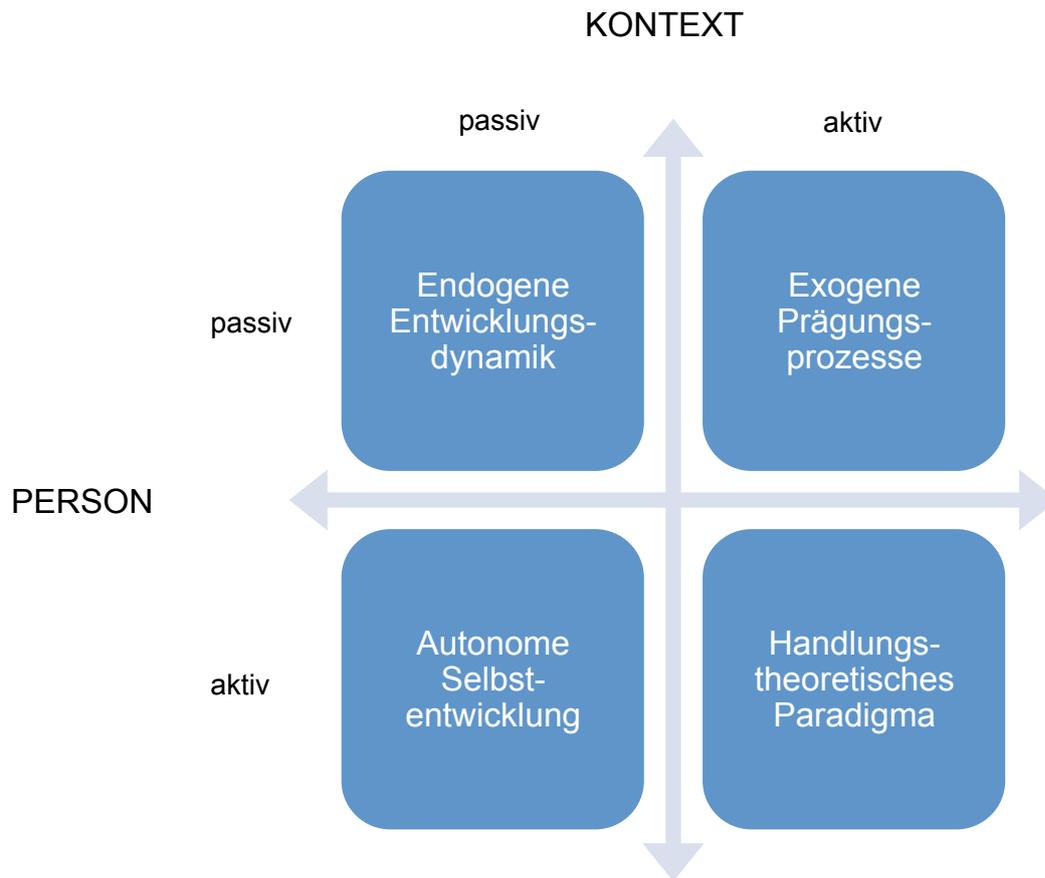
2.2 Entwicklungsprozesse des Jugendalters

Hurrelmann (2010) identifiziert aus psychologischer Sicht vier Entwicklungsaufgaben des Jugendalters (27f.):

1. Die Entwicklung einer intellektuellen und sozialen Kompetenz.
2. Die Entwicklung eines inneren Bildes der Geschlechtszugehörigkeit.
3. Die Entwicklung selbstständiger Handlungsmuster für die Nutzung des Konsumwarenmarktes.
4. Die Entwicklung eines Werte- und Normensystems und eines ethischen und politischen Bewusstseins.

Das Handlungsspektrum und das Spektrum einnehmbarer Rollen Jugendlicher werden erweitert (Hurrelmann 2010: 32). Ein Modell der modernen Entwicklungspsychologie (Fend 2011) verdeutlicht die Vielschichtigkeit der Entwicklung Jugendlicher.

Abbildung 1: Paradigmen der Konzeptualisierung von Entwicklung



Quelle: Eigene Darstellung nach Fend 2011: 206

Als Quellen von Entwicklung identifiziert das Modell die Person und den Kontext, die beide sowohl aktiv als auch passiv wirken. Ein endogenes, biologisches „internes“ Programm steuert die Entwicklung von Jugendlichen in passiver Weise. Endogene psychologische Modelle bringen den aktiven Bezug im Rahmen einer Selbstentwicklung bzw. Selbstverwirklichung ein. Auch exogene Faktoren spielen durch die Umwelt und deren Gestaltungskräfte bei der Entwicklung Jugendlicher eine Rolle: „Die innere Struktur des Menschen entsteht durch die äußeren Einwirkungen“ (Fend 2011: 206). Damit ist die jeweils herrschende gesellschaftliche Struktur prägend für die Entwicklung. „In der Entwicklungspsychologie herrscht heute Übereinstimmung, daß die Person weder passiv von inneren Entwicklungskräften bestimmt, noch untätig externen Einflüssen ausgesetzt ist. Personen setzen sich handelnd mit den systemisch ‚verwobenen‘ Bedingungen ihrer Umwelt auseinander“ (ebd.). Jugendliche sind handelnde Subjekte die sich, auf Basis ihrer endogenen, inneren biologischen Entwicklungsfaktoren mit dem gesellschaftlichen Kontext und seinen Strukturen auseinandersetzen. In dieser Sozialisation werden Regeln, Werte und Normen, Handlungsmuster und Gewohnheiten erlernt (Scherr 2009: 66).

Auch Hurrelmann beschreibt Sozialisation als den Prozess der „Entwicklung der Persönlichkeit in Auseinandersetzung mit den inneren und äußeren Anforderungen“ (Hurrelmann 2010: 49). Als wichtigste Sozialisationsinstanzen gelten neben der Herkunftsfamilie, Bildungs- und Qualifizierungseinrichtungen wie Schule und Ausbildungsstätte, die Medien und die Gruppe der Gleichaltrigen (ebd.: 69f).

Die Bedeutung der Gruppe der Gleichaltrigen (Peer-Group) nimmt im Rahmen der emotionalen Ablösung von der Herkunftsfamilie stetig zu (Scherr 2009: 70ff. unter Bezugnahme auf

Eisenstadt 1966). Vor allem im Hinblick auf die Freizeitgestaltung ist die Peer-Group für Jugendliche eine wichtige Instanz. „Sie sind dadurch charakterisiert, dass sie ihren Mitgliedern gruppenbezogene vollwertige Teilnahmechancen gewähren und damit eine Erfahrung in einem als relevant empfundenen sozialen Raum gestatten, die ihnen in anderen gesellschaftlichen Handlungsbereichen verwehrt bleibt. Gleichaltrigengruppen treffen sich außerhalb des Einzugsbereichs der Erziehungsberechtigten in Familie und Schule und verstehen sich ausdrücklich als nicht von Erwachsenen initiiert, geleitet und kontrolliert“ (Hurrelmann 2010: 127). Somit bietet die Gruppe zum einen Rückhalt, der in anderen Bereichen fehlt, zum anderen einen relativen Frei- und Schonraum.

Gerade in Forschungsansätzen zu Jugendkulturen und jugendlichen Lebensstilen (z.B. Hitzler 2010, Ferchhoff 2011) wird deutlich, dass diese als eigenständige gesellschaftliche Gruppen und aktive soziale Akteure betrachtet werden müssen und nicht in rein entwicklungspsychologischer Perspektive, überspitzt gesagt, defizitär, in einem zu bewältigenden Übergangsprozess zu einem erwachsenen, mündigen und unabhängigen Akteur der Gesellschaft. Jugendkulturen haben spezifische Stilmerkmale (Kleidung, Frisuren, etc.) entwickelt, um sich sowohl von der Erwachsenenwelt, als auch von anderen Jugendlichen abzugrenzen und in ihrer Weise auch zu polarisieren. Diese Distinktion und Selbstinszenierung findet oftmals in selbst angeeigneten und umfunktionierten, vielfach öffentliche Räumen außerhalb von Elternhaus und institutionalisierten Räumen statt (Hurrelmann 2010: 132f.). „Gegenwärtige Jugendkulturen sind – vom Sonderfall der rechtsextremen Jugendszene abgesehen – nicht mehr generell als provokative und rebellische Minderheiten zu charakterisieren, die zu einer erheblichen Verunsicherung von Politik, Pädagogik und Medien führen“ (Scherr 2009: 182). Sie können auch einen kulturellen gesellschaftlichen Einfluss transportieren und unter anderem über bestimmte Protestformen Tendenzen des Wandels induzieren. Ein Beispiel dafür ist die Anti-Atomkraft Bewegung der 70er Jahre (Farin 2006: 94f).

2.3 Jugend, Abweichung, soziale Kontrolle

„Abweichendes Verhalten gehört zu Jugend wie Pickel, schlechte Noten oder Liebeskummer“ (Radtke 1995: 219). Die Jugendphase als Statuspassage von der Kindheit ins Erwachsenenalter ist hinsichtlich ihrer Außenwahrnehmung als problematisch zu betrachten. Jugendliche sind weder (unschuldiges) Kind, noch haben sie die vollständige soziokulturelle und psychische Reife des Erwachsenenalters erreicht (Anhorn 2002: 52). Von Erwachsenen wird die Jugendphase nicht selten als „Moratorium“ betrachtet, eine Zeit „des zwecklosen Verweilens in der Gesellschaft ohne feste Perspektive und ohne Verantwortung“ (Hurrelmann 2010: 23). Roland Anhorn (2002: 52) spricht in diesem Zusammenhang von einem „Defizit- und Störungsmodell“, dass Jugend darüber definiert, „was ihr fehlt, woran es ihr mangelt, wovon sie abweicht, was sie (noch) nicht ist – und zwar stets zu der Norm des (mittleren) Erwachsenenalters“.

Damit verbunden sind nach Hurrelmann (2010: 23f.) verschiedene Stereotype und Vorurteile: Jugendliche werden als unreif und unmündig empfunden, ihnen wird ein marginaler gesellschaftlicher Stellenwert zugesprochen und sie werden mit „Problemverhaltensweisen wie Aggressivität und Fremdenfeindlichkeit, Drogenkonsum und Hyperaktivität“ in Verbindung gebracht. Als weitere typische Merkmale gelten Unbeständigkeit, Unvernunft, Rebellion, Störung, Disziplinlosigkeit bis hin zu Gefährlichkeit und Kriminalität (Anhorn 2002). Mit dem Prozess des Ausprobierens, des Findens der eigenen Identität durchlaufen Jugendliche eine „Sturm- und Drang- Periode“ (Hurrelmann 2005: 29). Die zunehmende Selbstständigkeit und

das Testen von gesellschaftlichen Konventionen, Normen und Grenzen lassen Jugendliche unkontrollierbar, anders und abweichend erscheinen. „Auch konformes Handeln wird sozial gelernt, und dies schließt Erfahrungen mit Regelverletzungen als Teil des Lernprozesses ein“ (Scherr 2009: 201). Somit ist „Abweichung“ ein fester Bestandteil der Jugendphase.

Der Ausdruck des „Abweichendes Verhalten“ wird oftmals synonym mit dem Begriff der Devianz verwendet. In seinem Lehrbuch der Soziologie beschreibt Giddens (2009: 328) diesen in folgender Weise: „Devianz kann als mangelnde Konformität gegenüber einer gegebenen Norm oder einer Menge von Normen definiert werden, die von einer hinreichend großen Anzahl von Personen in einer Gemeinschaft oder Gesellschaft akzeptiert werden“. Um abweichendes Verhalten zu erkennen, muss ein Maßstab zugrunde liegen an dem ein „korrektes“ regelkonformes Verhalten bemessen werden kann. „Alle sozialen Gruppen stellen Verhaltensregeln auf und versuchen sie – zu gewissen Zeiten, unter gewissen Umständen – durchzusetzen. Soziale Regeln definieren Situationen und die ihnen angemessenen Verhaltensweisen, indem sie einige Handlungen als „richtig“ bezeichnen, andere als „falsch“ verbieten“ (Becker 2014: 25). Gemäß des Etikettierungsansatzes („Labeling Approach“) muss eine abweichende Handlung erst als solche bezeichnet werden (Becker 2014: 31).

Sozial abweichendes Verhalten muss jedoch von tatsächlich kriminellem Verhalten unterschieden werden. Bei tatsächlich kriminellem Verhalten handelt es sich um Verstöße gegen geltende Gesetze und damit um Straftaten. Gerade kleinere Delikte werden jedoch auch von Jugendlichen verübt um Grenzen auszutesten und damit in manchen Fällen Anerkennung von anderen Gruppenmitgliedern zu erhalten (Hurrelmann 2010: 136f.). „Auch das Austesten von Risiken wie die Nutzung illegaler Drogen oder das Betrinken mit Alkohol, das Fahren mit Fahrzeugen mit Überhöher Geschwindigkeit und gegen die Verkehrsregeln und unkontrolliertes Sexualverhalten gehört in dieser Entwicklungsstufe zu den Fähigkeiten, die man sich Aneignen muss, um zu lernen, mit welchen Herausforderungen man umgehen kann und mit welchen nicht“ (ebd.: 136).

Insgesamt ist Devianz, auch unter Jugendlichen, unterschiedlich verteilt: „In städtischen Ballungszentren mit großen Bevölkerungsgruppen, die an der Armutsgrenze (bzw. großer Anteile von Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängern) leben, ist sie größer als in wohlhabenden sozialen Schichten. (...) Deprivierte männliche Jugendliche, die vieles nicht haben, was sie sich wünschen, sind deutlich aggressiver als privilegierte“ (Fend 2011: 447). Fend weist jedoch auch darauf hin, dass nicht alle Jugendlichen „die unter problematischen Umständen leben“ (ebd.: 448), deviant werden. Mädchen neigen zudem weniger zu Devianz als Jungen, zeigen jedoch in den letzten Jahren eine stärkere Zunahme abweichenden Verhaltens (ebd.: 178).

Gelten Jugendliche als potenzielle Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit so werden Ängste mit ihnen assoziiert. Jugendliche rücken meistens dann in den medialen Fokus, wenn sie mit abweichendem bis hin zu kriminellem Verhalten in Erscheinung treten (Radtke 1995). Zugespitzt wird „Jugend“ so zu einem Problem, schlimmstenfalls zu einer Bedrohung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Prominente Beispiel aus Europa sind die Auseinandersetzungen in den französischen Banlieus (Lapeyronnie 1998) oder die Jugendkrawalle in London (Sergeant 2012). Oft sind hier Rassismus und soziale Benachteiligung die Hauptauslöser, insgesamt vermischen sich in den Unruhen aber kulturelle, politische und soziale Dimensionen (Lapeyronnie 1998: 297). In beiden Fällen wird ein Bild von Jugendlichen gezeichnet, das von Gewalt und Kriminalität beherrscht ist.

Ein Problem gerade in den öffentlichen Räumen der Stadt ist das Auftreten von Jugendlichen in größeren Gruppen, zum Teil kombiniert mit ihrem Kleidungsstil und ihren Verhaltenswei-

sen. Lautstärke und ihre bloße Sichtbarkeit können zu Irritationen und im schlechtesten Fall zu Unsicherheitsgefühlen führen: „Mit ihren öffentlichen Ausdrucksformen, mit ihren subkulturellen Stilen, mit ihrem Aussehen allein verbinden sich bereits Angstsyndrome und Schreckensbilder, die sich in einer seltsamen (neuen) Zirkularität zwischen den Betrachtern und den Betrachteten austauschen. Negativetikettierungen, Pauschalisierungen und Stereotypen kennzeichnen dabei die Formen der Sichtbarkeit“ (Breyvogel: 1998: 91f.). Jugendliche nutzen öffentliche Räume um sich „in Szene zu setzen“ und aufzufallen und erlangen dadurch eine öffentliche Aufmerksamkeit (Reutlinger 2015: 53), auf die nicht selten mit ordnungspolitischen Maßnahmen reagiert wird. Häufig ist diese Sichtbarkeit besonders bei jugendlichen Subkulturen stärker ausgeprägt, die durch ihren Kleidungsstil und ihr Auftreten auffallen. Dieses Phänomen ist jedoch nicht neu, ebenso wenig wie die Angst vor Unberechenbarkeit und Gewaltbereitschaft dieser Gruppen. So gab es bereits früher zum Teil aggressive Jugendkulturen, wie die Edelweißpiraten, Teddy Boys, Mods, Rocker, Hooligans, Street-Gangs, Skinheads oder Punks (Simon 1997). „Die Gesellschaft war schon immer durch die Jugend beunruhigt, sie war entweder zu unpolitisch oder zu links, zu hedonistisch oder zu gewalttätig. Das Reden über die Jugend korrespondierte schon immer mit Bedrohungsszenarien“ (Althoff 2002: 76f.).

Ob diese Kriminalitätsfurcht tatsächlich berechtigt ist steht jedoch in Frage. Daten der Kriminalitätsstatistik und der Opferforschung verifizieren dies nicht. So betont Kersten (1998: 112f.) „daß Bilder von Gefährlichkeit und Gefährdung der Wirklichkeit oft nicht entsprechen, sie werden konstruiert“. Es sind vor allem männliche Jugendlichen, die als Opfer von Gewaltstraftaten in Erscheinung treten, jene Gruppe, die gemeinhin mit Bedrohung und als potenzielle Tätergruppe assoziiert wird (Kersten 1998). „Jugendliche gelten als Individuen, für die die herrschenden Normen und Werte einer Gesellschaft nicht selbstverständlich sind oder keine Gültigkeit haben und an denen soziale Kontrolle demonstriert werden muss“ (Althoff 2002: 76). Diese Kontrollen können jedoch auch dazu führen, dass die diffusen Ängste gegenüber „der Jugend“ in der öffentlichen Wahrnehmung verfestigt werden. Folge können eine erhöhte Sensibilisierung und verstärkte Kontrollhandlungen gegenüber Jugendlichen sein.

2.4 Jugend und Freizeit

Neben den verhältnismäßig durchstrukturierten Teilbereichen Schule und Ausbildung, bildet die Freizeit einen wichtigen Punkt im Leben und auch in der Sozialisation Jugendlicher. In dieser Zeit sind Jugendliche stärker von sozialen Zwängen und normativen Erwartungen, die ihnen beispielsweise im Bildungsbereich entgegengebracht werden, befreit (Hurrelmann 2010: 135). Der Freizeitsektor bietet eine Mischung aus „Herausforderung und Unverbindlichkeit“ (ebd.: 137), er ist ein „soziales Übungsfeld für den Umgang mit der unendlich groß erscheinenden Fülle von Wahl- und Verhaltensmöglichkeiten der Lebensgestaltung“ (ebd.). Diese Angebote und Möglichkeiten haben heute deutlich zugenommen. „Einen entsprechend hohen Stellenwert hat es bei den Jugendlichen, Alternativen auszuprobieren, Grenzen zu testen und Erfahrungen zu sammeln“ (Leven et al. 2010: 80).

In der nunmehr 16. Shell Jugendstudie wird die Lebensphase Jugend als eine „sehr offene Lebensphase, die ungeheuer viele Möglichkeiten zur persönlichen Entfaltung bietet“ (Albert et al. 2010: 38), beschrieben. „Für die meisten Jugendlichen sind die Freiräume bei Konsum und Medien, Freizeit- und Sozialkontakten, Lebensstil und individuellem Gestalten des Alltags so groß wie wahrscheinlich noch nie zuvor“ (Albert et al. 2010: 38). Die hohe Wahlfrei-

heit zwingt zum einen zu Entscheidungen, zum anderen eröffnen sie ein Problem ungleicher Teilhabechancen, denn gerade im Freizeit- und Konsumbereich werden Teilhabemöglichkeiten über finanzielle Ressourcen bestimmt, die unter den Jugendlichen sehr ungleich verteilt sind (Leven et al. 2010: 83).

Die Ergebnisse der Shell Jugendstudie (vgl. Abbildung 2) zeigen, dass im Vergleich zu den Vorjahren die Bedeutung des Internets als „Freizeitraum“ erwartungsgemäß deutlich zugenommen hat und „im Internet surfen“ eine der bedeutendsten Freizeitaktivitäten Jugendlicher darstellt. Das Internet bildet eine Plattform des Austauschs und Möglichkeiten der Freizeitgestaltung (Leven et al. 2010: 53ff). Jugendliche sind dabei nicht nur Nutzer der Internets, sondern zunehmend auch selbst Produzenten (z.B. auf der Videoplattform Youtube). Das Internet ist als Kommunikationsmedium, gerade durch den Besitz von Smartphones und Tablets, inzwischen unabhängig von Zeit und Raum nahezu überall verfügbar. So werden Mobilität und Kommunikation eng miteinander verbunden. Ebenso bedeutsam ist jedoch immer noch „Sich mit Leuten zu treffen“. Geselligkeit, der informellen Art und der direkte soziale Kontakt zu (in der Regel) Gleichaltrigen sind die zweithäufigste Freizeitbeschäftigung im Laufe einer Woche. Darauf folgen Musikhören und Fernsehen, Tätigkeiten, die sich vor allem in den eigenen vier Wänden abspielen und weniger Interaktion, sondern vielmehr Rückzug darstellen.

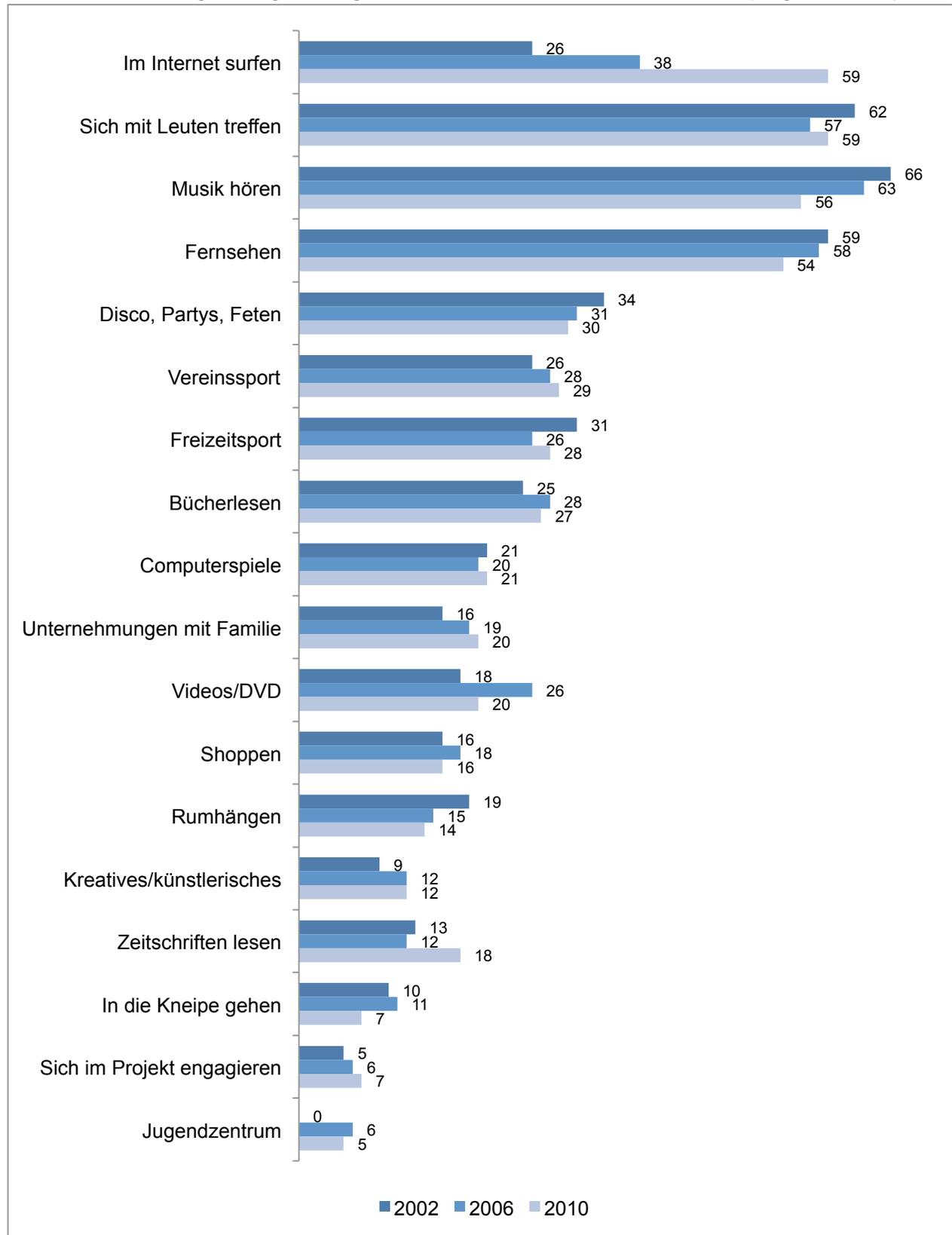
Eine neuere Studie auf Basis von Daten des Sozio-ökonomischen Panels (Hille et al. 2013) betont, die veränderte Freizeitgestaltung Jugendlicher in den letzten zehn Jahren, weg von informellen Aktivitäten, wie dem Treffen von Freunden, hin zu einer stärkeren Bedeutung bildungsorientierter Aktivitäten, zum Beispiel in Form zusätzlicher Angebote von Musik- und Sportunterricht außerhalb des schulischen Bereichs (ebd.). Dieser grundsätzliche Anstieg gilt für alle sozialen Schichten, wobei Jugendliche aus sozial schwächeren Familien bildungsorientierte Angebote nach wie vor weniger stark nutzen, als das bei Jugendlichen aus besser gestellten Familien der Fall ist (ebd.).

Gerade im Freizeitmarkt zählen Jugendliche zu den wichtigsten Kunden (Hurrelmann 2010: 135f.): Als Konsumenten agieren sie, auch wenn sie finanziell noch von den Eltern abhängig sind, vergleichsweise früh autonom. Heute haben Jugendliche insgesamt mehr Geld zur Verfügung als zu früherer Zeit (Albert et al. 2010: 47). Der Ausdruck des eigenen Lebensstils geschieht gerade bei Jugendlichen Subkulturen über Musik und Kleidungsstil. „Über den Konsum – manchmal auch über den expliziten Nicht-Konsum – verschiedener Musikströmungen, Medien, Marken etc. drücken Jugendliche ihren individuellen Stil sowie ihre Zugehörigkeit zu bestimmten politischen Einstellungen oder Subkulturen aus“ (Albert et al. 2010: 47). Über den Konsum bestimmter Produkte und vor allem auch Marken sichern sich Jugendliche Anerkennung und ein Gefühl der Zugehörigkeit (Hurrelmann 2010: 139f), besonders wenn es um Produkte geht, die gerade „in“ sind. Damit einher geht ein sozialer Druck mitzuhalten und dazu zu gehören (Hurrelmann 2010: 139f.)

Die Betrachtung der Freizeitaktivitäten von Jugendlichen wirft die Frage auf, welche Räume öffentliche Räume überhaupt als Freizeiträume spielen, denn die meisten Aktivitäten spielen sich in privaten, institutionalisierten oder auch virtuellen Räumen ab. Im Folgenden Kapitel wird die Bedeutung öffentlicher Räume für Jugendliche ausführlich dargestellt.

Abbildung 2 : Häufigste Freizeitbeschäftigungen im Laufe einer Woche

Bis zu fünf Nennungen möglich. Jugendliche im Alter von 12 bis 25 Jahren (Angaben in %)



Quelle: Eigene Darstellung nach Leven et al. (2010): 96f.

3 Jugendliche in öffentlichen Räumen

Öffentliche Räume sind beliebte Freizeit- und Aneignungsräume von Jugendlichen: „Die Aneignung des Raumes ist das Resultat der Möglichkeit, sich im Raum frei bewegen, sich entspannen, ihn besitzen zu können, etwas empfinden, bewundern, träumen, etwas kennenlernen, etwas den eigenen Wünschen, Ansprüchen, Erwartungen und konkreten Vorstellungen gemäßes tun und hervorbringen zu können“ (Chombart de Lauwe 1977: 6)². Öffentlicher Raum ist demnach Freiraum und Möglichkeitsraum, der auch die Chance zu Umnutzungen nach eigenen Wünschen bietet. Seine Nutzungen sind dabei nicht explizit vordefiniert.

Aneignung vollzieht sich auf der Ebene einer Mensch-Umwelt-Beziehung, denn öffentlicher Raum besteht nicht nur aus einer materiell-physischen Dimension, sondern ist gesellschaftlich produzierter, sozialer Raum (Deinet/Reutlinger 2005: 295; Lefebvre 1991 und ausführlich Kap. 4). „Aneignen meint sehr allgemein das Erschließen, ‚Begreifen‘, Verändern, Umfunktionalisieren und Umwandeln der räumlichen und sozialen Umwelt. Aneignung impliziert das aktive Handeln des Subjektes, seine Auseinandersetzung mit der räumlichen und sozialen Umwelt“ (Deinet/Reutlinger 2005: 295).

Aneignung kann jedoch nur in einem bestimmten Rahmen stattfinden: „Ihre Grenzen sind durch die Schranken der physischen und juristischen Inbesitznahme definiert sowie zugleich durch die sozialökonomischen Bedingungen, denen die Subjekte unterworfen sind. Die Aneignung des Raumes ist kein individueller und isolierter Akt. Sie ist vielmehr gesellschaftlicher Natur, da die Objekte und ihre Verteilung im Raum als Träger von Botschaften und Bedeutungen fungieren. Derart ist die Aneignung des Raumes ein Kommunikationsprozess. Sie erhält ihr Gesicht durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, das Ensemble gesellschaftlicher Strukturen und die jeweiligen Ideologien“ (Chombart de Lauwe 1977: 6). Der gebaute Raum impliziert Eigentumsverhältnisse und ist damit ein geregelter Raum. Aneignung bzw. die Möglichkeit dazu, vollzieht sich in dem Spannungsverhältnis von „Verregelmtem“ und „gelebten Raum“ (ebd.: 3). Dabei bestimmen Eigentumsverhältnisse über Aneignungsmöglichkeiten. Über die so bestehenden Herrschaftsverhältnisse können soziale Konflikte auftreten, denn unterschiedliche Nutzungsansprüche und Interessen treffen aufeinander. Diese Annahme impliziert, dass ein Funktionswandel öffentlicher Räume, beispielweise durch zunehmende Privatisierung, Ökonomisierung oder Überwachung gleichsam einen Wandel der Aneignungsmöglichkeiten und -bedingungen mit sich bringt.

Im alltäglichen Sprachgebrauch aber auch in der wissenschaftlichen Literatur, ist die Definition dessen, was unter *öffentlichen Räumen* verstanden wird, nicht eindeutig³. Herlyn et al. (Wüstenrot Stiftung 2003) benennen sechs verschiedene Typen öffentlicher Stadträume, die für Jugendliche in ihrer Freizeit Relevanz haben: Räume im Wohnumfeld, grünbestimmte Freiräume, Infrastruktureinrichtungen für Jugendliche (v.a. Jugendzentren), (Fußgänger-)straßen, zentrale Stadtplätze und Brachen. Eine andere Differenzierung wählt Ursula Nissen (1998: 170): Sie unterscheidet drei Typen öffentlicher Räume, die von Jugendlichen genutzt werden: *erstens* öffentliche Freiräume (Grünflächen, Parks, Spielplätze, der Straßenraum), *zweitens* öffentlich zugängliche verhäuslichte Räume (Kaufhäuser, U-Bahnhöfe) und schließlich *drittens* institutionalisierte öffentliche Räume (Sportanlagen, Vereine, Ballett- und Musik-

² Zur Entstehung des Aneignungsbegriffs und dem klassischen Aneignungskonzept z.B. Reutlinger (2003); Deinet/Reutlinger (2005); Deinet (2009)

³ Die Diskussion des Begriffs „öffentlicher Raum“ aus stadtsoziologischer Perspektive erfolgt ausführlich in den Kapiteln 5 und 6.

schulen, Schulräume, Kirchenräume). Die institutionalisierten öffentlichen Räume nehmen dabei eine Sonderstellung ein. Es sind Räume „in denen Freizeitangebote für Kinder stattfinden, die die öffentlichen Freiräume für Kinder teilweise ersetzt haben, aber auch Räume für ehemals in Privaträumen stattfindende Aktivitäten bieten“ (Nissen 1998: 170). Tatsächlich öffentlich, aus klassischer stadtsoziologischer Sicht, sind alleine die öffentlichen Freiräume. Nach Nissen haben sich die anderen Raumtypen im Prozess der Verhäuslichung und Institutionalisierung ausdifferenziert.

Im Folgenden wird anhand ausgewählter Studien ein Überblick über den Stand der Forschung dargestellt, der zum einen wesentliche Funktionen öffentlicher Räume für Jugendliche aufzeigt, zum anderen einen Problemaufriss zum Thema liefert.

3.1 Ausgewählte Studien

3.1.1 Martha Muchow: Der Lebensraum des Großstadtkindes

Eine in Umfang und Methode umfangreiche frühe Studie aus dem Bereich der ökologischen Psychologie ist die Untersuchung „Der Lebensraum des Großstadtkindes“ von Martha Muchow aus dem Jahr 1933. Muchow beschäftigt sich mit den Wechselwirkungen von Kindheit/Jugend und Stadt. Am Beispiel des Hamburger Stadtteils Barmbek, einem Arbeiterviertel, wurde untersucht, wie sich die Kinder dort mit den öffentlichen Räumen von Straße und Quartier auseinandersetzen. Die Studie gilt als Pionierwerk der Sozialisationsforschung, hat durch ihre Bezugnahme auf die Großstadt jedoch auch stadtsoziologischen Hintergrund. Der Fokus der Untersuchung liegt auf der Mensch-Umwelt-Beziehung. Mensch und Umwelt werden nicht mehr getrennt voneinander betrachtet, sondern der wechselseitige Einfluss, den sie auf einander ausüben.

In einem ersten Schritt wurden Kinder im Alter von neun bis vierzehn Jahren mit Stadtplänen ausgestattet, in die mit verschiedenen Farben Orte, wie die eigene Wohnung, Schule, verschiedene Freizeiteinrichtungen und ihnen bekannte, sowie von ihnen genutzte Straßen und Plätze eingezeichnet werden sollten. Das Ergebnis waren subjektive, graphische Darstellungen, so genannte „Lebensraum-Pläne“. Muchow unterscheidet dabei den kindlichen Spielraum, der sich in direkter Nähe der Wohnumgebung befindet und den Streifraum, der sich in seiner Ausdehnung weiter über den Stadtteil erstreckt⁴. Auf diese Weise konnten die Aktionsradien der Kinder erschlossen werden, die erhebliche Differenzen aufwiesen. Gleichsam unterscheiden sich auch die Erfahrungen und Erlebnisse der Kinder, da sie bei größerem Bewegungsradius umfangreicher sind.

Vor allem hinsichtlich der Größe des Streifraums stellt Muchow stark geschlechtsspezifischen Unterschiede fest. Jungen sind deutlich mobiler und „streiffreudiger“ als Mädchen⁵. Auch in Bezug auf den Bildungsgrad kommt Muchows Studie zu differenzierten Ergebnissen. Die von ihr untersuchte Gruppe der „Aufbauschüler“ zeigt einen deutlich geringeren Streifradius als die der Volksschüler. Grund dafür sei vermutlich die höhere schulische Inanspruch-

⁴ Problem ist dabei die Frage nach der objektiven Stichhaltigkeit, von Muchow selbst thematisiert. Die Kinder müssen zum einen in der Lage sein, die Karte richtig zu lesen und zum anderen auch dazu in der Lage sein, sich die jeweiligen Orte zu vergegenwärtigen und räumlich einzuordnen. Eine vollständige Darstellung ist deshalb unwahrscheinlich.

⁵ Aktuelle Studien bestätigen dieses Ergebnis (z.B. Nissen 1998, Lieberg 1996, Wüstenrot Stiftung 2003)

nahme und die dadurch geringere freie Zeit⁶. Eine weitere, obgleich ihrer Messbarkeit eher fragliche Differenzierung, nimmt Muchow hinsichtlich der Begabung der Kinder vor⁷. Die Begabten, so das Ergebnis, erschließen sich mehr Streifraum: „hier, wo es bei der Eroberung unbekanntes Gelände auf Initiative ankommt, wo es nötig ist, daß das Kind sich mit neuen Anforderungen und Aufgaben auseinandersetzt, überwiegen naturgemäß die Gutbegabten gegenüber den Schlechtbegabten“ (Muchow 1980: 17). Insgesamt zeigt sich zudem, dass der Streifradius altersabhängig ist und sich mit dem Alter vergrößert.

Ein weiteres zentrales Ergebnis ist die unterschiedliche Bedeutung räumlicher Gegebenheiten für Kinder und Jugendliche auf der einen und Erwachsene auf der anderen Seite: „Bei beiden Geschlechtern zeigt sich, dass der Aufbau der Lebensräume von ‚erwachsenen‘ Gesichtspunkten wie Verkehrsbedeutung, Arbeitsgelegenheit, Wohnbedürfnisse usw. weitgehend unabhängig ist und viel mehr abhängt von Spielplatznähe, Bebauungsart, Geeignetheit als Spielgelände, Naturgrenzen und Zugehörigkeit zur Heimat im engsten Sinne“ (Muchow 1980: 28). Die Wahrnehmung von Raum und den Möglichkeiten die dieser bietet unterscheidet sich deutlich zwischen Erwachsenen und Kindern.

Von der Bedeutungszuschreibung der Räume gelangt Muchow in einem nächsten Schritt zu der konkreten Nutzung der Spiel- und Streifräume. Der Spielraum der Großstadtkinder besteht zu großen Teilen aus Straßen, Anlagen und Sportplätzen. Die Straße wird am häufigsten als Lieblingsspielort genannt⁸. Dabei spielen die sozialen Netze und die Vertrautheit des Raumes eine entscheidende Rolle. Innerhalb der Straßennutzung traten auch Territorialkonflikte zwischen verschiedenen Kindergruppen auf. Die häufigste Aktivität auf der Straße waren so genannte „Tobespiele“, darauf folgten Spiel- und Sportspiele. Bemerkenswert ist, dass bereits in dieser frühen Studie die Themen Verkehr und Verbote der Nutzung im subjektiven Empfinden eine Rolle spielen: Kinder geben an, dass das Spielen auf der Straße in einigen Bereichen durch den Verkehr zu gefährlich ist oder dass es vom „Schutzmann“ verboten wird. Auch der Stadtpark ist ein von den Kindern gern genutzter Ort, „weil es dort noch so schön frei ist und nicht so viele Menschen und Wagen da sind“ (Muchow 1980: 32). Auf dem Spielplatz wird von den älteren Kindern die Kontrolle durch den „Mann mit der Baubehörden-Armbinde“ (ebd.: 33) beklagt, dieser Ort richtet sich demnach eher an die kleineren Kinder.

Die Wahrnehmung und Nutzung des Großstadtraumes ist subjektiv geprägt und unterscheidet sich vor allem aber zwischen Kindern und Erwachsenen. Anhand von Beobachtungen in den verschiedenen öffentlichen Räumen wurde die Bedeutung einer Umnutzung der Raumstrukturen und Möblierung herausgestellt. Muchow bezeichnet diesen Prozess als „Umlebung“. Anhand von Beispiele zeigt sie, „wie sich der Lebensraum des Großstadtkindes nicht neben dem der Erwachsenen aufbaut (denn manche Inhalte der Erwachsenenwelt werden auch von den Kindern gelebt!), sondern ihn überlagert, besser gesagt ihn durchwächst“ (Muchow 1980: 95).

⁶ Heute ist nicht nur davon auszugehen, dass Geschlecht, Alter und schulischer Bildung, sondern auch nach sozialer Herkunft differenziert werden muss. Dabei sind die verfügbaren Ressourcen des Elternhauses entscheidend, die eine stärker institutionalisierte Freizeitgestaltung ermöglichen. In diesem Zusammenhang spielt das von Helga Zeiher (1990) beschriebene Konzept einer Verinselung von Kindheit eine wichtige Rolle.

⁷ Diese wurde durch eine Befragung der Lehrer ermittelt, die die Kinder hinsichtlich ihrer Begabung einschätzten.

⁸ Auch hier lassen sich wieder geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen, Jugend halten sich mehr auf der Straße auf als Mädchen.

Muchows Studie ist kleinräumig angelegt, der Fokus liegt auf einem Hamburger Stadtteil. Die Arbeit hat daher Fallstudiencharakter und es lassen sich kaum sicher generalisierbare Ergebnisse erzielen. Der spezifische Charakter des Stadtteils, seine Struktur und Ausstattung spielen hier eine Rolle. Dennoch decken sich viele Ergebnisse zur Raumnutzung von Kindern und Jugendlichen mit denen späterer und aktueller Studien. Der öffentliche Raum der Stadt ist heute wie damals attraktiver und vielfältig genutzter Freizeit- und Aktionsraum von Kindern, aber auch Jugendlichen. Wichtig sind dabei die Raumwahrnehmung, die Raumnutzung, die Bedeutung verschiedener Raumtypen und die verschiedenen Aktivitätsmuster. Entscheidend ist zudem die Feststellung einer Notwendigkeit der Differenzierung nach Alter, Geschlecht und Bildungsgrad, die in anderen Arbeiten bestätigt wurde. Die Untersuchung bezieht sich zwar ausschließlich auf Kinder, die untersuchte Altersgruppe der 9- bis 14-Jährigen lässt sich jedoch auch als frühe Jugendphase interpretieren. Bemerkenswert ist, dass bereits in dieser Studie auf den privaten Raum des Warenhauses eingegangen wurde, der als „Lebensraum des Großstadtkindes“ bereits damals einen attraktiven Freizeitort darstellte (vgl. dazu später Kapitel 9.2).

3.1.2 Kevin Lynch: Growing up in Cities

Die international angelegte, vergleichende UNESCO-Studie „Growing up in Cities“ aus dem Jahr 1977 befasst sich mit der Frage, wie Kinder und Jugendliche⁹ das Aufwachsen in der Stadt empfinden, mit ihrer subjektiven Wahrnehmung der räumlichen Umgebung sowie deren Nutzung und Bewertung. Der Fokus liegt dabei vor allem auf einem internationalen Vergleich. Es wurden in verschiedenen Studien, unabhängig voneinander und von verschiedenen Forscherteams, Räume in Argentinien, Australien, Mexiko und Polen erforscht. In den Untersuchungsräumen zeigen sich zum Teil erhebliche Unterschiede der strukturellen Bedingungen, der räumlichen Gegebenheiten, kulturelle Unterschiede, Größenunterschiede, Unterschiede im Entwicklungs- und Wachstumsstand sowie sozialstrukturelle Unterschiede der Bevölkerung. Aufgrund dessen unterscheiden sich die angewandten Methoden und sind an die entsprechenden lokalen Bedingungen angepasst. Hinsichtlich der Ergebnisse konnten jedoch Unterschiede und Gemeinsamkeiten herausgearbeitet werden. In allen Untersuchungsregionen wurden Interviews mit Jugendlichen durchgeführt, in denen erhoben wurde, wie diese ihre Umgebung wahrnehmen, nutzen und bewerten. Ergänzt wurden diese durch Beobachtungen der Raumnutzung und detaillierte Beschreibungen der räumlichen Gegebenheiten.

Meist haben die in der Freizeit genutzten öffentlichen Freiflächen Kommunikations- und Treffpunktfunktion, dienen als Spielort oder als Platz zum „rumzuhängen“. Dabei spielt nahezu überall die Straße eine große Rolle, zudem Sporteinrichtungen, Brachen und Grünflächen sowie das Stadtzentrum, aber auch das eigene Zimmer (wenn vorhanden); „The shape of the local streets, stairs, and courtyards is important to these children: the paving, the trees, the safety, the suitability for informal play, the corners, doorways, nooks, and benches where they can meet their friends, the opportunities those places give them to slip away from the parental eye while still being thought safe and under general supervision“ (Lynch 1977: 21).

Der Aktionsradius der Jugendlichen ist zum Teil recht klein, dabei lassen sich aber deutliche internationale sowie Stadt-Land Unterschiede feststellen. Die Gründe für Immobilität sind

⁹ In dieser Studie wurden 13- bis 14-Jährige befragt.

vielfältig: „The important barriers to movement are not distance but personal fear, dangerous traffic, a lack of spatial knowledge, the cost of public transport, or, in case of the girls, parental controls“ (Lynch 1977: 23). Anderes als Muchow hat Lynch in seiner Studie nicht nach Merkmalen wie Alter oder Bildung differenziert, gerade was den Aktionsradius betrifft, spielt, wie Muchow zeigen konnte, jedoch vor allem das Alter eine große Rolle.

Eine Rolle hinsichtlich einer positiven oder negativen Raumwahrnehmung spielt die empfundene Langeweile vor Ort. Man wartet darauf, dass etwas passiert. Das Stadtzentrum übt dahingehend eine gewisse Attraktion aus. Zudem zeigen die Ergebnisse der Studie, dass Kinder, die tatsächlich im Zentrum leben, sich nach Freiräumen zum Spielen sehnen. Das unterstreicht auch das Ergebnis, dass Brachen und öde Landschaften in der Umgebung in vielen Regionen eine Anziehungskraft auf die Kinder ausüben. Von ihnen geht offenbar etwas Spannendes aus, manchmal auch mit Angst verbunden, man ist jedoch unter sich und unabhängig. Als beliebte Orte um sich mit Freunden zu treffen oder auch um alleine zu sein sind, auch nach dieser Studie, zum einen das eigene Zimmer (oder das von Freunden), Plätze, Straßen und Straßenecken, Parks, der Wald und Spielplätze. Orte, die die befragten Kinder und Jugendlichen nicht mögen sind jene, an denen sie unter Kontrolle stehen, die langweilig sind oder an denen sie keine Freunde treffen. Zudem wird in einigen struktur- und entwicklungsschwachen Untersuchungsregionen die Bedeutung von Sicherheit und Sauberkeit von Orten deutlich.

Das Bild, das Jugendliche von ihrer Umgebung haben, wurde, ähnlich wie bei Muchow, auf Basis von selbst gezeichneten Karten untersucht¹⁰. Dabei zeigen sich international stark unterschiedliche Ergebnisse. Zudem lassen sich deutliche Abweichungen erkennen, betrachtet man die Karten von Kindern aus reinen Wohngebieten und jenen die im Zentrum einer Stadt wohnen. Kinder aus kleineren, strukturierteren, monofunktionalen Orten liefern nahezu identische Karten, in denen zentrale Punkte gekennzeichnet sind. Aus anderen Karten wird eine „Verinselung“ (Zeicher 1990) von Kindheit deutlich, einzelne Punkte sind dabei gekennzeichnet, die mit öffentlichen Verkehrsmitteln verbunden werden. Die Karten der Kinder, die in einem Zentrum leben, sind heterogener und durch Geschäfte, Freizeiteinrichtungen, Institutionen oder auch zentrale (historische) Bauwerke geprägt. Die Kenntnis, Nutzung und Fähigkeit der Verortung von Räumen differiert stark. Das spiegelt auch die Ausgestaltung und Differenziertheit der Karten wieder.

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass die Kinder in einer der ärmsten Untersuchungsräume die Umgebung in der sie leben als besonders vielfältig und lebendig erleben und diese trotz ihrer (in unseren Augen objektiv) erheblichen strukturellen Schwächen als sehr positiv und schön empfinden. Sie identifizieren sich mit ihrem Nahraum. Die lokalen Gegebenheiten werden offenbar angenommen und entsprechend ihrer Möglichkeiten genutzt (dazu auch Matthews et al. 1998). Trotz der starken Unterschiede der Untersuchungsregionen ergab sich eine zentrale Gemeinsamkeit: die Bedeutung der Straße als Aktionsraum, die in allen Ländern beobachtet werden konnten. Ein Schwachpunkt der Studie ist die mangelhafte Differenzierung des Jugendbegriffs und die sehr knappe Operationalisierung in der empirischen Untersuchung. In den durchgeführten Interviews wurden lediglich 13- und 14-Jährige befragt.

¹⁰ Bereits in seiner früheren Studie „Das Bild der Stadt“ (2007) hat sich Kevin Lynch der Methode so genannter Mental Maps bedient, die symbolische Zuschreibungen verschiedener Bausteine der Stadt verdeutlichen

3.1.3 Wüstenrot Stiftung 2003: Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Rauman eignung

Im Rahmen des Arbeits- und Forschungsschwerpunktes „Jugend und gebaute Umwelt“ der Wüstenrot Stiftung erschien 2003 die Studie „Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Rauman eignung“. Anhand sechs verschiedener Raumtypen, die für Jugendliche in ihrer Freizeit von Bedeutung sind (Räume im Wohnumfeld, Grünbestimmte Freiräume, Jugendzentren, Fußgängerstraßen und Zentrale Stadtplätze), wurden am Beispiel der Stadt Hannover deren sozialräumliche Situation, die Funktionen, die die genannten öffentlichen Räume für Jugendliche erfüllen und die Bedeutungen, die ihnen von Jugendlichen zugeschrieben werden, untersucht. Im Fokus steht dabei die Aneignung verschiedener Raumtypen durch Jugendliche vor dem Hintergrund der Begegnung und Interaktion mit anderen Nutzergruppen urbaner Räume.

Methodisch wurde ein Mix aus qualitativen und quantitativen Verfahren verwendet. Einen Schwerpunkt bildeten strukturierte Beobachtungen in den verschiedenen Untersuchungsräumen, ergänzt durch Interviews mit Jugendlichen und Experten sowie temporäre Experimente im Raum. Die grundlegenden Thesen sind, dass auf der einen Seite bauliche Strukturen öffentlicher Räume bestimmte Chancen bieten, aber auf der anderen Seite diese auch mit Restriktionen verbunden sind. Es wurde geprüft, ob und wie die Funktionen, die öffentlicher Raum idealtypisch für Kinder und Jugendliche erfüllen sollen, Kommunikation, Interaktion und Selbstdarstellung, Wirklichkeit werden. Differenziert nach den Raumtypen wurden Verhalten, Aktivitäten, Gruppenszusammensetzungen und Interaktionen mit anderen Nutzergruppen öffentlicher Räume beobachtet. Darüber hinaus wurden in Interviews die Rauman sprüche der Jugendlichen und die Wahrnehmung der Jugendlichen durch Anwohner, Ladenbesitzer oder andere Experten erhoben. Mithilfe verschiedener Experimente wurde der Raum, entsprechend seiner spezifischen Gegebenheiten und im Vorfeld formulierter Hypothesen, temporär verändert. Diese Veränderung sollte für die Jugendlichen positiv sein und ihren Möglichkeitsraum erweitern.

Insgesamt betätigt die Untersuchung, dass Jugendliche öffentliche Räume aufsuchen, auch wenn die Konkurrenz durch gestiegene Ausstattung in privaten Räumen gegeben ist. „Auf die Frage nach den Orten, wohin sie in ihrer Freizeit gerne gehen, nannten die Jugendlichen dann aber meist innerstädtische zentrale Orte, häufig auch Sporteinrichtungen, oder sie wählten einfach die Formulierung ‚in die Stadt‘“ (Wüstenrot Stiftung 2003: 218).

Zentrales Ergebnis ist, dass die untersuchten Raumtypen von verschiedenen Jugendlichen (unterschieden nach Alter, Geschlecht, Herkunft) unterschiedlich stark genutzt werden. Auch haben sie verschiedene Funktionen, Bedeutungen und „Möglichkeitsspektren“ (Wüstenrot Stiftung 2003: 227). Räume, wie der zentrale Stadtplatz, dienen eher der Selbstdarstellung, der Park dagegen eher der Erholung. In Abhängigkeit von den jeweiligen Funktionen der Räume unterscheidet sich auch das Aktivitäts- und Verhaltensspektrum der Jugendlichen innerhalb der unterschiedlichen „Möglichkeitsräume“. Dabei wurde auch ein Zusammenhang zwischen dem Verhalten und der jeweiligen Gruppengröße sowie dem Maß sozialer (formeller und informeller) Kontrolle in der Umgebung festgestellt. Auf der einen Seite werden sichere Räume, auf der anderen Seite auch kontrollarme Rückzugsräume gesucht: „Neben informal oder formal kontrollierten Räumen, die gewisse Sicherheit bieten, haben Jugendliche ebenso ein Interesse an *verschwiegenen*, unkontrollierten Orten, an die sich zeitlich befristet zurückziehen“ (ebd.: 243; Hervorhebung i.O.).

Neben der Möglichkeit zum Rückzug ist die Möglichkeit zur (auch zufälligen) Kommunikation, Interaktion und dem Sehen und Gesehen werden im öffentlichen Raum entscheidend: „Öf-

fentliche Räume sind Erprobungsfeld, in dem sie miteinander kommunizieren, sich präsentieren, bewegen und sportlich-spielerisch betätigen (wollen)“ (Wüstenrot Stiftung 2003: 243).

Die ausgeübten Tätigkeiten sind, wie zu erwarten vor allem von Geschlecht und Alter abhängig, insgesamt waren weibliche Jugendliche unterrepräsentiert. So werden beispielsweise spiel- und sportbetonte Tätigkeiten in der Regel eher von den jüngeren Jugendlichen ausgeübt. „Die aufscheinenden geschlechtstypischen Muster zeigen die Persistenz traditioneller Verhaltensrollen, und in den Raumausstattungen findet sich noch immer eine Dominanz *jungenbezogener* Gestaltung. Weibliche Jugendliche sind den Untersuchungsergebnissen nach in höherem Maße als männliche Jugendliche auf engere Raumbeanspruchung sowie weniger kreative oder weniger Körperorientierte Raumelemente und auf ruhige, eher konsumorientierte Handlungen verwiesen“ (Wüstenrot Stiftung: 234; Hervorhebung i.O.).

Die Studie konnte auch zeigen, dass insbesondere für die Skater- und die Graffiti Szene öffentliche Räume eine große Bedeutung haben. Hier erfolgt eine Umdefinition und Neubelebung urbaner Räume. Das Spektrum der Szenen war jedoch in den zentralen innerstädtischen Bereichen deutlich größer. Aber in der Studie bestätigt sich: „Jugendszenen werden oftmals als provokant wahrgenommen und daher wird schnell eingegriffen, um lautstarkes oder sachbeschädigendes Verhalten zu unterbinden“ (Wüstenrot Stiftung 2003: 221). Dies geschah im dargestellten Beispiel in Form von Verboten und Restriktionen. Dennoch reagieren Jugendliche dieser Szenen, so das Ergebnis, „flexibel und schnell“ indem sie sich neue Treffpunkte suchen: „Hospitieren in Räumen bietet zudem eine kleine Chance, trotz der Reglementierungen ein Gefühl von Freiheit zu erringen“ (ebd.: 222). Die wenigsten Jugendlichen verhielten sich im öffentlichen Raum provokant, laut oder sachbeschädigend, wie es häufig assoziiert wird. Dabei besteht jedoch in der Außenwahrnehmung der Beobachtungen ein Zusammenhang zur Gruppengröße: „das Verhalten wurde insgesamt umso lauter, aktiver, lustiger, nach außen gerichtet und raumgreifender eingeschätzt je größer die Gruppe war“ (ebd. 223).

Wie auch Muchows Studie bezieht sich die Untersuchung der Wüstenrot-Stiftung auf nur eine Stadt. Die verschiedenen Raumtypen, die für Jugendliche von Bedeutung sind, wurden jeweils anhand eines konkreten Beispiels detailliert untersucht. Nicht ganz eindeutig ist die Auswahl der Untersuchungsräume: Jugendzentrum und eine Brache, die sich im Besitz der Deutschen Bahn befindet, sind, gemäß der klassischen Definition, keine öffentlichen Räume. Auf der anderen Seite wurde betont, dass Räume, die sich in privatwirtschaftlichem Besitz befinden, aufgrund ihrer eingeschränkten Zugänglichkeit für bestimmte Personengruppen, bewusst nicht mit in die Untersuchung einbezogen wurden. Dennoch gelingt es der Studie der Wüstenrot-Stiftung ein umfangreiches und mehrdimensionales Bild auf die Problemstellung zu liefern und bietet für die vorliegende Arbeit zentrale Anknüpfungs- und Vergleichsebenen.

3.1.4 Wüstenrot-Stiftung 2009: Stadtsurfer, Quartierfans & Co: Stadtkonstruktion Jugendlicher und das Netz urbaner öffentlicher Räume

Eine Weiterentwicklung der im Vorangegangenen beschriebenen Arbeit ist die im Jahr 2009 erschienene Studie „Stadtsurfer, Quartierfans & Co: Stadtkonstruktion Jugendlicher und das Netz urbaner öffentlicher Räume“. Sie befasst sich mit unterschiedlichen Raumnutzungs- und Stadtkonstruktionstypen Jugendlicher im Alter von 12 bis 21 Jahren, ebenfalls am Beispiel der Stadt Hannover (Wüstenrot Stiftung 2009). Methodisch kamen dabei verschiedene

Mittel, wie Kartenabfragen, Kurzinterviews, Tagesprotokolle und auch Modellbau zum Einsatz. Die Analyse von Raumwahrnehmung und Raumnutzung wurde durch ein Experiment ergänzt, um die räumlichen Bedürfnisse von Jugendlichen zu erfassen. Ziel war es, Empfehlungen für die Praxis der Stadtentwicklung herauszuarbeiten.

Es wurde untersucht, wie Jugendliche ihre Stadt wahrnehmen, ob sie über spezifische Bewegungsmuster innerhalb der Stadt verfügen, wie ihre alltägliche Raumpraxis aussieht und wie die Strukturen der Vernetzung zwischen unterschiedlichen öffentlichen Räumen in der Stadt ausgeprägt sind. Grundlage ist dabei die These, dass Jugendliche bestimmte Knotenpunkte innerhalb der Stadt identifizieren, wie z.B. öffentliche Plätze, Kinos oder Jugendzentren, zwischen denen durch die Nutzung eine Vernetzung erfolgt. Dafür wurden in der Stadt relevante Orte identifiziert und deren Aneignung und Vernetzung aufgezeigt. Die Analyse bewegt sich auf der Wahrnehmungsebene und jener subjektiver Bedeutungszuweisungen.

Relevante Handlungsräume Jugendlicher sind wieder das eigene Zuhause und das unmittelbare Wohnumfeld, die Schule und das Schulquartier, die Innenstadt (z.B. Plätze oder Konsumeinrichtungen), öffentliche, gemeinnützige und private Einrichtungen (wie z. B. Jugendzentren, Schwimmbäder oder Sporthallen) und grüne Freiräume. Aber auch das Unterwegssein zwischen diesen Räumen besitzt einen hohen Stellenwert. Verabredungen und unterschiedliche Handlungssituationen sind mit Ortswechseln verbunden. Als wichtiges Mittel wurden hier telefonische Absprachen und solche über das Internet beschreiben.

Raum wird in der Studie als dynamischer, relationaler Begriff gefasst, als gesellschaftlich produziert. Wichtige Aspekte der Konstruktion von Raum durch Jugendliche sind Situationen, Strukturen, Netze und das Unterwegssein, aber auch differenzierenden Faktoren wie Alter, Geschlecht und die Entfernung zum Elternhaus spielen eine Rolle. Insgesamt wurden fünf Raumnutzungs- und Stadtkonstruktionstypen herausgearbeitet, basierend auf der „unterschiedlichen Größe des individuellen Aktionsradius, der Art der bevorzugten Situationen, den Rhythmen der Raumaktivitäten im Verlauf des Tages und der Woche, der Art des Unterwegsseins und der benutzten Fortbewegungsmittel, den sozialen Beziehungen, den Bindungen an feste Einrichtungen sowie der Art und Veränderlichkeit des Bildes der Stadt“ (Wüstenrot Stiftung 2009: 7). Unterschieden wurden „Häusliche Quartierfans“, „Pragmatische Quartierflitzer“, „Spontane Stadtsurfer“, „Mobile Stadtfahrer“ und „Kommunikative Stadthopper“, die sich hinsichtlich ihrer Handlungsräume, Bewegungsmuster durch die Stadt, Handlungsrhythmen und typischer Handlungssituationen unterscheiden.

Zentrale Ergebnisse auch dieser Studie sind, dass der Aktionsradius mit dem Alter zunimmt und dass die Netze verschiedener Handlungssituationen und Räume von Mädchen differenzierter, aber kleinräumiger als die von Jungen ausgeprägt sind. Die Innenstadt ist jedoch für alle Jugendlichen ein zentraler Ort, hat für Mädchen als Handlungsraum (v.a. in Bezug auf „Shopping“) eine noch stärkere Bedeutung als für Jungen. „Für Jugendliche ist die Stadt ein Geschehen, ein Prozess von Ereignissen, der aus materiellen und immateriellen Netzfäden gesponnen wird. Soziale Beziehungen, Hobbys, Schulwege, Pflicht- und Freizeitaktivitäten üben unterschiedliche Einflüsse aus“ (Wüstenrot Stiftung 2009: 188). Die individuelle Raumpraxis, die Vernetzungen, die bevorzugten Orte und die Wegbewältigungen sind dabei typenabhängig.

3.1.5 Heinzelmann und Muri/Friedrich: Jugendliche in öffentlichen Räumen im Wohnumfeld

Die Ergebnisse der bisher dargestellten Studien haben gezeigt, dass verschiedene städtische Räume und Raumtypen für Jugendliche eine Rolle spielen. Besonders attraktiv erscheinen dabei innerstädtische Räume in denen sich Nutzergruppen stärker mischen, die mehr Vielfalt und nicht zuletzt auch Konsummöglichkeiten bieten. Andere Arbeiten beziehen sich ausschließlich auf das direkte Wohnumfeld, den Nahraum um die elterliche Wohnung der Jugendlichen. Ohne Zweifel ist dieser Raum, vor allem für jüngere Jugendliche, von großer Bedeutung in der Freizeitgestaltung, als Spiel und Sportraum, als Treffpunkt und als „Territorium“. Stärker als in den anderen Räumen spielen dabei die Vertrautheit, die vorhandenen sozialen Netzwerke, aber auch soziale Kontrolle durch Nachbarn, Eltern und Bekannte eine Rolle.

Claudia Heinzelmann (2009) hat sich in ihrer Dissertation allein mit dem Wohnumfeld beschäftigt. Sie untersucht die Bedeutung urbaner öffentlicher Räume für benachteiligte Jugendliche in einer Großwohnsiedlung in einem Stadtteil von Hannover. Ziel ist es, exemplarisch die wechselseitigen Einflüsse der Handlungen sowie der herrschenden Raum- und Machtstrukturen zu betrachten. Es steht die Frage im Vordergrund, ob die vorliegenden (sozial)räumlichen Gegebenheiten als Benachteiligungsfaktoren wirksam werden oder ob der Siedlungstyp gerade für Jugendliche spezifische Potenziale bietet. Dabei sind zwei Hypothesen forschungsleitend: „Erstens: Benachteiligte Jugendliche konstituieren auf ihre eigene Weise Raum im Rahmen der Stadtteilgegebenheiten. Und zweitens: Die Raumnutzungspraxis benachteiligter Jugendlicher steht in enger Beziehung zu ihrer Position im gesellschaftlichen Machtgefüge“ (Heinzelmann 2009: 73). Die Untersuchung basiert auf verschiedenen Forschungsprojekten, wodurch das Methodenprogramm sehr breit gefächert, aber in erster Linie qualitativ ausgerichtet ist. Den Kern der Untersuchung bilden eine umfangreiche Stadtteilanalyse sowie die Untersuchung der Raumhandlungspraktiken Jugendlicher, die nach Öffentlichkeitsgraden verschiedener Räume unterschieden sind.

Theoretisch eingebettet ist die Diskussion in ein Verständnis von Raum, dass die vier Dimensionen a) sozialstrukturell b) materiell-baulich, c) normativ und d) administrativ umfasst, wodurch sich im Ergebnis mehrdimensionale Einflüsse des Raumes der Großwohnsiedlung benennen lassen. So übt die prekäre *soziale Lage* der meisten Jugendlichen einen erheblichen Einfluss auf deren Handlungsmöglichkeiten aus, denn sie kann über Zugang, zum Beispiel zum Konsumleben, entscheiden. Darüber hinaus dominieren gerade in Großwohnsiedlungen unattraktive, kleine private (Wohn-)Räume mit wenigen Freiheitsgraden und Rückzugsmöglichkeiten. Das Leben in prekären sozialen Verhältnissen verursacht zudem eine Distanz zum Bildungssystem, die wiederum mit weiteren benachteiligenden Effekte einhergeht. Die *materiell baulichen* Strukturen üben ebenfalls derartige Effekte aus: „Die Räume der Großwohnsiedlung sind wenig raumtypisch definiert und unzureichend gestalterisch qualifiziert. Damit üben die baulichen Gegebenheiten der Großwohnsiedlung einen restriktiven Effekt auf die Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher aus, indem sie (...) Ortsgebundenheit und ein schmales Aktivitätsspektrum befördern. In der Folge davon geraten die benachteiligten Jugendlichen stärker mit der Erwachsenengeneration in Konflikt und erfahren sich abgelehnt bis ausgegrenzt“ (Heinzelmann 2009: 233f.). Gleichförmige, wenig attraktive Orte und die monofunktionale Ausrichtung des Raumes bieten wenig „Möglichkeitenräume“ für Jugendliche. In der *normativen* Dimension werden an Räume im Wohnumfeld spezifische Verhaltenserwartungen gestellt, besonders wenn es um Besitzverhältnisse geht. Über den Mechanismus der sozialen Kontrolle wird in der Regel die Einhaltung der

Erwartungen überwacht. Gerade die Anonymität der Großwohnsiedlungen erzeugt jedoch eine relative Distanz bis hin zur Gleichgültigkeit zwischen der Bewohnerschaft, wodurch soziale Kontrolle deutlich weniger gegeben ist als beispielsweise in geringer verdichteten Nachbarschaften. „Fehlende soziale Kontrolle durch Erwachsene und hohe Anonymität erhöhen die Freiheitsgrade in den wohnungsnahen Räumen. Die benachteiligten Jugendlichen haben hier Orte gefunden, die sie aufgrund der sich damit eröffnenden Möglichkeiten schätzen und an denen sie niemanden zu stören glauben. Sie werden dort toleriert, jedoch eher aus Gründen der Gleichgültigkeit als aufgrund von Akzeptanz“ (Heinzelmann 2009: 230). Als letzte Dimension wirkt die *administrative* Ebene in Form von Wohnungs-, Jugend- und Sozialpolitik. „Neben den Einflüssen auf die soziale Milieukonstellation im Stadtteil hat die Belegungspolitik zur Folge, dass in der Bevölkerungsstruktur von Großwohnsiedlungen der Anteil junger Menschen deutlich erhöht ist. Die benachteiligten Jugendlichen selbst schätzen die damit gegebene Möglichkeit zu Kontakten mit Gleichaltrigen als Erlebnismöglichkeit“ (ebd.: 235). Aber: „Die hohe Anzahl Jugendlicher führt stattdessen zu einem hohen Nutzungsdruck an den wenigen vorhandenen attraktiven Orten und zu Verteilungskämpfen und Verdrängungsprozessen unter den Jugendlichen. Außerdem erfährt der Generationenkonflikt durch die hohe Präsenz und das nicht ‚raumgemäße‘ Verhalten der benachteiligten Jugendlichen eine Zuspitzung“ (Heinzelmann 2009: 235). Auf politischer Ebene wird, als Konfliktvermeidungsstrategie versucht die Jugendlichen im Stadtteil wenig auffallen zu lassen und sie in betreuende Institutionen „abzuschieben“.

Heinzelmann kommt zu dem Schluss, dass die weniger formalisierten Orte der Großwohnsiedlungen den Jugendlichen zwar so genannte „Öffentlichkeitsnischen“ bieten, jedoch wird durch den Verbleib in diesen Nischen ihre gesellschaftlich marginalisierte Position gefördert. Anderes als in den meisten Studien erfolgt in der Studie Heinzelmanns eine Einbettung in die Theorie des Raumes und in die öffentlicher Räume. Allerdings bezieht sie sich zum einen auf eine bestimmte Gruppe Jugendlicher, die sich dadurch auszeichnen in einem „benachteiligten Wohngebiet“ zu wohnen, zum anderen allein auf jenes Wohngebiet und damit auf einen spezifischen Raumtypus, der sich nicht durch eine besondere Nutzenmischung, sondern durch seine Monofunktionalität auszeichnet. Die Begegnung mit dem Fremden, Funktionenmischung, Heterogenität, jene Merkmale öffentlicher Räume und von Urbanität sind stark begrenzt.

Ebenfalls auf den Untersuchungsraum der Wohnumgebung beschränkt ist die Studie „Stadt(t)räume – Alltagsräume?“ von Gabriela Muri und Sabine Friedrich (2009), in diesem Fall jedoch auf den Typ einer Neu- bzw. Umbausiedlung in Zürich. Ein räumliches Spezifikum ist dabei, dass es sich um einen neuen Stadtteil handelt, der auf der Konversionsfläche eines alten Industriegeländes erschlossen wurde und als neues Wohn- und Arbeitsquartier ausgelegt ist. Der Gestaltung öffentlicher Räume wurde dabei eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Da es sich um ein neu geschaffenes Quartier handelt, wird davon ausgegangen, dass die Verteilung der Räume durch verschiedene Nutzergruppen erst noch ausgehandelt werden muss.

Der Studie liegen drei Hypothesen zugrunde: erstens, dass Kindern und Jugendlichen gerade im öffentlichen Raum immer weniger Aneignungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, zweitens, dass ihnen eine „Vorreiterrolle in der Nutzung des öffentlichen Raumes“ (Muri/Friedrich 2009: 128) zukommt und drittens gerade jugendliche Szenen neue Trends in der Gestaltung öffentlicher Räume induzieren. Untersucht wurden Kindertreffpunkte und jugendkulturelle Szenebildungen in diesen mit Perfektion geplanten Räumen, im Vergleich zu exemplarisch ausgewählten Räumen im Stadtzentrum. Dabei wurde betrachtet wie die Räume angeeignet, genutzt und in Besitz genommen werden (können). Außerdem wurde das

Spannungsverhältnis analysiert, in dem sich der öffentliche Raum befindet: zum einen handelt es sich um einen Raum, in dem „Kämpfe um Teilhabe und Autonomie“ stattfinden, zum anderen ist es ein Raum, der die „soziale Integration“ und das „Verständnis zwischen den Generationen fördert“ (ebd.: 10).

Die Studie ist interdisziplinär angelegt und sowohl raumanalytisch, als auch kulturwissenschaftlich geprägt. Das Methodenprogramm ist sehr breit gefächert, von leitfadengestützten Interviews, die „subjektive Raumwahrnehmung und alltäglicher Raumeignung“ (Muri/Friedrich 2009: 130) erfassen sollen, über Fragebögen, Commented Walks, Mental Maps, Foto- und Aufsatzanalysen. Ein inhaltlicher Schwerpunkt liegt einerseits auf der Frage, inwieweit die untersuchten Räume, als Schnittstellen zwischen der Welt von Kindern und Jugendlichen und derer Erwachsener, Kommunikation, Verständigung und Solidarität zwischen den Generationen leisten können und andererseits wo Konflikte entstehen. Öffentliche Räume sind Räume der Aneignung von Kindern und Jugendlichen und damit auch Räume der Konfliktaushandlung zwischen den Generationen, denn die intergenerationelle Wahrnehmung ist, so die Studie, stark von Vorurteilen geprägt, denn vor allem jugend- und szenespezifische Verhaltensweisen können, so die Annahme, zu Konflikten zwischen den Generationen führen, gerade vor dem Hintergrund unterschiedlicher Gestaltungs- und Raumnutzungsansprüche.

Die unterschiedliche Wahrnehmung von Kindern und Jugendlichen auf der einen und Erwachsenen auf der anderen Seite basiert, so die Studie auf unterschiedlichen Wissensvorräten und Alltagspraxen: „Bei Erwachsenen dominieren funktionale Aneignungspraxen, die von Arbeitswegen und kurzen Mittagspausen im Quartier geprägt sind sowie durch Versatzstücke von Expertenwissen, das sie über Informationsmedien angeeignet haben. Bei Jugendlichen stehen die konkreten Aufenthalts- und Wegpraxen im Quartier im Vordergrund, die im Zusammenhang mit Begegnungen mit anderen Jugendlichen stehen und sowohl für ihr Alltagserleben als auch für ihre Sozialisationserfahrungen entscheidend sind“ (Muri/Friedrich 2009: 160).

Öffentliche Räume sind Lernräume, durchzogen von Grenzen und Möglichkeiten, oftmals gezogen durch die Präsenz und die Vorstellung von Erwachsenen. Dennoch können sie angeeignet werden und auch neue Raumpraxen können Einzug erhalten. Die intergenerationellen Interaktionen, die die Räume ermöglichen, leisten, „auch unter dem Einfluss jugendspezifischer Medieninhalte, einen Beitrag an *die Neu- oder Wiedererfindung des Urbanen*“ (Muri/Friedrich 2009: 182; Hervorhebung i. O.). Gerade dadurch können Anregungen gegeben werden „für Stadtträume und Planungspraxen der Erwachsenen“ (ebd.) Das Spannungsverhältnis, dass öffentliche Räume in der Regel von Erwachsenen und ihren Interessen geplant und kontrolliert sind, aber von Jugendlichen weitaus intensiver und vielfältiger genutzt werden, bringt zum einen Konflikte, zum anderen aber auch Potenziale hervor. „Obwohl Kinder und Jugendliche von Expertendiskursen und Praxen der Raumplanung und -gestaltung weitgehend ausgeschlossen sind, entwickeln sie sehr wohl *Urbanitätsvorstellungen* und *Expertenwissen über öffentliche Räume*, die sich vor allem in Praxen äußern. Gleichzeitig beherrschen Erwachsene den Diskurs über Urbanität in der medialen Öffentlichkeit, während Kinder und Jugendliche die einzigen sind, die öffentliche Räume im Alltag intensiv nutzen – sie üben darin eine Vorreiterrolle aus“ (ebd.: 173; Hervorhebung i. O.). Die Herausstellung dieses Widerspruchs in der Raumproduktion von Kindern und Erwachsenen ist eine Qualität der Studie.

3.1.6 Aktuelle Praxisforschung

An dem Thema „Jugendliche in öffentlichen Räumen“ besteht auch ein politisches Interesse. Im Rahmen des Forschungsvorhabens „Freiräume für Kinder und Jugendliche“ (BMVBS 2010b) werden kinder- und jugendgerechte Freiräume untersucht mit dem Ziel, die räumliche Planung stärker auf deren Interessenslagen zu richten. „Mit Freiräumen sind nicht nur die infrastrukturell gebundenen Freiräume wie Spielplätze oder Bolzplätze gemeint, sondern sämtliche nicht bebauten Räume“ (ebd.: 3). Die Studie bezieht sich gleichermaßen auf urbane Räume, wie Straßen und Plätze, als auch auf grünbetonte Freiräume. Es wurden acht zentrale Qualitätsziele und Gebrauchswerte für die Freiraumplanung herausgestellt (ebd.: 11f.): Aufenthaltsqualität, Erlebnisvielfalt, Multifunktionalität, Veränderbarkeit, Rückzugraumqualität, Gestaltqualität, Gender-Mainstreaming und Bewegungsförderung.

Auch das Programm „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau“ (ExWoSt) des Bundesministeriums für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung und des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung betreibt seit 2009 das Forschungsfeld „Jugendliche im Stadtquartier“ (BMVBS 2010a). Ziele sind unter anderem, „die Beteiligung von Jugendlichen in der kommunalen Praxis zu stärken und die Potenziale der Jugendlichen für die Stadtentwicklung vor Ort zu erschließen“ (ebd.: 10) und Jugendliche in die Gestaltung von Städten und ihren Räumen einzubeziehen. In 32 unterschiedlichen Modellvorhaben wurde in ganz Deutschland die Beteiligung Jugendlicher, in der Rolle als Experten für öffentliche Räume, in der Stadtentwicklung initiiert. Ein Augenmerk lag dabei auf der Gestaltung und Gewinnung von Freiräumen, wobei die Interessen und Anforderungen Jugendlicher an Räume aufgegriffen wurden.

Das Engagement von Jugendlichen für von ihnen genutzte Räume kann, so haben einige Projekte gezeigt, gleichsam positive Auswirkungen auf die Lebensqualität aller Bewohner haben und neue Impulse für die Quartiersentwicklung geben. Um- und Zwischennutzung von Brachen und Leerständen bieten Jugendlichen Potenziale Räume neu zu definieren, zu beleben und Nischen für sich zu entdecken und zu nutzen. Umnutzungen können neue Ideen hervorbringen und Sichtbarkeiten erzeugen. Ideal wäre es, so die Ergebnisse, Räume zu schaffen, die ein Miteinander aller Nutzergruppen ermöglichen (BMVBS 2010a: 85).

„In den Modellvorhaben des Forschungsprojektes wurde die Erfahrung gemacht, dass Jugendliche in hohem Maße bereit sind, Mitverantwortung für diese Räume zu übernehmen, wenn sie ihnen überlassen werden. Voraussetzung hierfür ist Verfügungsgewalt oder Selbstbestimmung über den Ort“ (BMVBS 2010a: 26). Raumstrukturen sollen flexibel und offen sein, damit sie eigenständig und selbstverantwortlich angeeignet werden können (ebd.: 85).

3.2 Synthese: Bedeutung und Funktion öffentlicher Räume für Jugendliche

In der Forschung zu Jugendlichen in öffentlichen Räumen wird deutlich, dass bei deren Nutzung zum einen nach Alter, denn der Aktionsradius nimmt mit dem Alter zu (z.B. Muchow 1980), zum anderen nach Geschlecht und Schichtzugehörigkeit differenziert werden kann: Kinder von Eltern höherer sozialer Schichten halten sich seltener in öffentlichen Räumen auf als Kinder niedriger sozialer Schichten (auch Herlyn 1990: 119). Gründe hierfür sind stärkere Anforderungen in schulischen Belangen (Hausaufgaben, Nachhilfe etc.) und eine oftmals stärker organisierte Freizeitgestaltung (Vereine, Musikunterricht etc.). Weiter lassen sich geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen (dazu auch Nissen 1998). Demnach sind Mädchen bzw. weibliche Jugendliche in öffentlichen Räumen unterrepräsentiert.

Die Nutzungsweise der Räume unterscheidet sich darüber hinaus nach Raumtyp. Räume in der Nachbarschaft werden anders genutzt als Räume im Stadtzentrum oder Grünflächen etc. (z. B. Lieberg 1996; Wüstenrot Stiftung 2003). Ebenso variieren die Anforderungen, die an diese Räume gestellt werden. Jugendliche bevorzugen für ihre Freizeitaktivitäten ganz bestimmte sozialräumliche Strukturen oder „Settings“ (z.B. Dybowski/Hartwig 1996). Ein solches Setting muss so beschaffen sein, dass es „einerseits die Teilhabe an der Gemeinschaft, das Anknüpfen von Kontakten, die eigensinnige Gestaltung von Beziehungen ermöglicht bzw. fördert (oder auch die Aneignung von Interessengebieten und Ausübung von Aktivitäten); dass es andererseits aber erlaubt, sich ohne weiteres und das heißt ohne fremdbestimmten Rechtfertigungsdruck von Dritten zurückziehen zu können, sich jederzeit und spontan aus der jeweiligen Situation „Ausklinken“ zu können, wenn es den eigenen Bedürfnissen entspricht“ (ebd. 374). Freiheit, Selbstbestimmung, Eigenverantwortung und Autonomie sind Aspekte, die Jugendlichen wichtig sind. Diese Aspekte finden sie in öffentlichen Räumen. Was zählt ist die Gelegenheitsstruktur, „man kann, aber man muß nicht“ (ebd.).

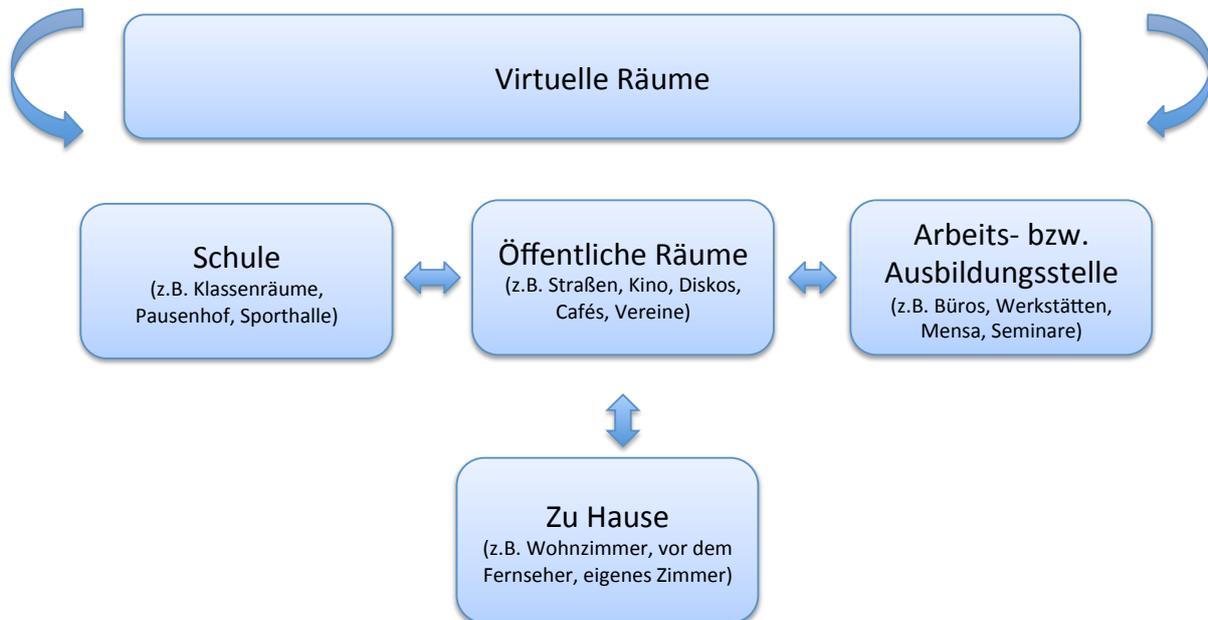
Freizeitorte sollten in besonderer Form gestaltet sein: „möglichst unkontrolliert, Kontakte ermöglichend, leicht zugänglich und ebenso leicht wieder zu verlassen, Optionen statt Verpflichtungen bietend“ (Dybowski/Hartwig 1996: 377). Diese Aspekte unterscheiden den öffentlichen Raum für Jugendliche stark von privaten Räumen, wie die elterliche Wohnung und die Schule. Diese können für Jugendliche als „Herrschaftsräume“ verstanden werden, in denen sie sich unter ständiger Kontrolle und Machtausübung befinden, entweder durch Eltern, durch Lehrer, Vorgesetzte oder andere „Kontrollinstanzen“ denen sie sich unterordnen müssen. In privaten Räumen erfüllen Jugendliche meist klar definierte soziale Rollen, die der Tochter/des Sohnes oder der Schülerin/des Schülers, an die bestimmte Verhaltenserwartungen geknüpft sind, andernfalls drohen Konsequenzen. Öffentlicher Raum scheint dahingegen auf den ersten Blick frei von derartigen Herrschaftsverhältnissen zu sein. Im Straßenraum „gehen sich selbst bestimmende Bürger in freier und gleicher Weise miteinander um; hier ist die tauschende Gesellschaft - ohne Ausbeutung und Herrschaft - bei sich selbst“ (Zinnecker 2001: 51). Damit befindet sich der Raum für Jugendliche außerhalb „pädagogischer Abhängigkeiten“ (ebd.) und Kontrollen, außerhalb der Reichweite des „wachsamen Auges“ der Eltern. Öffentlicher Raum bietet Jugendlichen (idealerweise) eine freie Zugänglichkeit und Verhaltensoffenheit. Damit ist er ein Ort, der sowohl Freiraum, als auch Zuflucht bietet. Mit der Gültigkeit dieser Prämissen erfüllt öffentlicher Raum für Jugendliche verschiedene Funktionen und bietet unterschiedliche Möglichkeiten.

3.2.1 Öffentlicher Raum als Mobilitätsraum

Mobilität und räumliche Bewegung spielen im Leben Jugendlicher eine wichtige Rolle (z.B. Wüstenrot-Stiftung 2009). Der Bewegungsradius von Jugendlichen vergrößert sich mit zunehmendem Alter und die moderne und gut ausgebaute Verkehrsinfrastruktur macht auch entferntere Räume der Stadt gut erreichbar. Die Möglichkeit der Mobilität und der Wunsch nach selbstbestimmter Bewegung ergänzen einander. Wichtig ist hier der Aspekt der Selbstbestimmung, der Möglichkeit Freunde an verschiedenen Orten zu treffen und Kontakte zu knüpfen. Zentrale Alltagsräume Jugendlicher sind das eigene Zuhause, die Schule und zum Teil bereits der Arbeits- und Ausbildungsplatz. Der „Mobile Jugendalltag“ (Abbildung 3) spielt

sich auch zwischen diesen Räumen ab¹¹. Dabei nimmt der öffentliche Raum in Form von Straßen und Plätzen eine zentrale Bedeutung ein, denn er stellt ein Verbindungsglied zwischen den verschiedenen Orten dar. Er ist für Jugendliche aber nicht nur ein Durchgangsort, sondern besitzt einen ganz eigenen Stellenwert: „Nur ausnahmsweise geht es ihnen um die schlichte Wegbewältigung (Fahrt zur Schule oder zum Sportplatz), wichtig ist das Unterwegssein an sich“ (Tully 2002: 15). Im Rahmen des Unterwegsseins verbinden sich Fortbewegung und Möglichkeit zur Interaktion. „Für viele Jugendliche ist es heute charakteristisch geworden, Kontakte und Freunde nicht nur im unmittelbaren sozialen Umfeld zu haben, sondern Mobilität in der Alltagsgestaltung besonders hervorzuheben“ (Hurrelmann 2010: 138).

Abbildung 3: „Mobiler Jugendalltag“



Quelle: Eigene Darstellung nach Tully 2002: 14

Eine ähnliche Darstellung liefert das Modell der „Verinselung“ der Lebensräume von Kindern und Jugendlichen von Helga Zeiher (1990). Über Mobilität werden diese Inseln, wie zum Beispiel Schule, Innenstadt oder Freizeiteinrichtungen, ausgehend von der „Wohninsel“ miteinander vernetzt (Wüstenrot-Stiftung 2009). Dies kann über öffentliche Verkehrsmittel oder über den Individualverkehr erfolgen, wenn es die Entfernungen zulassen auch mit dem Fahrrad oder zu Fuß.

Virtuelle Räume überlagern das Modell und entstehen über Kommunikationstechnik wie Internet und Mobiltelefon. Sie sind eine vergleichsweise neue Art von „Aktionsraum“, der die anderen ergänzt. So werden zum Beispiel innerhalb der virtuellen Räume Verabredungen getroffen, die zeitversetzt in realen Räumen stattfinden. „Kinder und Jugendliche, die in der Mediengesellschaft bzw. einer verinselten Lebenswelt aufwachsen, entwickeln nicht nur gleichzeitig unterschiedliche Raumvorstellungen (...), sondern auch die Fähigkeit, sozusagen in unterschiedlichen Räumen gleichzeitig zu agieren“ (Deinet/Reutlinger 2005: 304). Über virtuelle soziale Netzwerke können verschiedene Räume verbunden werden.

¹¹ In der Darstellung von Tully (2012) werden unter öffentlichen Räumen auch „Konsumräume“ wie Kinos, Diskotheken oder Cafés oder auch Vereinsräume subsumiert. Zur Definition öffentlicher Räume in dieser Arbeit vgl. Kapitel 5 und 6.

Gerade soziale Netzwerkdienste wie „Facebook“ sind für Kinder und Jugendliche heute selbstverständliche Interaktionsmittel. Diese sind jedoch nicht als „ein“ Raum zu verstehen, meistens finden „Überlappungen“ verschiedener Sozialräume statt (jenen von Schulfreunden, Familie, Bekannten): „Damit werden relativ ungeplant Inhalte und Lebensaspekte aus verschiedenen Lebensbereichen für andere sichtbar und es kommt – im Zuge der medialen Durchdringung immer weiterer Lebensbereiche – zu einer Konvergenz von Sozialräumen“ (Wagner 2014: 291). Zum Teil sind diese Überlappungen unbewusst, zum Teil werden diese bewusst hergestellt und so Verbindungen zwischen verschiedenen Sozialräumen geschaffen. Die Nutzung von Facebook dient vielfach dazu, „den Kreis an Kontakten aus dem sozialräumlichen Umfeld auszuweiten“ (ebd.: 292). Das soziale Netzwerk ist zu einem Mittel geworden sich mit den „eigenen Identitätskonzepten“ auseinanderzusetzen und soziale Beziehungen zu pflegen (Tournier 2014: 314)¹².

3.2.2 Öffentlicher Raum als Rückzugs- und Interaktionsraum

Öffentliche Räume erfüllen jedoch noch andere Funktionen, jene als Freizeit- und Erlebnisräume, die sie für Jugendliche besonders interessant machen und ihren Anforderungen gerecht werden. Lieberg (1996: 39ff) unterscheidet die Funktionen öffentlicher Räume für Jugendliche anhand zweier Kriterien: zum einen sind sie „Interaktionsplätze“ zum anderen „Rückzugplätze“.

Als „Rückzugplätze“ definiert er jene „Orte, an denen man sich sowohl von anderen Jugendlichen, als auch von Erwachsenen zurückziehen kann“ (Lieberg 1996: 39), ein Rückzug in die Anonymität öffentlicher Räume, in denen Jugendliche nicht mehr in bestimmten Rollenerwartungen gefangen sind. Verhaltensoffenheit und Rollenvielfalt ermöglichen, dass diese offenen, nicht definierten Räume, als Nischen verstanden werden können. Matthews et al. (2000) haben in diesem Zusammenhang den Begriff des „Thirdspace“ verwendet. Frei von sozialer Kontrolle der Erwachsenen können Jugendliche hier ihren eigenen Vorstellungen nachgehen, entweder innerhalb einer Peer-Group oder auch ganz alleine. So kann der öffentliche Raum als Freiraum und als Ort der Zuflucht gesehen werden. Anders als Erwachsene, die derartige Freiräume auch an anderen Orten finden, ist für Jugendliche der öffentliche Raum oftmals der einzige Ort, der diesen Rückzug erlaubt. Als Rückzugplätze fungieren deshalb auch oft jene Orte, die von Erwachsenen nicht genutzt werden wie Hinterhöfe, Treppenhäuser, Keller, Parkplätze oder andere abgelegene Orte in der Stadt (Lieberg 1996).

„Interaktionsplätze“ hingegen sind jene Orte „an denen man sieht und gesehen wird, wo etwas los ist, wo es Abwechslung gibt und man andere Leute treffen kann, Unbekannte eben-

¹² Medienhandeln und die Auseinandersetzung mit Inhalten wird als Bestandteil der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen betrachtet (Wagner 2014: 285). „Medien sind Gegenstände des täglichen Gebrauchs, sie vermitteln Sichtweisen und Orientierungen, sie ermöglichen es, sich zu anderen in Beziehung zu setzen und sie konstituieren individuelles und kollektives Handeln“ (Wagner 2014: 286). Mediatisiert sind soziale Räume schon lange, die Auseinandersetzung über Inhalte ist jedoch heute nicht mehr an einen konkreten Ort gebunden, sondern ist mobil und überall möglich, verlagert sich in jene mediatisierten Räume: „Dort wird weiterhin Zugehörigkeit und Abgrenzung z. B. zu bestimmten Jugendkulturen verhandelt, in denen die Symbolwelten der Medien eine wichtige Rolle spielen“. (Wagner 2014: 294). Vor diesem Hintergrund stellt Wagner (2014) die Frage, ob unter diesen Umständen noch von einer „Verinselung“ von Kindheit und Jugend gesprochen werden kann, „da mit und über Medien leichter als früher die ortsunabhängige Pflege von Beziehungen möglich ist“ (294) Aneignungsmöglichkeiten medialer Räume beziehen sich zum einen auf den Erwerb von Inhalten und Informationen, zum anderen auf Kommunikation und Interaktion.

so wie Freunde“ (ebd.). Für Jugendliche wird der öffentliche Raum so zu einer Art Bühne für Zusammenkünfte und zur Kommunikation untereinander und mit anderen Personengruppen. Er bietet Raum, zum einen zur Selbstdarstellung und Repräsentation, zum anderen zur Kommunikation und Interaktion (z.B. Lynch 1977; Wüstenrot Stiftung 2003: 30). Die freie Zugänglichkeit des öffentlichen Raumes ist dabei Voraussetzung für eine mögliche Interaktion mit den unterschiedlichsten Personengruppen. Die Vielfalt der im Raum anzutreffenden Personen und Personengruppen in unterschiedlichen sozialen Positionen und Rollen ermöglicht es diese kennenzulernen und auch selbst verschiedene Rollenmuster auszuprobieren.

Das Bedürfnis nach Rückzug und das Bedürfnis nach Interaktion innerhalb der eigenen Peer-Group und/oder der „Welt der Erwachsenen“ gehen miteinander einher. Damit sind beide Orte, die Orte des Rückzugs und die Orte der Interaktion, wichtig für Jugendliche, um ihre Interessen und Bedürfnisse zu befriedigen und damit auch für ihre Entwicklung. Öffentlicher Raum ist so auch ein sozialer Raum, ein Raum in dem „soziale Verhältnisse im Sinne des Austausches zwischen Personen realisiert werden“ (Merkens 2001: 438), der soziale Funktionen erfüllt und soziales Handlungsfeld ist. Er ist Erlebnisraum und ermöglicht auch zufällige Begegnungen mit Ereignissen unterschiedlicher Art. Öffentliche Räume sind auch Sport- und Spielräume (z.B. Bette 1997). Ein Beispiel sind die Skaterszenen, die urbane öffentliche Räume und ihre Möblierung für ihren Sport nutzen. Es ist jedoch gerade dieser Bereich jugendlicher Szenen, der mit einer negativen Außenwahrnehmung verbunden ist und mit Restriktionen und Verboten konfrontiert wird (Wüstenrot Stiftung 2003). Eine Rolle spielt dabei die Gruppengrößen und Sichtbarkeiten der Szenen. Dennoch geht die Studie der Wüstenrot Stiftung (2003) davon aus, dass provokantes Verhalten Jugendlicher in öffentlichen Räumen die Ausnahme darstellt.

3.2.3 Öffentlicher Raum als Sozialisationsraum

Vor allem in der sozialräumlichen Pädagogik wird die Sozialisationsfunktion, die öffentliche Räume für Kinder und Jugendliche besitzen, herausgestellt. Jürgen Zinnecker hat in diesem Zusammenhang den Begriff der Straßensozialisation entwickelt. Straße, wie Zinnecker sie versteht, bezieht sich dabei nicht allein auf den „Verkehrsraum unter freiem Himmel, sondern umfasst ebenso die angrenzenden Räume und Gebäude, die öffentlichen Aufgaben dienen oder auch einfach öffentlich zugänglich sind“ (Zinnecker 2001: 48). Aus pädagogischer Sicht hat die Straße zwei Gesichter: auf der einen Seite ist sie das „Schreckensgemälde einer Umwelt, in der Bemühungen der Erzieher in Frage gestellt, und wo Kinder und Jugendliche ins Verderben gestürzt werden, falls sie diesem antipädagogischen Milieu längere Zeit ausgesetzt sind“ (ebd.). Auf der anderen Seite kann die Straße als ein „gesellschaftliches Lernfeld“ (ebd.: 49) betrachtet werden: „Vom Ort gehen pädagogische Impulse aus, er ist der pädagogischen Intervention zugänglich“ (ebd.). Der öffentliche Raum ist so ein Raum informellen Lernens (auch Deinet/Reutlinger 2005: 309) in dem auch Umgang mit Fremdheit erlernt werden kann: „Kinder und Jugendliche lernen hier gleichzeitig und in unauflösbarer Rollenvermischung zweierlei: Sie üben die ordentlichen Bürgerrollen des Käufers, Konsumenten und Verkehrsteilnehmers ein, und sie übernehmen Bestandteile historisch unterdrückter, verpönte Straßensexistenz als Pöbel, Publikum, Stadtstreicher und Vagabund“ (Zinnecker 2001: 62f.). So ist der öffentliche Raum auch ein Ort, in dem der Umgang mit Fremdheit und Abweichung erlernt werden kann. Die Jugendarbeit sieht demzufolge eine ihrer Aufgaben in der Vermittlung „Urbaner Kompetenz“: „Urbane Kompetenz entsteht in der Spannung von Risiko, Vielfalt und Sicherheit, die miteinander verbunden sind, denn es gibt keine Sicherheit

ohne Risiko, keine Vielfalt durch Sicherheit. Es setzt die Fähigkeit voraus, in Ambivalenzen zu denken und diese zu ertragen“ (Lindner/Kilb 2005: 364).

Exkurs: Die Rolle des Bürgersteigs

Jane Jacobs beschreibt in „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“ (1993) die Rolle und Funktion der Straße, insbesondere die des Bürgersteigs, als ein typischer öffentlicher Raum. „Die Straßen und ihre Bürgersteige sind die wichtigsten öffentlichen Orte einer Stadt, sind ihre lebenskräftigsten Organe“ (Jacobs 1993: 27). Dabei unterscheidet sie drei von ihnen erfüllte Funktionen: Sicherheit, Kontakt zwischen Fremden und die Assimilation von Kindern.

„Die Sicherheit der Stadt ist die vornehmste Aufgabe der Straßen und Bürgersteige.“ (Jacobs 1993: 27) Das „Barbarentum“, das sich nach Jacobs heute zunehmend auf den Straßen der Großstädte ausbreitet, in Form von Gewalt und Unsicherheit, lässt bei den Bewohner der Stadt eine „Furcht vor der Straße“ entstehen (ebd.: 28). „Und haben sie erst einmal Furcht, so benutzen sie die Straßen so wenig wie möglich und machen sie damit noch unsicherer“ (ebd.: 28). Was Großstädte von Klein- und Mittelstädten zudem unterscheidet, ist nach Jacobs, die hohe Präsenz von Fremden, die Bestandteil des Stadtbildes und des Alltags sind (ebd.: 28). Diese Fremdheit muss aber nicht gleichzeitig Unsicherheit bedeuten¹³.

Garant für Sicherheit ist nach Jacobs nicht alleine die Polizei: „Die öffentliche Sicherheit wird primär durch ein kompliziertes, fast unbewusstes Gewebe aus freiwilliger Kontrolle und grundsätzlichen Übereinkommen unter den Menschen selbst getragen und durchsetzt“ (Jacobs 1993: 29). Eine zentrale Rolle spielen dabei belebte, multifunktionale und sozial durchmischte Bürgersteige. Soziale Kontrolle durch Passanten, Menschen am Fenster, Ladenbesitzer bieten eine relative Sicherheit viel benutzter Straßen. Voraussetzungen für eine sichere Straße sind nach Jacobs (1993) vor allem drei Eigenschaften: „Erstens muß zwischen dem der Öffentlichkeit bestimmten und dem privaten Raum eine klare Abgrenzung vorhanden sein. (...) Zweitens müssen Augen auf die Straße gerichtet sein, Augen, die denen gehören, die wir die natürlichen Besitzer der Straße nennen können. Die Gebäude einer Straße, die mit Fremden fertig werden will und die die Sicherheit von Bewohnern und Fremden gewährleisten soll, müssen zur Straße orientiert sein. (...) Und drittens muss ein Bürgersteig ziemlich durchgehend Benutzer haben, sowohl um die Menge beobachtender Augen auf der Straße zu erhöhen als auch um genügend Menschen in den Häusern darüber anzuregen, auf die Straße zu sehen“ (ebd.: 32). Für ein ausreichendes Maß an Sicherheit müssen entlang des Bürgersteigs Läden und öffentliche Orte verteilt sein, die, vor allem auch abends, Menschen anziehen, die dabei wiederum den Bürgersteig benutzen. Auch die Besitzer dieser Läden oder Bars haben ein Interesse an sicheren Straßen und sorgen deshalb für Ordnung. Ein weiterer wichtiger Punkt ist das lebendige und vielfältige Treiben auf den Straßen, das wiederum weitere Menschen anzieht (ebd.: 33) Damit sind die Straßen mit einer Vielzahl „eingebauter Augen“ (ebd.: 36) ausgestattet, die Sicherheit vermitteln. Auch Einsehbarkeit, Nachbarschaft unter einander nicht bekannten Personen, aber auch die Anwesenheit anderer fremder Personen, spielen eine entscheidende Rolle für die Sicherheit der Bürgersteige. „Unter der scheinbaren Unordnung der alten Stadt herrscht, wo immer sie gute Funktionen hat, eine wunderbare Ordnung, welche die Sicherheit der Straßen und die Bewegungsfreiheit in den Straßen gewährleistet. Es ist eine sehr komplexe Ordnung. Ihr Wesen ist eine enge

¹³ Zum Umgang und der Bedeutung von Fremdheit in öffentlichen Räumen: Wehrheim 2009

Ineinandergreifen verschiedener Benutzungsmöglichkeiten der Bürgersteige, die ein ständiges Defilieren vieler Augen mit sich bringt“ (ebd.: 44).

Neben der Sicherheit bietenden Funktion des Bürgersteigs fördert er auch die Entstehung von Kontakten unter einander fremden Personen (Jacobs 1993: 46ff.). „Großstädte sind voll von Menschen, mit denen von jedermanns Gesichtspunkt aus ein gewisser Grad von Kontakt nützlich oder erfreulich ist, mit denen aber keiner zu enge Tuchfühlung haben möchte und die ihrerseits eine solche Tuchfühlung ebensowenig wünschen“ (ebd.: 47). Dieser Gedanke entspricht der von Bahrdt beschriebenen „unvollständigen Integration“ (vgl. Kapitel 3.3). „Die Summe solch beiläufiger, öffentlicher Kontakte auf lokaler Basis – größtenteils zufällig, mit Besorgungen verbunden, immer der einzelnen Person überlassen, niemals ihr aufgezwungen – ist ein Gefühl für die öffentliche Identität von Menschen, ist ein Gewebe öffentlicher gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens und bedeutet eventuellen Beistand in Zeiten persönlicher oder nachbarschaftlicher Bedrängnis“ (ebd.: 47). Jacobs ergänzt diesen Gedanken um das Gefühl des Vertrauens, was sich jedoch vornehmlich in vertrauten Quartieren/Nachbarschaften einstellt, und vermutlich nicht auf Kernzentren von Innenstädten beziehen lässt, die in vielen Fällen sehr monofunktional, ohne die Funktion des Wohnens ausgerichtet sind.

Die Bedeutung des Privatlebens in Großstädten versteht Jacobs als „das Recht, sein Privatleben auf die selbst ausgewählten Menschen zu beschränken, und um das Recht, über die eigene Zeit zu verfügen“ (Jacobs 1993: 49). Öffentliche Kontakte auf Straßen und Bürgersteigen sind möglich, aber frei wählbar (ebd.: 51). Innerhalb von Straßennachbarschaften können dabei auch relativ vertraute, auf einen Ausschnitt der Persönlichkeit ausgerichtete Kontakte entstehen. „Fehlt in einem Stadtbezirk ein gutes Bürgersteigleben, dann müssen die Menschen dort ihr Privatleben erweitern, wenn sie irgendeine Art Äquivalent zu den beiläufigen Kontakten mit der Umgebung haben wollen. Sie müssen sich entweder zu irgendeiner Form des Zusammenlebens entschließen, in der sie dann mehr mit anderen Menschen gemeinsam haben als beim normalen Kontakt mit der Nachbarschaft, oder sie müssen sich mit mangelnden Kontakten abfinden“ (ebd.). Bürgersteige ermöglichen, so Jacobs, idealerweise den (selbstverständlichen und sicheren) Kontakt zwischen einander Fremden.

Als dritte Funktion des Bürgersteigs nennt Jacobs die Möglichkeit Kinder zu „assimilieren“ (Jacobs 1993: 57ff.) und richtet sich damit gleichzeitig gegen eine „Verbannung“ von Kindern von der Straße in Grünflächen und auf Spielplätze sowie in institutionalisierte Räume. Auf den Bürgersteigen einer „guten“ belebten Straße sind Kinder unter ständiger Aufsicht von Ladenbesitzern, Anwohnern oder Passanten. „Kinder in Großstädten brauchen die verschiedensten Orte, in denen sie spielen und lernen können. Sie brauchen unter anderem Gelegenheiten für alle möglichen Arten von Sport und praktischen Betätigungen. Sie brauchen mehr Möglichkeiten, vor allem leichter zugängliche, als sie in den meisten Fällen vorhanden sind. Gleichzeitig jedoch brauchen sie eine nichtspezialisierte Ausgangsbasis unter freiem Himmel, einen Bereich, in dem sie spielen und herumstehen können, einen Bereich, der ihnen hilft, sich ihre Begriffe über das Leben zu bilden“ (ebd.: 61). Geplante Orte sind hingegen langweilige Orte. Belebte Bürgersteige sind nach Jacobs genau jene nichtspezialisierten Orte, die darüber hinaus durch die Anwesenheit Erwachsener noch ein „natürliches“ Maß an Sicherheit bieten. „In Wirklichkeit lernen Kinder, wenn überhaupt, nur von den Erwachsenen auf den Straßen die ersten fundamentalen Zusammenhänge funktionsfähigen Großstadtlebens. Von ihnen lernen sie, daß die Menschen, auch wenn sie keine Bindungen zueinander haben, ein bißchen öffentliche Verantwortung füreinander haben müssen“ (ebd.: 62).

Die Zugänglichkeit und Erreichbarkeit von Bürgersteigen spielt dabei eine zentrale Rolle (Jacobs 1993: 64): Straßen und Bürgersteige werden oft in Zwischenzeiten, zwischen Schule oder organisierter Freizeit genutzt. Voraussetzung für alle von Jacobs genannten Aspekte sind eine Funktionenmischung in öffentlichen Räumen eine Multifunktionalität und Nicht-Spezialisiertheit (ebd.: 65), die öffentliche Räume im Allgemeinen und Straßen im Besonderen vielseitig und lebendig erscheinen lässt und damit Sicherheit und die Möglichkeit von zwanglosen Kontakten bietet und als Ort des Lernen großstädtischen Lebens dient.

3.3 Zwischenfazit

Gerade innerstädtische öffentliche Räume besitzen durch ihre Multifunktionalität, Zentralität, Gebrauchsqualitäten und Angebotsstruktur eine große Attraktivität für Jugendliche. Zentrale Bedeutungen sind die Möglichkeiten zu Mobilität, Interaktion und Rückzug und sie sind ein Ort um Langeweile zu entgehen (Lynch 1977). Die Veränderungen in den Freizeitaktivitäten Jugendlicher lassen jedoch auch vermuten, dass durch die Abnahme informeller Freizeitaktivitäten zugunsten bildungsorientierter und institutionalisierter Freizeitangebote die Präsenz Jugendlicher in öffentlichen Räumen rückläufig sein muss oder sich in erster Linie diejenigen Jugendlichen, die keinen Zugang zu diesen Angeboten haben, in den öffentlichen Räumen der Stadt aufhalten.

Der öffentliche Raum der Stadt, als ein Ort des Sehens und Gesehen Werdens, bietet eine Bühne für Jugendliche, ist für sie Demonstrations- und manchmal auch Provokationsraum und ist ein Ort an dem ihre Sichtbarkeit und die ihres Verhaltens zum Tragen kommt. Diese Sichtbarkeit erstreckt sich auf zwei Ebenen: zum einen in Form einer rein objektiven Sehbarkeit, die offensichtliche Anwesenheit von Jugendlichen in öffentlichen Räumen, zum anderen als Präsenz eines Bildes von Jugendlichen, das, oftmals vermittelt durch die Medien, in der alltäglichen subjektiven Wahrnehmung mit Problemen und Unsicherheiten verknüpft wird (Breyvogel 1998). Denn die Jugendphase gilt als Übergangsphase, als Phase des Probierens von Rollen, des Testens von Grenzen und der Auseinandersetzung mit dem Selbst und der Umwelt und bedingt so in der Außenwahrnehmung Jugendlicher oftmals Misstrauen und Irritation. Die unter Jugendlichen populäre Freizeitbeschäftigung des „Rumhängens“, gerade in öffentlichen Räumen der Stadt, wird von Außenstehenden häufig eher als ein „Herumlungern“ wahrgenommen dem mit Misstrauen begegnet und welches häufig als ein Zeichen von Disorder¹⁴ gedeutet wird. So zeigt zum Beispiel eine Studie von Joachim Häfele (2013), das Gruppen herumstehender Jugendlicher als Incivility, als Verfall der sozialen Ordnung wahrgenommen werden wodurch das Sicherheitsgefühl negativ beeinflusst wird.

Die Aneignung öffentlicher Räume durch Jugendliche kann auch durch „Markierungen“, zum Beispiel durch Graffiti (Lieberg 1996: 39) oder die „Umnutzung“ räumlicher Strukturen (z.B. Bänke, Bushaltestellen oder Spielplätze) geschehen, was von den eigentlichen intendierten Nutzungsvorstellungen abweicht. Dadurch steigen sowohl Aufmerksamkeit als auch Argwohn anderer Nutzer. Jugendliche befinden sich dann besonders im Fokus formeller und informeller Kontrolle und Überwachung. In den Blick rücken dabei vor allem Konflikte zwischen jugendlichen und erwachsenen Nutzern, denn öffentlicher Raum gilt gemeinhin als Raum Erwachsener, ist von ihnen entworfen und geplant und mit deren Nutzungsintentionen versehen.

¹⁴ Zum Begriff „Disorder“ z. B. Wehrheim (2002).

Eine Reduzierung des Bildes des Jugendlichen auf „Problembereiche“ greift jedoch zu kurz: Kreativität, Innovation und sozialer Wandel sind ebenfalls Aspekte die von Jugendlichen und Jugendkulturen angestoßen werden können. Jugendliche Nutzergruppen sollten demnach nicht nur vor dem Hintergrund des Verfalls, sondern auch vor jenem der Revitalisierung öffentlicher Räume diskutiert werden, in der Form, als dass sie Impulse für die Stadtentwicklung geben und öffentliche Räume mit Leben füllen können.

In allen dargestellten Studien wird ein Methodenmix verschiedener empirischer Verfahren angewendet um einen möglichst breiten Blick auf die Situation Jugendlicher in öffentlichen Räumen zu erlangen. Der Entstehungszusammenhang der Studien bewegt sich in einem Zeitrahmen von beinahe 80 Jahren. Der gesellschaftliche Wandel, der in diesem Zeitraum stattfand, hat gleichsam Auswirkungen auf den Wandel öffentlicher Räume und damit wiederum auf die nutzbaren Räume Jugendlicher. Beschreibt Martha Muchow zwar bereits 1933 die Nutzung der Rolltreppen eines Hamburger Warenhauses als Zeitvertreib und Erlebnisraum von Kindern (vgl. Kapitel 9.2), spielen heute, so die These, neue Raumtypen wie Shopping Malls alleine durch ihre Verbreitung und Größe eine noch wirkungsvollere Rolle. Auch dieser Überlegung muss in der weiteren Ausarbeitung Rechnung getragen werden.

Was den meisten Studien zu Jugendlichen in öffentlichen Räumen bisher fehlt, ist eine stärker theoretische Fundierung und eine Implementierung in die theoretischen Konzepte von Raum und öffentlichen Räumen. Wie bereits deutlich geworden ist, muss die Wirkungsweise öffentlicher Räume auf die Handlungsmöglichkeiten Jugendlicher mehrdimensional betrachtet werden. Um dem Rechnung zu tragen, erfolgt in den folgenden Kapiteln eine Aufarbeitung relevanter Aspekte der Raumtheorie. Diese werden im Weiteren auf den gesellschaftlichen Teilbereich öffentlicher Räume übertragen.

4 Diskussion des Raumbegriffs

Den Bezugsrahmen für die Beschäftigung mit öffentlichen Räumen sollen klassische Raumtheorien bilden. Dabei ist Raum zunächst als interdisziplinärer Begriff zu verstehen, dessen Bedeutung sowohl den Naturwissenschaften als auch den Geistes- und Sozialwissenschaften immanent ist. Da nicht von einer Raumtheorie und einem gültigen Raumbegriff gesprochen werden kann, soll zunächst die Vielschichtigkeit und Mehrdimensionalität des Raumbegriffs herausgearbeitet werden, dem zum einen verschiedene Raumvorstellungen und zum anderen verschiedene theoretische Modelle zugrunde liegen.

Zentral für die weitere Theoriebildung ist eine Abkehr von den „allgemeinen“ Raumtheorien und eine Präzisierung von Raum als sozialwissenschaftliche Kategorie. Vor allem neuere sozialwissenschaftliche Arbeiten beschäftigen sich mit der Bedeutung der Kategorie des Raumes in der Gesellschaftsanalyse (u.a. Sturm 2000; Löw 2001; Schroer; Ruhne 2011; Läßle 1991a/1991b). Gefordert wird ein Perspektivenwechsel von einem ausschließlich baulich materiellen zu einem gesellschaftlichen Raumverständnis (Ruhne 2011: 65). Dieter Läßle betont darüber hinaus die Notwendigkeit eines „erweiterten Raumkonzeptes, um gesellschaftliche Räume aus ihrem ‚qualitativen‘, das heißt ihrem gesellschaftlichen Funktions- und Entwicklungszusammenhang heraus erklären zu können“ (1991b: 42). Die Materialität des Raumes, sichtbar in seiner Gestaltung, der Ausformung von Plätzen, Straßen oder Parks stellt nur eine Dimension dar.

Nach einer Annäherung an den Begriff des Raumes als wissenschaftliche Kategorie und einer Gegenüberstellung verschiedener Raumvorstellungen wird dieser im Weiteren als Kategorie der Sozialtheorie betrachtet. Raum als sozialwissenschaftliche Kategorie impliziert dabei vor allem drei zentrale Anknüpfungspunkte, die präzisiert werden sollen: die relevanten Dimensionen von Raum, über den materiellen Aspekt hinaus, die Frage der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion von Raum und, damit verbunden, die dem Raum inhärenten Macht- und Ordnungsstrukturen, die dessen Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten beeinflussen. Vor allem anhand der Arbeiten von Anthony Giddens, Pierre Bourdieu und Henri Lefebvre werden diese Perspektiven herausgearbeitet.

4.1 Auseinandersetzung mit Raum in den Wissenschaften

Im alltagsweltlichen Verständnis erscheint Raum als etwas natürlich Gegebenes. Als Lebensraum ist er Schauplatz unseres Handelns, wir durchqueren Straßenräume und nutzen Wohn- und Arbeitsräume. Vom kleinteiligen Abstellraum bis zum abstrakten und fernen Weltraum – die Vielfältigkeit des Raumbegriffs ist offenkundig. Dabei sind „erlebbare“ von „vorstellbaren“ Räumen zu unterscheiden (Schroer 2006b), aber auch Nähe und Distanzen spielen eine Rolle, die sich jedoch in modernen Gesellschaften zunehmend modifizieren: „Der Moderne ist die Befreiung aus dem Nahraum und die Eroberung der Ferne gleichsam eingeschrieben“ (ebd.: 10). Gleichzeitig rückt die Ferne durch moderne Transport- und Kommunikationstechnologien immer stärker in die Nähe und wird dadurch (be-)greifbar.¹⁵

¹⁵ Zu Veränderungen von Raum, zur These der Entterritorialisierung, Ortlosigkeit, Vernichtung von Raum (z.B. Schroer 2008: 127), durch Globalisierung, das Internet, neue Transport- und Kommunikationstechnologien vgl. Kap. 4.1

„Die alltäglichen Raumvorstellungen der meisten Menschen unserer Zivilisation sind mehr oder weniger stark ‚kolonisiert‘ durch die Raumauffassung der klassischen Physik in der Form des dreidimensionalen euklidischen Raumes, obwohl dieses Raumkonzept mit seinen axiomatischen Bestimmungen – Homogenität und unendliche Ausdehnung – nicht in Einklang zu bringen ist mit unseren alltäglichen sinnlichen Raumerfahrungen in dem ‚gelebten Raum‘“ (Läpple 1991b: 36, mit Verweis auf Bollnow 1984:18). Eine Behandlung als ontologischer Begriff ist kaum möglich, denn eine genaue Definition dessen, was Raum ist, existiert nicht. Um sich dem Begriff des Raumes zu nähern, ist vielmehr eine wissenssoziologische Herangehensweise gefordert, die nach verschiedenen Vorstellungen und Konzepten von Raum fragt (Schroer 2006b: 10). So wird im Folgenden zunächst nicht von dem Raum, sondern von verschiedenen Raumbegriffen, -vorstellungen und -konzepten ausgegangen.

Im allgemeinen Verständnis ist die Geographie jene Wissenschaft, die sich dem Raum verschrieben hat. Dem traditionellen geographischen Konzept der Landschaft, als physisch materielle Gegebenheit an der Erdoberfläche, steht dabei das stärker subjektbezogene „chorische“ Raumkonzept (Läpple 1991a: 167) gegenüber, verstanden als „ein vom dreidimensionalen euklidischen Raumkonzept abgeleiteter zweidimensionaler, metrischer Ordnungsrahmen eines erdräumlichen Kontinuums“ (Bartels 1974: 13, zitiert in Läpple 1991a: 167). Nach diesem Konzept wird Raum nicht als „gesellschaftliche oder naturräumliche Entität“ (Läpple 1991: 168) aufgefasst, sondern als ein Ordnungsschema, das sich mit Lagebeziehungen von Objekten im Raum auseinandersetzt (ebd.). Ziel dieses Konzeptes ist die Erklärung der räumlichen Verbreitungsmuster menschlichen Handelns (ebd.), die in Abhängigkeit von Distanzen stattfinden. Die Bedeutung dieser Distanzen kann, nach Läpple, jedoch nur mithilfe sozial- bzw. gesellschaftswissenschaftlicher Theorieansätze erklärt werden (ebd.). Hier liegt der entscheidende Kritikpunkt, an den die moderne Geographie anknüpft (z.B. Soja 2008, Werlen 1999, 2007).

Das von Stephan Günzel (2010) herausgegeben Werk „Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch“ behandelt vom historischen über den politischen und ökonomischen, den körperlichen, sozialen, technischen, kognitiven, landschaftlichen, urbanen oder touristischen Raum insgesamt vierzehn Perspektiven aus denen die Kategorie „Raum“ gedacht und bearbeitet werden kann. Die Diversität der wissenschaftlichen Konzepte von Raum offenbart auch das „Handwörterbuch der Raumordnung“: Demnach kann Raum verstanden werden als „absoluter Raum“, als „relationaler Raum“, als „Anschauungsform“, als „formale Ordnungsstruktur“, es gibt „subjektbezogene Raumkonzepte“ und schließlich den „gesellschaftlichen Raum“, der sich wiederum in verschiedene Teilräume und deren Konzepte gliedert (Blotvogel 2005: 831ff). Die interdisziplinäre Verwendung des Raumbegriffs macht eine klare Begriffsbestimmung schwierig und führt zu begrifflichen Ungenauigkeiten und einer mangelnden Trennschärfe zwischen verschiedenen Raumkonzepten.

Die wichtigsten klassischen Raumkonzepte entstammen naturwissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten. Der Ausgangspunkt wissenschaftlicher Überlegungen zum Raum lässt sich bereits in der Antike verorten, vor allem bei Platon und Aristoteles (z.B. Schroer 2006b: 30ff.; Jammer 1980). So entdeckte Platon die Existenz des Raumes „als ausgeschlossenes Drittes zwischen Sein und Werdens als das Worin“ (Schroer 2006b: 32). Aristoteles entwickelte diese Theorie weiter. In seiner Kategorienlehre „wird der Raum als die Summe aller vom Körper eingenommenen Orte betrachtet“ (ebd.). Die Bestandteile der materiellen Welt sind „durch ein sie äußerlich Zusammenhaltendes verknüpft, eine übergeordnete Sphäre, welche die Teile dazu zwingt, zusammenzuhalten gleich Mustern in einer Schachtel“ (Schroer 2006b: 33 in Bezug auf Jammer 1960: 24). Der Raum gleicht in dieser Vorstellung, wie später noch näher ausgeführt wird, somit einem Behälter.

Zahlreiche Arbeiten haben sich mit Theorien des Raumes und deren Entstehungszusammenhang, meist auf interdisziplinärer Ebene, auseinandergesetzt und die Vielzahl an Konzepten, Begriffe und Vorstellungen aufgearbeitet. Bereits eine schlaglichtartige Darstellung der vielen Ansätze würde allerdings den Umfang dieser Arbeit sprengen. An dieser Stelle sei deshalb vor allem auf die Arbeiten von Alexander Gosztonyi (1976) und Max Jammer (1980) verwiesen. Gosztonyi bietet eine detaillierte Darstellung der Geschichte des Raumes in Philosophie und Wissenschaft. Die historische Entwicklung des Problems des Raumes aus physikalischer Perspektive vom Altertum über das Mittelalter bis zur „modernen“ Physik beschreibt Max Jammer (1980). Dabei nimmt er Bezug auf zahlreiche klassische philosophische und naturwissenschaftliche Denktraditionen, von Aristoteles über das euklidische Raumverständnis, bis zu Descartes, Leibniz und Newton.¹⁶

4.2 Raumvorstellungen: Absoluter und Relationaler Raum

Der wissenschaftliche Diskurs um Raum wird noch heute von zwei konkurrierenden Raumvorstellungen beherrscht: das Konzept des *absoluten Raumes* auf der einen und das des *relationalen Raumes* auf der anderen Seite (z.B. Löw 2001: 24ff.; Schroer 2006b: 29ff, Ruhne 2011: 66ff.).

Im Vorwort zu Max Jammers Werk über das Problem des Raumes weist bereits Einstein (1953, in Jammer 1980: XV) auf diesen Dualismus hin. Er geht von zwei Perspektiven aus, aus denen Raum gedacht werden kann: Zum einen als „Lagerungsqualität der Körperwelt“ (ebd.). Eine Perspektive aus der Raum ausschließlich in Abhängigkeit von den in ihm befindlichen körperlichen Objekten gesehen werden kann, denn Raum entstehe erst durch die relationale Anordnung dieser Objekte zueinander. Zum anderen als ein Behälter¹⁷ „aller körperlichen Objekte“ (ebd.). Im letzten Fall „kann ein körperliches Objekt nicht anders als im Raum gedacht werden; der Raum erscheint als eine gewissermaßen der Körperwelt übergeordnete Realität“ (ebd.). In der Vorstellung des Raumes als Behälter – die absolute Raumvorstellung – wäre auch ein vollständig leerer, von Inhalten unabhängiger Raum denkbar. Ein zentraler Aspekt ist darüber hinaus, dass Einstein Raum nicht als eine Naturgegebenheit betrachtet, merkt er doch an, dass beide Raumbegriffe „freie Schöpfungen der menschlichen Phantasie, Mittel ersonnen zum leichteren Verstehen unserer sinnlichen Erlebnisse“ (ebd.) sind. Raum ist somit immer eine „theoretische Abstraktionsleistung“ (Ruhne 2011: 72). Beide Konzepte existieren nach wie vor nebeneinander.

Absoluter Raum

„Der absolute Raum, der aufgrund seiner Natur ohne Beziehung zu irgendetwas außer ihm existiert, bleibt sich immer gleich und unbeweglich“ (Newton 1988, Original 1687, zit. in Löw 2011: 25). Dieses Konzept eines absoluten Raumes ist seit der Antike bekannt (z.B. bei Aristoteles s.o.) und wurde insbesondere in den Arbeiten zur mechanischen Physik von Newton im 17. Jahrhundert weiterentwickelt (z.B. Jammer 1980, Sturm 2000, Gosztonyi 1976). Raum existiert nach Newton unabhängig von den in ihm enthaltenen Körpern (Jammer 1980). Ab-

¹⁶ Zum Begriff des Raumes in der Physik und der darin inhärenten soziologischen Perspektive auch Sturm 2000, 2003.

¹⁷ Einstein benutzt den Ausdruck des „Containers“ für die absolute Raumvorstellung (Einstein 1980: XIII). Der in der Literatur ebenfalls verwendete Ausdruck des Behälterraumes ist damit synonym.

solter Raum ist darüber hinaus a priori, Newton setzt ihn als eine Naturgegebenheit voraus (Löw 2001: 26).

Die Raumvorstellung der klassischen Physik entspricht in der Regel der eines dreidimensionalen euklidischen Raumes, demnach ist dieser absolute Raum in erster Linie bestimmt durch seine Länge, Breite und Höhe. Der Raum gibt einen bestimmten Rahmen vor und kann dabei mit Dingen und Menschen befüllt sein. Das soziale Geschehen wird wie von einem Behälter umschlossen (auch Löw 2001: 63). Räumliches und Soziales werden in dieser Vorstellung getrennt voneinander betrachtet. Damit haftet dem absoluten Raum gleichzeitig eine Starrheit an, der Raum wirkt „auf alle körperlichen Objekte“, jedoch „ohne daß diese auf ihn eine Rückwirkung ausüben“ (Einstein 1980: XVI). So unterliegen die im Raum befindlichen körperlichen Objekte einer Passivität (Schroer 2006b: 45) und ihnen werden jegliche kreativen Anteile an der Raumgestaltung abgesprochen. „Die Kritik der analogen Anwendung des ‚Behälter-Raumes‘ in den Gesellschaftstheorien konzentriert sich somit auf die *Entkopplung der Konstitution des ‚Raumes‘ von dem Funktions- und Entwicklungszusammenhang seines gesellschaftlichen ‚Inhalts‘*“ (Läpple 1991: 191, i. O.).

Die Attraktivität und Langlebigkeit des Behälterraumkonzepts im Alltagsdenken aber auch als Grundlage wissenschaftlicher Theorien (Löw 2001: 279) sieht Schroer (2006b: 38) darin begründet, dass es die Möglichkeit bietet, „klare genaue Grenzziehungen vorzunehmen und mit Sicherheit und Bestimmtheit Zuordnungen treffen zu können“. Auch Jammer verweist in Bezug auf Newtons Theorie des absoluten Raumes darauf, dass dieser (wie auch die absolute Zeit) „stets das menschliche Gefühl stark ansprechen. Durch ihre Gegenwart scheint Klarheit und Genauigkeit, Sicherheit und Bestimmtheit gewährleistet“ (Jammer 1980: 125)¹⁸.

Bernd Hamm (1982) wendet sich ausdrücklich gegen eine Behälterraumauffassung als Grundlage soziologischer Theorien: „Wenn nun Raum nichts anderes wäre als ein bloßes *Gefäß*, in dem soziale Beziehungen ablaufen, die von ihm gänzlich unabhängig sind, dann ist Raum allenfalls auf einer deskriptiven Ebene interessant, aber völlig unfruchtbar für die Erkenntnis dessen, worauf es einer solchen Soziologie ankäme: von sozialer Organisation nämlich. Was an Raum interessant wäre, würde dann von der Geographie abgedeckt, und wir könnten diese Kategorie in einem soziologischen Bezugsrahmen vernachlässigen. [...] Wie immer wir Raum wahrnehmen, wie immer wir ihn für unsere Zwecke verwenden, ihn uns aneignen, indem wir uns darin bewegen, darauf bauen oder darin nach Bodenschätzen suchen, immer ist dieser Vorgang sozial vermittelt, will heißen: durch soziale Erfahrung vorgeprägt“ (Hamm 1982: 24f, Hervorhebung i. O.). Räume, und damit auch öffentliche Räume, können nicht einfach als Gegebenheiten betrachtet werden, die dem Sozialen, dem Handeln vorausgehen, sie sind Phänomene, die erst durch soziale Praxis entstehen und in dieser auch verändert werden können (vgl. Kapitel 4.3.2.2).

Relationaler Raum

Der sprachgeschichtliche Ursprung des Wortes „Raum“ deutet bereits darauf hin, dass dieser keineswegs als Naturgegebenheit betrachtet werden sollte. So verweist Bollnow (1963: 33) auf das „Grimmsche Wörterbuch“ und die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „räu-

¹⁸ Trotz seiner Vorstellung eines absoluten Containerraumes existieren in Newtons Raummodell allerdings auch relationale Komponenten: „Newton unterscheidet zwischen dem alles umschließenden Behälterraum und der Vielzahl durch Relationen entstandener Teilräume, bestehend aus Beziehungen zwischen Körpern in diesem Behälter“ (Löw 2001: 26f).

men“: „einen Raum, d. h. eine Lichtung im Wald schaffen, behufs Urbarmachung oder Ansiedlung.“ In dieser anthropozentrischen Raumvorstellung ist der Raum eine Konstruktionsleistung des Menschen, der ihn nach seinen Bedürfnissen nutzbar macht. „Raum in diesem ursprünglichen Sinn ist also nicht an sich schon vorhanden, sondern wird erst durch eine menschliche Tätigkeit gewonnen, indem man ihn durch Rodung der Wildnis (die also nicht Raum ist) abgewinnt“ (ebd.).

Leibniz vertritt nahezu zeitgleich und als Gegenentwurf zur Theorie Newtons das Konzept eines relationalen Ordnungsraums. Entgegen Newtons Anschauung des absoluten Raumes in Form eines Behälters versteht Leibniz Raum als „Inbegriff möglicher Lagebedingungen überhaupt“ (Löw 2001: 27). Die Lage von Objekten und ihre Ordnung zueinander lässt diesen überhaupt erst entstehen. Der Raum stellt damit etwas Relatives dar. „Man durfte dann strenggenommen nicht sagen: ‚dieser Körper befindet sich an diesem Ort‘ sondern nur: er befindet sich von jenem anderen Körper aus gesehen, an diesem Ort“ (von Weizsäcker 1990: 138 in Schroer 2006b: 40).

An dieser Stelle spielt die Wahrnehmungsperspektive, der subjektive Blickwinkel eines einzelnen Betrachters oder einer Betrachterin die entscheidende Rolle (Löw 2001: 28). Die Wahrnehmung von Raum erfolgt über die Wahrnehmung von „positionalen Beziehungen des Rauminhalts“ (Läpple 1991: 164). Wahrgenommen wird demnach die Raumstruktur, nicht der Raum selbst (ebd.). Raumwahrnehmung ist damit menschliche Syntheseleistung (ebd.)¹⁹. Zentraler Punkt in Leibniz Theorie ist demnach die Existenz zahlreicher Perspektiven auf den Raum, die sich, je nach Betrachter oder Betrachterin unterscheiden können (Löw 2011: 28).

Eine relationale Raumauffassung ist kein Novum. Bereits seit der Antike existierten immer wieder Gegenentwürfe zur damals vorherrschenden absoluten Behälterraumvorstellung (Schroer 2006b: 33f), die den Raum nicht als starre Gegebenheit, sondern als einen Ordnungsraum von Körpern zueinander betrachteten, als einen Raum von Beziehungen. Als „Lagerungsqualität der Körperwelt“ (Einstein) sind es die Lagebeziehungen, das Verhältnis der Körper zueinander, Nähe und Ferne die den Raum bilden. Läpple (1991: 193) versteht ihn in diesem Sinne als „räumliches Ordnungsgefüge des Rauminhalts“. Vor allem Bourdieu, aber auch Lefebvre, greift das Konzept des relationalen Raumes wieder auf (vgl. Kapitel 4.3.2.1 und 4.3.2.2). Eine relationale Raumvorstellung lässt diesen zum einen als theoretisch abstraktes Konstrukt erscheinen, zum anderen, und das ist ein zentrales Unterscheidungsmerkmal, zur absoluten Raumvorstellung, werden die kreativen Anteile der Raumkonstruktion und dessen Veränderbarkeit deutlich. Während beim Container-Modell die Betonung auf der Zurichtung der Körper durch Raumeinflüsse liegt, so betont das relationale Konzept des Raumes gerade umgekehrt die kreativen Anteile der Akteure im Raum bei der Konstitution räumlicher Strukturen.

Insgesamt wird jedoch die Plausibilität beider Raumauffassungen deutlich: Raum ist immer relationaler, durch Beziehungen geprägter und geformter Raum, aber er ist auch physisch messbar und euklidisch prägend. Beide Raumkonzepte sind nach wie vor von Bedeutung, je nachdem in welchem Zusammenhang und unter welchem Forschungsinteresse sie thematisiert werden (Schroer 2006b: 12).

¹⁹ Gleiches gilt für die Wahrnehmung von Zeit (Läpple 1991a: 164).

4.3 Spezifische Raumvorstellung in der Soziologie

Vorstellungen von Raum sind zu unterscheiden von konkreten Raumbegriffen, die in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen sehr unterschiedlich ausfallen können, da unterschiedliche Schwerpunkte von Bedeutung sind. So ist der klassische geographische Raumbegriff stärker von materiell physischen Gegebenheiten geprägt, während für den ökonomischen Raumbegriff die Kategorien Standort, Entfernung und Transport(kosten) von entscheidender Bedeutung sind (Läpple 1991). Unser Alltagsverständnis wird noch immer von der Vorstellung eines absoluten Raumes dominiert, eines Raumes als Behälter, da vor allem dessen physische Bedeutung und Funktionen im Fokus stehen. Der soziologische Raumbegriff hingegen rückt soziale Konstruktionsleistungen und Interaktionen stärker in den Mittelpunkt des Interesses. So hat sich in der Raumsoziologie die relationale Raumvorstellung durchgesetzt (dazu vor allem Löw 2001). „Soziologisch‘ bezeichnet ‚Raum‘ sicher mehr als den leeren Raum der Physik und/oder die (unter Einfluß gesellschaftlicher Faktoren) gegliederte Fläche des geographischen oder ökologischen Raums und/oder die Erscheinungsweise des Raums im menschlichen und gesellschaftlichen Bewußtsein“ (Konau 1977: 12).

Die Aufnahme des Themas „Raum“ (Hamm 2001) in Bernhard Schäfers „Grundbegriffe der Soziologie“ (2000) bedeutet, Raum als eine soziologische Grundkategorie anzuerkennen (auch Löw 2011: 12). Aber nicht jede soziologische Theorie beschäftigt sich mit der Kategorie des Raumes. In vielen Fällen wird sie als gegeben vorausgesetzt, allenfalls implizit und nur am Rande thematisiert. Elisabeth Konau (1977) bezeichnete Raum Ende der 70er Jahre als eine „vernachlässigte Dimension soziologischer Theoriebildung“. Zumindest auf den ersten Blick scheint die Zeit eine bedeutendere Kategorie darzustellen: „Die Alltagswelt ist räumlich und zeitlich strukturiert. Ihre räumliche Struktur ist für unsere Überlegungen ziemlich nebensächlich. Es genügt vollauf zu sagen, daß auch sie eine gesellschaftliche Dimension hat Kraft der Tatsache, daß die Zone meiner Handhabung sich mit Zonen der Handhabung anderer überschneidet. Wichtiger für uns ist die Zeitstruktur der Alltagswelt“ (Berger/Luckmann 2004: 29).

Als Gründe für diese „Raumvergessenheit“ (Schäfers/Bauer 1994: 45) wird unter anderem die ideologische Aufladung aufgeführt, die der Begriff des Raumes in Zeiten des Nationalsozialismus erfahren hat (Schroer 2006b, Löw 2001: 11). Ein weiterer Grund sei das Autonomiestreben der noch „jungen“ Soziologie als Wissenschaft, die sich von der Geographie abzugrenzen versucht, als deren Domäne der Raum gemeinhin angesehen wird (Schroer 2006b: 17ff). Auch die Dominanz einer absoluten Raumvorstellung (vgl. Kapitel 4.2), einer Auffassung von Raum als „materielles Substrat, Territorium oder Ort“ (Löw 2001: 9), als eine bloße „Umweltbedingung“ (ebd.), die unabhängig von der sozialen Welt ist (auch Ruhne 2011: 64) führe zu einer Vernachlässigung einer Theoretisierung von Raum. Das Erkenntnisinteresse der Soziologie, so Läpple (1991) in diesem Zusammenhang, werde oftmals auf das „Sinnverstehen“ des „sozialen Handelns“ (165) beschränkt.

Diese den Gesellschaftswissenschaften unterstellte „Raumblindheit“ (Läpple 1991: 163) war und ist jedoch nicht so ausgeprägt wie manchmal dargestellt. Bereits klassische soziologische Arbeiten, zum Beispiel von Durkheim oder Simmel, thematisieren, zum Teil implizit, den Raum als soziologische Kategorie (z.B. Konau 1977). Allenfalls kann davon gesprochen werden dass der Begriff des Raumes zu gewissen Zeiten, so beispielsweise in den 70er Jahren (Schroer 2006b: 9), in der soziologischen Theoriebildung vernachlässigt wurde. Gerade in den letzten Jahren erfährt seine Theoretisierung jedoch in der Soziologie einen neuen Schub (Löw 2001, Schroer 2006b, Sturm 2000). Der vor allem in der Geographie genutzte Begriff des *Spatial Turn* (Döring/Thielmann 2008), verstanden als ein „Paradigmenwechsel

vom Geschichtlichen zum Räumlichen“ (Schmid 2010: 62), der vor allem auf die Arbeiten von Edward Soja zurück geht (z.B. Soja 2008; zum spatial turn auch Schmid 2010: 62ff) steht auch bezogen auf die Sozialwissenschaften für die Entstehung eines neuen Interesses an der Kategorie des Raumes. Für Christian Schmid (2010) ist dies bedingt durch eine rasant fortschreitende Urbanisierung und Globalisierung: „Auf allen Massstabsebenen sind neue Geographien entstanden, bisherige alltagsweltliche Orientierungsraster haben sich aufgelöst, und in weiten Teilen der Welt wurden die Lebensbedingungen grundlegend erschüttert“ (Schmid 2010: 9). Die Folgen dieser Entwicklung wirken sich auf Grenzen und Handlungsspielräume aus und sind im Folgenden auch für die Betrachtung öffentlicher Räume von Bedeutung (vgl. Kapitel 6).

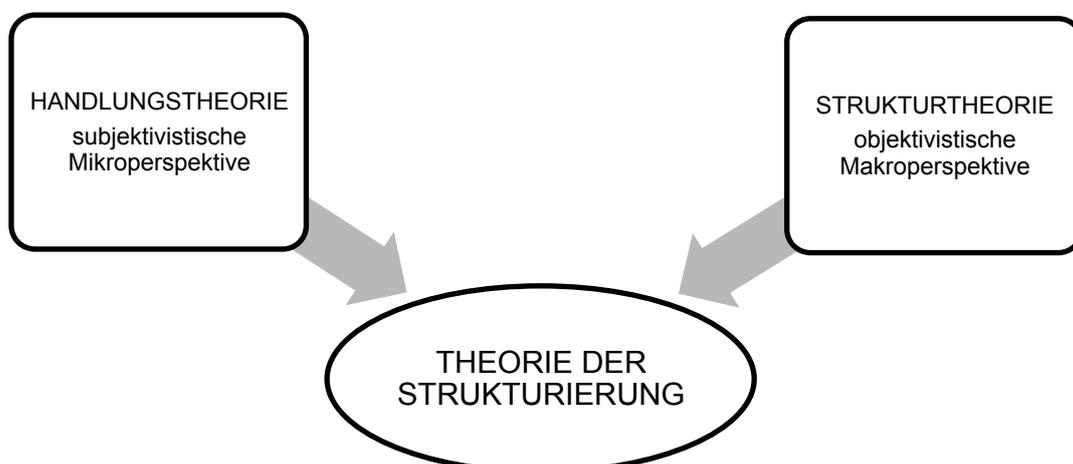
4.3.1 Struktur und Handeln: Das Verständnis von Raum bei Giddens

Giddens Theorie der Strukturierung und der darin thematisierte Dualismus von (objektiven) Strukturen und (subjektivem) Handeln bietet einen wichtigen Ausgangspunkt für eine Soziologie des Raumes. Im Rahmen seiner Theoriebildung hat sich Anthony Giddens auch intensiv mit den Kategorien Raum und Zeit auseinandergesetzt. Im Zentrum seines Interesses stehen dabei das Verständnis des menschlichen Handelns sowie sozialer Institutionen und Strukturen (Giddens 1997: 30).

Giddens Fragestellungen sind vor allem ontologischer Natur. Grundstrukturen der alltäglichen Lebenswelt, des alltäglichen Seins stehen im Fokus. Vor allem in Anlehnung an Erving Goffmans Interaktionstheorien (z.B. Goffman 1974) und an den Arbeiten zu Raum und Zeit des Philosophen Thorsten Hägerstrand (z.B. Hägerstrand 1975) entwickelt Giddens ein umfassendes Modell der Konstitution der Gesellschaft.

Insgesamt verfolgt er das Ziel, den in der Wissenschaft herrschenden Dualismus von Objektivismus und Subjektivismus zu überwinden (Giddens 1997). Handeln und Struktur sind gleichermaßen Elemente von Giddens Sozialtheorie. So werden die subjektivistische Mikroperspektive der Handlungstheorie und die objektivistische Makroperspektive der Strukturtheorie verknüpft (vgl. Abbildung 4). Mikro- und Makroperspektive, Struktur und Handeln sind nicht als Dualismen zu verstehen, sondern miteinander verwoben. Sozial- und Systemintegration sollen verknüpft werden. Die Kategorien Zeit und Raum als Ausgangsbedingungen für Soziales Handeln bilden dabei einen zentralen Fokus.

Abbildung 4: Giddens Theorie der Strukturierung



Quelle: Eigene Darstellung

Den meisten Sozialwissenschaften unterstellt Giddens Raum und Zeit als „bloße Randbedingungen des Handelns“ (Giddens 1997: 161) zu betrachten. Für ihn bilden diese Kategorien jedoch das Grundgerüst der Sozialtheorie. „Die Strukturmomente sozialer Systeme existieren nur insofern, als Formen sozialen Verhaltens über Raum und Zeit hinweg permanent reproduziert werden“ (ebd.: 34). Raum und Zeit sowie Struktur und Handeln stehen dabei in enger Wechselwirkung, denn Interaktionen zwischen gesellschaftlichen Akteuren sind sowohl räumlich als auch zeitlich situiert.

In seinen Ausführungen über Interaktion und Verhalten bezieht sich Giddens stark auf die Theorien Erving Goffmans und seine „Beschäftigung mit der räumlichen und zeitlichen Ordnung sozialen Handelns“ (Giddens 1997: 90): „Er ist einer der wenigen Soziologen, die Raum-Zeit-Beziehungen als fundamental für die Produktion und Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens behandeln, statt sie als ‚Grenzen‘ sozialen Handelns zu betrachten“ (ebd.). Im Rahmen von Begegnungen in Raum und Zeit positioniert sich der menschliche Akteur: „Jedes Individuum ist gleichzeitig in verschiedener Hinsicht positioniert: mit Bezug auf den Strom des Alltagslebens, mit Bezug auf seine Lebensspanne als der Dauer seines Daseins und mit Bezug auf die Dauer der ‚institutionellen Zeit‘, der ‚über-individuellen‘ Strukturierung sozialer Institutionen“ (ebd.: 38). Damit füllt der Mensch verschiedene soziale Rollen in verschiedenen räumlichen Zusammenhängen aus. „Die über den sensorischen Apparat des Körpers direkt vermittelten Modalitäten von Kopräsenz sind deutlich unterschieden von den sozialen Bindungen und Formen sozialer Interaktion mit im Raum oder in der Zeit nicht anwesenden anderen Personen“ (ebd.).

Einen weiteren Bezugspunkt stellt die Theorie der „Zeitgeographie“ Hägerstrands dar (1975). Sie widmet sich „den Beschränkungen, die dem Handeln durch die physischen Eigenschaften des Körpers und der Umwelten, in denen die Akteure sich bewegen, erwachsen“ (Giddens 1997: 39). Menschliches Handeln erfolgt innerhalb der von seinem Körper festgelegten räumlichen und zeitlichen Grenzen (Giddens 1997: 162f nach Hägerstrand 1975). Grenzen sind, in Anlehnung an die Vorstellungen Hägerstrands, durch körperliche Eigenschaften bedingt (Giddens 1997: 162f) und gelten als „Fähigkeitseinschränkungen“: „Einige berühren primär die Zeitverteilung: so sorgt etwa das Bedürfnis nach Schlaf oder nach Nahrung in gleichmäßig wiederkehrenden Intervallen dafür, daß der Strukturierung der täglichen Aktivitäten gewisse Grenzen gezogen sind. ‚Koordinierungszwänge‘ beziehen sich auf solche, die Aktivitäten regulieren, die zusammen mit anderen unternommen werden. Das Volumen von Raum und Zeit, das einem Individuum an einem Tag zur Verfügung steht, ist ein Prisma, das die Ausführung von Entwürfen bündelt. Prismen täglichen Verhaltens sind nicht einfach geographisch oder physisch umgrenzte Bereiche, sondern besitzen ‚Raum-Zeit-Wände an allen Seiten‘“ (ebd.: 165).

Das Alltagsleben des Menschen ist nach Hägerstrand von räumlichen und zeitlichen Routinen geprägt. „Die Kontinuität von Praktiken setzt Reflexivität voraus, aber Reflexivität ist umgekehrt nur aufgrund der Kontinuität von Praktiken möglich, wodurch eben diese über Raum und Zeit hinweg als identisch reproduziert werden“ (Giddens 1997: 53). Für das Handeln des Menschen impliziert das vor allem drei Aspekte: Der Mensch handelt nach der Vorstellung Giddens zweckrational, sein Handeln erfolgt immer diskursiv und es erfolgt eine kontinuierliche Reproduktion sozialer Strukturen. Der routinierte Charakter des Alltagslebens verschafft dem handelnden Menschen nach Giddens einen Zustand, den er als „Seinsgewißheit“ bezeichnet (Giddens 1997). „Menschliches Handeln vollzieht sich ebenso wie menschliches Erkennen als eine *duréé*, als ein kontinuierlicher Verhaltensstrom“ (ebd.: 53, Hervorhebung i. O.). Die Fähigkeit durch Handeln den bisherigen Zustand zu verändern oder auch in das Handeln anderer einzugreifen stellt eine Form von Macht dar. „Aber es ist äußerst wichtig,

darauf hinzuweisen, daß auch unter der Bedingung sozialen Zwangs, wo also Individuen ‚keine Wahl haben‘, gehandelt – im strengen Wortsinn – werden kann“ (ebd. 1997: 66) (Zum Aspekt der Macht in der Diskussion um Raum vgl. Kapitel 4.3.2.3).

Das bedeutet, dass Handeln in Raum und Zeit Strukturen schafft und reproduziert²⁰. Giddens versteht Strukturen zunächst als „Regeln und Ressourcen, die an der sozialen Reproduktion rekursiv mitwirken“ (Giddens 1997: 45). Hinsichtlich der Wechselwirkung von Struktur und Handeln lassen sich nach Giddens zwei Denktraditionen unterscheiden: In der funktionalistischen Denktradition bestimmt Struktur von außen das menschliche Handeln und begrenzt es. In strukturalistischer Denktradition wird der Strukturbegriff „charakteristischerweise nicht als ein Muster für die Strukturierung von Gegenwärtigem, sondern als Schnittpunkt von Gegenwärtigem und Abwesendem gedacht“ (ebd.: 68). Dieser Strukturbegriff geht über das Hier und Jetzt hinaus. In der Analyse der Strukturierung sozialer Beziehungen sind nach Giddens beide Denktraditionen relevant.

Nach Giddens „stellt der sozialwissenschaftliche Strukturbegriff auf die Strukturmomente sozialer Systeme ab: diese ermöglichen die ‚Einbindung‘ von Raum und Zeit in soziale Systeme und sind dafür verantwortlich, daß soziale Praktiken über unterschiedliche Spannen von Raum und Zeit hinweg als identische reproduziert werden, also systemische Formen erhalten“ (1997: 69). Strukturen, verstanden als „raumzeitliche Phänomene“ (ebd.), werden über Strukturmomente realisiert und schaffen in diesem Sinne eine Ordnung, in sozialen Systemen, die Giddens als „reproduzierte soziale Praktiken“ (ebd.) versteht. Das Bestehen der Strukturmomente über Raum und Zeit hinweg, die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens nach bestimmten Regeln, die zum einen Sinn konstituieren zum anderen gegebenenfalls mit Sanktionen verbunden sind (ebd.: 72f) und die mit diesen Regeln verbundenen strukturierenden Eigenschaften dienen dabei auch der „Aufrechterhaltung von Seinsgewißheit“ (ebd.: 75). Dabei ist es vor allem auch das Alltagshandeln, das nach derartigen Regeln routiniert ist.

Die Differenzierung der Begriffe Struktur, Soziales System und Strukturierung sind entscheidend für Giddens Argumentation und sie unterscheiden sich vor allem hinsichtlich ihrer Situierung in Raum und Zeit: „Struktur als rekursiv organisierte Menge von Regeln und Ressourcen ist außerhalb von Raum und Zeit, außer in ihren Realisierungen und ihrer Koordination als Erinnerungsspuren, und ist durch eine ‚Abwesenheit des Subjekts‘ charakterisiert. Die sozialen Systeme, in denen Struktur rekursiv einbegriffen ist, umfassen demgegenüber die situierten Aktivitäten handelnder Menschen, die über Raum und Zeit reproduziert werden. Die Strukturierung sozialer Systeme zu analysieren bedeutet, zu untersuchen, wie diese in Interaktionszusammenhängen produziert und reproduziert werden; solche Systeme gründen in den bewußt vollzogenen Handlungen situiertes Akteure, die sich in den verschiedenen Handlungskontexten jeweils auf Regeln und Ressourcen beziehen“ (Giddens 1997: 77). Diese Argumentation mündet schließlich in Giddens Theorem der Dualität von Struktur: Die Konstitution von Handeln und Struktur sind demnach nicht unabhängig voneinander, sondern stellen einen Dualismus dar: „Gemäß dem Begriff der Dualität von Struktur sind die Struk-

²⁰ Giddens unterscheidet die Begriffe System und Struktur. System(e) sind „reproduzierte Beziehungen zwischen Akteuren oder Kollektiven, organisiert als regelmäßige soziale Praktiken“ (Giddens 1997:77). Struktur(en) versteht er als „Regeln und Ressourcen oder Mengen von Transformationsbeziehungen, organisiert als Momente sozialer Systeme“ (Giddens 1997: 77). Davon zu unterscheiden ist der Begriff der Strukturierung, verstanden als die „Bedingungen, die die Kontinuität oder Veränderung von Strukturen und deshalb die Reproduktion sozialer Systeme bestimmen“ (Giddens 1997: 77).

turmomente sozialer Systeme sowohl Medium wie Ergebnis der Praktiken, die sie rekursiv organisieren“ (ebd.: 77). Strukturen geben dem Handeln dabei aber nicht nur Grenzen vor, sondern sind auch Grundbedingung dafür, dass es überhaupt stattfinden kann. „Dennoch kann man sagen, daß die strukturellen Momente sozialer Systeme so weit in Raum und Zeit ausgreifen, daß sie sich der Kontrolle eines jeden individuellen Akteurs entziehen“ (ebd.: 78).

Der Bezugspunkt zum Raum als sozialwissenschaftliche Kategorie konkretisiert Giddens weiter in zwei zentralen Konzepten, dem des Ortes und dem der Anwesenheits-Verfügbarkeit (Giddens 1997: 170). „In Orten („locales“) wird der Raum als *Bezugsrahmen* für Interaktion verfügbar gemacht, während umgekehrt diese Interaktionsbezugsrahmen für die Spezifizierung der *Kontextualität* des Raumes verantwortlich sind. Die Konstitution von Orten hängt sicherlich von den Phänomenen ab, denen Hägerstrand einen besonderen Platz einräumt: dem Körper, seinen Bewegungs- und Kommunikationsmitteln im Verhältnis zu den physischen Eigenschaften der umgebenden Welt. Orte sorgen für einen guten Teil der ‚Stabilität‘, die Institutionen zugrundeliegt, obwohl es keine eindeutige Richtung gibt, in der sie diese ‚Beständigkeit‘ ‚determinieren‘“ (ebd.: 170, Hervorhebung i. O.). Die von Giddens benannten Orte sind zudem regionalisiert (ebd.). „Die Führung des Alltagslebens eines Individuums beinhaltet, daß es sich sukzessive auf eine Menge von Aspekten des Interaktionsrahmens bezieht. Solche Aspekte sind: andere Handelnde, feste Gegenstände (materielle Eigenschaften des Handlungsmilieus), teilbare Materialien (Luft, Wasser, Mineralien, Nahrungsmittel) und Regionen. Regionen bezeichnen jenes Phänomen, das ich lieber Regionalisierung von Raum und Zeit nenne: die Bewegung von Lebenswegen durch Bezugsrahmen von Interaktionen, die verschiedene Formen räumlicher Abgrenzung aufweisen“ (ebd.: 167).

Den Begriff der Regionalisierung entwickelt Giddens in Anlehnung an die Arbeiten Goffmans: „Die Situierung sozialer Interaktionen kann man sinnvoll im Verhältnis zu den verschiedenen Orten untersuchen, durch die hindurch die Alltagsaktivitäten der Individuen koordiniert werden. Orte (locales) sind nicht einfach Plätze (places), sondern *Bezugsrahmen* von und für Interaktionen“ (Giddens 1997: 39). Die von Giddens so bezeichneten Regionen sind mit den in ihnen ausgeübten Tätigkeiten und Handlungen verbunden. „Regionalisierung‘ sollte nicht bloß als Lokalisierung im Raum verstanden werden, sondern als Begriff, der sich auf das Aufteilen von Raum und Zeit in Zonen und zwar im Verhältnis zu routinisierten sozialen Praktiken bezieht“ (ebd.: 171). Regionen besitzen eine Ausdehnung im Raum und in der Zeit. Giddens grenzt seinen Begriff der Region von jenem in der Geographie verwendeten Begriff ab: während dieser Region in der Geographie als „ein physisch abgegrenztes Gebiet auf einer Karte der physischen Eigenschaften der materiellen Umwelt“ (ebd.: 174) bezeichnet, verweist er bei Giddens „auf das Phänomen der Strukturierung sozialen Verhaltens über Raum und Zeit“ (ebd.: 174). Giddens beschreibt vorderseitige und rückseitige Regionen, die jeweils mit bestimmten Handlungsrouninen verbunden sind. Die Unterscheidung ähnelt stark der von Goffman vorgenommenen Unterscheidung einer Vorder- und Hinterbühne (Goffman: 2003; vgl. Kapitel 5.3).

Die Positionierung des Körpers in Raum und Zeit bestimmt auch über die Möglichkeiten der Interaktionen. Die Kopräsenz von Objekten, die zeitgleiche Anwesenheit im Raum, ist damit letztendlich Voraussetzung für eine gelingende Integration in gesellschaftlichen Zusammenhängen. „Die Sozialintegration hat mit der Interaktion in Kontexten der Kopräsenz zu tun. Die Verbindungen zwischen Sozial- und Systemintegration kann man zur Darstellung bringen, wenn man die Regionalisierungsweisen untersucht, welche die Raum-Zeit-Wege, denen die Mitglieder einer Gemeinschaft oder Gesellschaft in ihren alltäglichen Aktivitäten folgen, lenken und von ihnen gelenkt werden. Diese Wege sind weitgehend von grundlegenden institutionellen Parametern der entsprechenden sozialen Systeme beeinflusst und reproduzieren sie

gleichermaßen“ (Giddens 1997: 196). Als Sozialintegration sind demnach face-to-face- Interaktionen zu verstehen. Eine andere Form der Integration ist nach Giddens die Systemintegration: „Systemintegration bezieht sich auf Verbindungen zu denjenigen, die physisch in Raum und Zeit abwesend sind“ (ebd.: 80). Mit seiner Theorie der Strukturierung überwindet Giddens die strikte Trennung von Mikro- und Makrosoziologie. In der vorliegenden Arbeit und für die Theoretisierung öffentlicher Räume relevant ist in diesem Fall in erster Linie die Sozialintegration, die über Begegnungen im Raum entstehen kann.

Regionalsierungen sind weiter mit dem Konzept der „Anwesenheits-Verfügbarkeit“ verknüpft, das eine Ergänzung zu jenem der Kopräsenz darstellt: „Das ‚Beisammen-Sein‘ in Situationen von Kopräsenz setzt Mittel voraus, die die Akteure in die Lage versetzen, ‚zusammenkommen‘ zu können“ (Giddens 1997: 175). Anwesenheits-Verfügbarkeit setzt, in Anlehnung an Hägerstrands Gedanken zur Zeitgeographie, zumindest in früheren Gesellschaftsformen und Kulturen, eine hohes Maß an physischer Nähe voraus. „Die Körperlichkeit des Handelnden, die Begrenzungen der Körpermobilität in den Verlaufsbahnen der *durée* täglicher Aktivität samt der physischen Eigenschaften des Raumes sicherten ab, daß dies so war“ (ebd.: 175, Hervorhebung i. O.).

Insgesamt betont Giddens die Kontextualität gesellschaftlichen Lebens und gesellschaftlicher Institutionen: „Alles gesellschaftliche Leben vollzieht sich in, und ist konstituiert durch, Überschneidungen von Gegenwärtigem und Abwesendem im Medium von Raum und Zeit. Die physischen Eigenschaften des Körpers und des *Milieus*, in dem er sich bewegt, geben dem gesellschaftlichen Leben unvermeidlich einen seriellen Charakter und begrenzen den Zugang zu räumlich ‚abwesenden‘ anderen“ (Giddens 1997: 185, Hervorhebung i. O.). Erfahrungen und Bedeutungen aus der Vergangenheit sind Bestandteil des Lebens. Strukturierung erfolgt durch Zeit und Raum, als kleinteiliges Beispiel, beschränkt auf den Ort der Schule können Raum-Zeit-Muster im Schulwesen in zeitgenössischen Gesellschaften (vgl. dazu Kapitel zu Macht- und Ordnungsstrukturen von Raum) dienen.

Mit dem Einbezug des Raumes in die Sozialtheorie verfolgt Giddens das Ziel, den Gegensatz von Subjektivismus und Objektivismus zu überwinden und die Mikro- und Makroperspektive gesellschaftlicher Zusammenhänge miteinander zu verbinden. Durch die Thematisierung von Raum sollen Handeln und Struktur als einzelne Dimensionen überwunden, und die Individualebene mit der gesellschaftlichen Ebene verknüpft werden. Die Reproduktion von Strukturen und Handlungsrouninen, über Raum und Zeit hinweg, etabliert einen räumlichen Ordnungs- und Orientierungsrahmen, zeitliche und räumliche Routinen vermitteln ein Maß an Sicherheit und Beständigkeit. Kopräsenz und Anwesenheitsverfügbarkeit als Grundbedingungen für eine gelingende Sozialintegration sind dabei vor allem in den öffentlichen und/oder institutionalisierten Räumen der Gesellschaft von Bedeutung, in denen Begegnungen erst möglich werden. Die räumlichen Strukturen, die diesen Räumen zugrunde liegen, die gleichsam Ergebnis und Voraussetzung für Handeln sind, prägen deren Aneignungs- und Nutzungsmöglichkeiten. Aufbauend auf diesen Überlegungen von Giddens sollen im Folgenden zentrale Aspekte der Raumtheorie, die für ein Verständnis öffentlicher Räume von Bedeutung sind, präzisiert werden.

Für das Verständnis öffentlicher Räume sollen im Folgenden drei zentrale Gesichtspunkte präzisiert werden: zunächst die Dimensionen von Raum, denn Raum ist nicht nur gebauter physischer Raum, sondern auch sozialer Raum von Positionen und Interaktion und er besitzt einen Symbolgehalt, der über Zeichen bestimmte Botschaften zu Nutzungs- und Zugangsmöglichkeiten transportiert. Daraus folgt die Produktion bzw. Konstitution von Raum, die diese verschiedenen Elemente hervorbringt und damit auch auf verschiedenen Ebenen stattfin-

den muss. Schließlich sind die Ordnungs- und Machtstrukturen von Raum ein letzter Punkt, der vor allem seine Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten determiniert.

4.3.2 Raumdimensionen: Das Verständnis von Raum bei Bourdieu

Einen zentralen Beitrag zur Unterscheidung der Dimensionen von Raum leisten die Theorien Pierre Bourdieus. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff des Raumes erfolgt in den Arbeiten Bourdieus vor allem implizit. Im Hinblick auf sein Habituskonzept und seine Theorie der Felder und auf die Begriffe Herrschaft, Macht und soziale Ungleichheit (v.a. Bourdieu 1982) spielt Raum als Bezugsgröße jedoch immer eine entscheidende Rolle.

In einigen kürzeren Arbeiten setzt er sich darüber hinaus explizit mit dem Begriff des Raumes auseinander (v.a. Bourdieu 1985, 1991, 1998). Der 1985 erschienene Aufsatz „Sozialer Raum und ‚Klassen‘“ wurde 1984 von Bourdieu als Vorlesung an der Universität Frankfurt gehalten und behandelt den sozialen Raum als einen Raum der Differenzen und Positionierungen. In „Physischer Raum, sozialer Raum und angeeignet physischer Raum“ (1991) arbeitet Bourdieu vor allem die Unterscheidungen und Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Raumdimensionen heraus. Mit seiner Abhandlung über „Ortseffekte“ (1998) thematisiert Bourdieu schließlich vor allem die Wechselwirkungen zwischen dem Sozialraum und dem physischen Raum, insbesondere hinsichtlich der Möglichkeit der Raumaneignung.

Bourdieu beschreibt Gesellschaft als sozialen Raum, der sozial konstruiert ist und einer spezifischen Struktur und Ordnung unterliegt. In seinem Ansatz verbindet auch er objektive gesellschaftliche Strukturen und subjektive Orientierungen und Handlungsmuster. Bourdieu untersucht und beschreibt wie sich die Sozialordnung räumlich manifestiert. Raum erfüllt dabei eine Ordnungsfunktion (vgl. auch Kapitel 3.3).

Bourdieu's Konzept des sozialen Raumes²¹ (v. a. Bourdieu 1985, 1991) behandelt Raum zunächst auf relationaler Ebene, als Anordnung gesellschaftlicher Akteure zueinander verstanden als ein abstrakter, mehrdimensionaler Raum. Er besteht aus verschiedenen Teilräumen oder Feldern (ökonomisch, politisch, wissenschaftlich), die jeweils eigenen Funktionsgesetzen unterliegen (Bourdieu 1991: 28; dazu auch Schroer 2006b: 84f). Die verschiedenen gesellschaftlichen Teilräume sind dabei Austragungsorte von Positionierungs- und Aushandlungsprozessen: „Innerhalb der einzelnen Teilräume sind die Inhaber der herrschenden und die der beherrschten Positionen pausenlos in vielfältige Kämpfe verwickelt“ (Bourdieu 1985: 32). Sozialer Raum ist demnach auch ein „mehrdimensionaler Raum von Positionen“ (ebd.: 11), Positionen die von Akteuren im Raum eingenommen werden und sich in herrschende und beherrschte Positionen unterscheiden lassen. Damit drücken sich im sozialen Raum auch Machtverhältnisse aus (vgl. Kapitel 4.2.3.3). Verschiedene gesellschaftliche Teilräume sind strukturiert durch spezifische Unterscheidungs- und Verteilungsprinzipien (Bourdieu 1985: 9f) anhand derer eine Positionierung im Raum erfolgen kann. In seiner umfangreichen Studie zu den „feinen Unterschieden“ (1983) entwirft Bourdieu ein Mo-

²¹ Die verwendeten Begriffe bei Bourdieu sind nicht immer eindeutig. So verwendet er in den meisten Veröffentlichungen den Begriff des „sozialen Raumes“, manchmal jedoch auch den des „Sozialraums“ (z.B. Bourdieu 1998), der sich heute vor allem in der sozialräumlichen Pädagogik in erster Linie auf spezifische, begrenzte Orte bezieht (Sozialraum Schule, Sozialraum Familie) und weniger relational gedacht ist, sondern vielmehr Raum als Territorium betrachtet; zur Definition des Sozialraumbegriffs in der sozialräumlichen Pädagogik vgl. Kapitel 3.

dell des sozialen Raumes, das auf Daten der französischen Gesellschaft der 70er Jahre beruht. Darin werden vor allem soziale Ungleichheitsverhältnisse offengelegt.

Kapital und Habitus

Die Positionierung eines Akteurs im sozialen Raum wird bestimmt durch seinen Kapitalbesitz. Dabei unterscheidet Bourdieu ökonomisches Kapital, vor allem in Gestalt materiellen Eigentums, kulturelles Kapital, in objektivierter Form als Bücher, Kunstwerke oder andere Kulturgüter, in inkorporierter Form vor allem in Form von Bildung, Wissen, spezifischen Fähigkeiten, nachweisbar über Zertifikate und Titel, sowie soziales Kapital, in Form sozialer Netzwerke, die Informationen liefern und Zugang zu bestimmten Kreisen vermitteln können (z.B. Bourdieu 1982, 1983). Der Kapitalbesitz, zunächst unabhängig davon ob es sich um ökonomisches, kulturelles oder soziales Kapital handelt, ermöglicht es, eigene Ziele, Bedürfnisse und Interessen durchzusetzen und verleiht so eine Form von Macht. „Das Kapital ist eine der Objektivität der Dinge innewohnende Kraft, die dafür sorgt, daß nicht alles gleich möglich oder gleich unmöglich ist“ (Bourdieu 1983: 184). Die Position eines Akteurs im sozialen Raum lässt sich demgemäß anhand des Gesamtvolumens seines verfügbaren Kapitals, dessen Zusammensetzung und Struktur nach den einzelnen Kapitalsorten sowie schließlich nach der Entwicklung von Kapitalvolumen und Struktur im Zeitverlauf bestimmen (Bourdieu 1982: 196ff.; Bourdieu 1985: 11). So bestimmt die Kapitalausstattung die eingenommene Position und damit insgesamt die Chancen im sozialen Raum. Das verfügbare Kapital eines Akteurs im Raum bestimmt über seine Handlungsspielräume, strukturiert diese vor und limitiert sie. „Tatsächlich richten sich die Chancen einer Gruppe zur Aneignung einer beliebigen Art seltener Güter (...) zunächst einmal nach ihren entsprechenden Kapazitäten – d.h. dem ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapital, das sie zur materiellen und/oder symbolischen Aneignung der Güter einsetzen kann, hängen mithin ab von ihrer sozialen Position, und weiter von der Beziehung zwischen ihrer geographischen Verteilung und der jener Güter (eine Beziehung, die anhand der durchschnittlichen Entfernung zu den Gütern oder Einrichtungen gemessen werden kann, oder anhand des Zeitaufwands, um zu ihnen zu gelangen – womit das Problem des Zugangs zu individuellen wie kollektiven Transportmitteln berührt ist“ (Bourdieu 1982: 207). Darüber hinaus wird eine Nähe zu erwünschten Personen und Gütern und eine Distanz zu Unerwünschtem hergestellt.

Nach Bourdieus Vorstellungen können räumliche Strukturen allein keinen Einfluss auf ein bestimmtes Verhalten ausüben. Letztendlich sind es die Kapitalunterschiede, die sich räumlich niederschlagen: „Sammelt man alle verfügbaren statistischen Daten hinsichtlich der Verteilung von ökonomischem, kulturellem oder auch sozialem Kapital auf departementaler Ebene, so lässt sich zeigen, daß die wesentlichen regionalen Unterschiede, die man oft geographischen Bestimmungsfaktoren zurechnet, sich in Wirklichkeit auf Kapitalunterschiede zurückführen lassen“ (Bourdieu 1998: 164). Vor allem das ökonomische Kapital beeinflusst das Gestaltungs- und Bestimmungsrecht und die Verfügungsgewalt über den Raum. Hier können aber andere Formen von Kapital, wie das soziale von Bedeutung sein, um über Netzwerke Zugang in exklusive Räume zu erhalten.

Es ist jedoch nicht nur das Kapital, welches einem erlaubt, sich in einem Raum zugehörig zu fühlen, sondern auch der Habitus. Die Positionierung anhand der Kapitalausstattung spiegelt die objektive Struktur des sozialen Raumes wider. Auf subjektiver Ebene ist der Habitus das entscheidende Konstrukt in Bourdieus Theorie. Der Habitus einer Person umfasst dabei spezifische Wertorientierungen und Verhaltensmuster und verbindet individuelles Handeln und soziale Struktur. Entsprechend des Habitus gehorche das Handeln dabei kollektiven Regeln.

Habitualisiertes Handeln erfolgt dabei in der Regel unbewusst. Jede Position im sozialen Raum ist mit einem bestimmten Habitus, einer spezifischen Grundhaltung, die Denken und Handeln beeinflusst, verbunden. Ähnlichkeit und Nähe im sozialen Raum lassen so Rückschlüsse auf einen ähnlichen Habitus zu. Den Habitus versteht Bourdieu als „*Erzeugungsprinzip* objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und *Klassifikationssystem* (...) dieser Formen“ (Bourdieu 1982: 277, Hervorhebung i. O.). Die Aneignung von Raum erfordert nicht die alleinige Anwesenheit sondern vielmehr bestimmte Praktiken und, damit verbunden, einen Habitus der es ermöglicht sich den Räumen zugehörig zu fühlen und als zugehörig angesehen zu werden: „Es ist der Habitus, der das Habitat macht“ (Bourdieu 1991: 182) (vgl. dazu auch Kapitel 4.3.2.2).

Der Habitus dient nach Bourdieu als Möglichkeit der Distinktion, als Möglichkeiten Distanzen im sozialen Raum zu schaffen: „Eine jede soziale Lage ist mithin bestimmt durch die Gesamtheit dessen, was sie nicht ist, insbesondere jedoch durch das ihr Gegensätzliche: soziale Identität gewinnt Kontur und bestätigt sich in der Differenz. In den Dispositionen des Habitus ist somit die gesamte Struktur des Systems der Existenzbedingungen angelegt, so wie diese sich in der Erfahrung einer besonderen sozialen Lage mit einer bestimmten Position innerhalb dieser Struktur niederschlägt“ (Bourdieu 1996: 279). Ähnliche Existenzbedingungen bewirken einen ähnlichen Habitus.

Positionierungen im sozialen Raum sind nach Bourdieu relativ beständig: „Reproduzieren sich die objektiven Kräfteverhältnisse in den diversen Sichten von sozialer Welt, die zugleich zur Permanenz dieser Verhältnisse beitragen, so also deshalb, weil die Strukturprinzipien der Weltsicht in den objektiven Strukturen der sozialen Welt wurzeln und die Kräfteverhältnisse auch im Bewußtsein der Akteure stecken in Form von Kategorien zur Wahrnehmung dieser Verhältnisse“ (Bourdieu 1985: 18). Auch bedingt durch die relative Beständigkeit des Habitus ergeben sich so verhältnismäßig starre Strukturen im sozialen Raum. Soziale Mobilität, in Form eines Auf- oder Absteigens (Bourdieu 1982: 208) ist jedoch möglich und vor allem in unteren Positionen durch einen bewussten Erwerb kulturellen Kapitals angestrebt (ebd. 206).

Dimensionen von Raum

Bourdieu geht in seiner Theorie davon aus, dass der Mensch zum einen als sozialer Akteur zum anderen als biologisches Individuum (Bourdieu 1991: 26) existiert. Menschen, verstanden als biologische Individuen, sind „wie physische Gegenstände, örtlich gebunden (...) und nehmen einen Platz ein. Der Ort, topos, kann zum einen in absoluten Begriffen definiert werden als die Stelle, an der ein Akteur oder ein Gegenstand situiert ist, seinen Platz hat, existiert, kurz: als Lokalisation, zum anderen in relativer, relationaler Sicht als Position, als Stellung innerhalb einer Rangordnung. Der eingenommene Platz kann definiert werden als Ausdehnung, Oberfläche und Volumen, die ein Akteur oder ein Gegenstand einnimmt, als Dimensionen oder, besser, dessen Raummaße“ (ebd.: 26).

Bourdieu unterscheidet dementsprechend verschiedene Dimensionen von Raum. Der Mensch positioniert sich zum einen im sozialen, gleichzeitig aber auch im physischen Raum. Bourdieus raumtheoretische Überlegungen stellen so eine Verbindung von räumlichen und sozialen Strukturen her. Physischer Raum ist, im Gegensatz zum sozialen Raum, der einen abstrakten Raum der Positionen darstellt, zunächst als gegenständlicher, gebauter Raum zu verstehen. Entscheidend ist jedoch, dass sozialer und physischer Raum nicht als unabhängig voneinander betrachtet werden, sondern als zwei Raumdimensionen, die in direktem Zusammenspiel stehen. „Der soziale Raum weist die Tendenz auf, sich mehr oder weniger

strikt im physischen Raum in Form einer bestimmten distributionellen Anordnung von Akteuren und Eigenschaften niederzuschlagen“ (Bourdieu 1991: 26). Bourdieu betont ausdrücklich, dass die beiden Räume nicht deckungsgleich sind (Bourdieu 1985: 43).

Physischer Raum ist sozial konstruiert, soziale Tatbestände, Ordnungsstrukturen und Herrschaftsverhältnisse sind in ihn eingeschrieben. Aufbauend auf dieser Annahme integriert Bourdieu die Vorstellung eines angeeigneten physischen Raumes in seine Überlegungen. Physischer Raum ist immer bereits angeeigneter Raum und damit nicht frei von sozialen Bedeutungseinschreibungen, von symbolischen Zeichen und Produkten von Machtkämpfen. Einen rein physischen Raum gibt es nicht: „Der physische Raum lässt sich nur anhand einer Abstraktion (physische Geographie) denken, das heißt unter willentlicher Absehung von allem, was darauf zurückzuführen ist, daß er ein bewohnter und angeeigneter Raum ist, das heißt eine soziale Konstruktion und eine Projektion des sozialen Raumes, eine soziale Struktur in objektiviertem Zustand (...), die Objektivierung und Naturalisierung vergangener wie gegenwärtiger sozialer Verhältnisse“ (Bourdieu 1991: 28).

Letztendlich kann man, nach Bourdieu, von der eingenommenen Position im angeeigneten physischen Raum Rückschlüsse auf seine Position im sozialen Raum ziehen: „Jeder Akteur ist charakterisiert durch den Ort, an dem er mehr oder minder dauerhaft situiert ist, sein Domizil (...), und durch die Position seiner Lokalisation – der zeitweiligen (...) wie vor allem der dauerhaften (seine private und berufliche Adresse) – im Verhältnis zur Position der Lokalisation der anderen Akteure. Er ist weiter charakterisiert durch den Platz, den er im Raum (legal) einnimmt anhand seiner Eigenschaften beziehungsweise seines Besitzes (Häuser und Wohnungen oder Büros, Acker- oder Bauland und so weiter), die mehr oder minder ‚raumfüllend‘ sind (die ostentative Zurschaustellung angeeigneten Raums stellt dann auch die Form par excellence der ostentativen Zurschaustellung von Macht dar). Daraus folgt, daß der von einem Akteur eingenommene Ort und sein Platz im angeeigneten physischen Raum hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum abgeben“ (Bourdieu 1991: 26). Distanzen im sozialen Raum schlagen sich schließlich auch im physischen Raum nieder, sichtbar wird dies zum Beispiel an der Wohnstandortwahl oder der Freizeitgestaltung. Letztendlich sind es die gleichen Konstitutionsbedingungen, die sozialen und (angeeigneten) physischen Raum entstehen lassen mithilfe der selben Kräfte und Strukturen (Schroer 2006b: 87). Der physische Raum ist immer auch ein angeeigneter Raum, in dem sich der soziale Raum mit seinen Beziehungsgeflechten und relationalen Anordnungen niederschlägt.

Kapital ist nicht nur bestimmend für die Positionierung im sozialen Raum, sondern ist auch Zugangsvoraussetzung zum physischen Raum, zum Beispiel einem Wohngebiet: „Wollen sie sich nicht deplatziert fühlen, so müssen diejenigen, die in einen Raum eindringen, die von seinen Bewohnern stillschweigend vorausgesetzten Bedingungen erfüllen. Hierbei kann es sich um den Besitz eines gewissen Kapitals handeln, dessen fehlen allein schon die Aneignung sogenannter öffentlicher Güter untersagt oder gar schon eine solche Absicht von vornherein unterbindet“ (Bourdieu 1998: 166).

Bourdieu's Theorie verdeutlicht die Mehrdimensionalität des Raumes. Er ist mehr als ein physisch gebauter Raum. Bourdieu geht in seiner Theorie von hierarchisierten Räumen aus. Abhängig von der Kapitalausstattung sozialer Akteure erfolgt eine Positionierung im sozialen Raum und darauf basierend auch eine Positionierung im physischen Raum. So werden soziale Distanzen in räumliche Distanzen transformiert (Bourdieu 1991) und es wird eine soziale Ordnungsstruktur hergestellt (vgl. Kap. 2.3). Eine allzu offensichtliche Abbildung sozialer Verhältnisse in räumlichen Strukturen ist jedoch heute mit Vorsicht zu betrachten. So weist Bourdieu (1991) mit Bezug auf die Struktur der Arbeitsteilung, die sich in den räumlichen

Gegebenheiten niederschläge darauf hin, dass dies „auf immer diskretere Weise“ geschehe (ebd.: 27).

Zudem besteht die Frage nach dem Zusammenhang und der „Reaktionsgeschwindigkeit“ von Veränderungen im Raum: verändern sich die sozialen Strukturen einer Gesellschaft, sollte sich dies nach Bourdieu auch auf die Strukturen des physischen Raumes niederschlagen. Dabei ist immer auch eine gewisse Anpassungszeit notwendig, beispielsweise hinsichtlich sozialer Protestbewegungen, die im sozialen Raum entstehen und Veränderungen im physischen Raum fordern. Gelingen und Scheitern derartiger Bewegungen wären ausschlaggebend für die Veränderung des physischen Raumes.

Auch Giddens geht in seiner Theorie der Strukturierung davon aus, dass Raumstrukturen in sozialen Prozessen produziert werden und das Handeln sozialer Akteure beeinflussen. Gleichzeitig trägt Handeln jedoch auch aktiv zur Produktion und Reproduktion von Raum und dessen Strukturen bei (vgl. Kapitel 4.3.1). Über die Frage wie Räume entstehen und reproduziert werden, können Rückschlüsse auf verschiedene relevante Fragen wie Nutzbarkeit, Gestaltungsmacht oder Aneignungsmöglichkeit von Raum gezogen werden. Dies leitet über zu der Frage nach der Produktion des Raumes und damit vor allem zu der Theorie Henri Lefebvres.

4.3.3 Gesellschaftliche Produktion des Raumes: Lefebvre

Einen besonderen Stellenwert im Hinblick auf die Produktion des Raumes nimmt die Arbeit Lefebvres ein, dessen Theorien in den letzten Jahren eine Wiederentdeckung, vor allem in der Geographie (u.a. Soja 1996) aber auch in der soziologischen Theoriebildung (Schmid 2010: 64ff, Kipfer et al. 2008: 3) erfahren hat. Das von Lefebvre proklamierte „Recht auf Stadt“ (Lefebvre 2009 [1968]), verstanden als ein Recht auf Zugang zu den Möglichkeiten und Chancen der Stadt in Form von Infrastruktur, Ressourcen und auch in Form einer Grundbedingung des Städtischen, von Zentralität (Lefebvre 1972), bildet darüber hinaus aktuell einen Anknüpfungspunkt für zahlreiche städtische soziale Bewegungen (Holm 2011; vgl. auch Kapitel 6).

Von zentraler Bedeutung in Lefebvres Theorie ist sein spezifisches Verständnis der Praxis, dem eine ausgeprägte Philosophie- und Wissenschaftskritik zugrunde liegt, vor allem in Form einer Kritik der Praxisferne. Der Ursprung dieser Kritik liegt im erkenntnistheoretischen Kontext von Lefebvres Arbeit, dessen Basis in einer Zusammenführung verschiedener, vor allem philosophischer Denktraditionen (Lefebvre 1991: 405f) liegt. Lefebvre reflektiert und kritisiert diese und setzt sie zueinander in Beziehung²². Die allgemeine Haltung der Philosophie bezeichnet Lefebvre als „by definition speculative, contemplative and systematizing – cut off from social practice and active political criticism“ (ebd.: 406). Damit gewinne die Philosophie Züge einer Ideologie, ein rein gedankliches Konstrukt könne soziale Praxis jedoch nicht erklären (ebd.).

Dem setzt Lefebvre seine Metaphilosophie entgegen: „The task of metaphilosophy is to uncover the characteristics of the philosophy that used to be, its language and its goals, to demonstrate their limitations and to transcend them“ (Lefebvre 1991: 405). Er fordert eine Hinwendung zum Alltäglichen der menschlichen Praxis (Lefebvre 1972). Denn Gesellschaft

²² Zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen Lefebvres und seiner Bezugnahme auf die „Deutsche Dialektik“ vertreten durch Hegel, Marx und Nietzsche v.a. Schmid 2010: 71ff.

wird, nach Lefebvre, aus ihrem Alltag heraus beschrieben und verstanden. Lefebvre selbst bezeichnet seinen Ansatz als „regressive-progressive“: „It takes as its starting-point the realities of the present: the forward leap of productive forces, and the new technical and scientific capacity to transform natural space so radically that it threatens nature itself. (...) The production of space, having attained the conceptual and linguistic level, acts retroactively upon the past, disclosing aspect and moments of it hitherto uncomprehended“ (Lefebvre 1991: 65). Das enge Wechselverhältnis von Theorie und Empirie, die Arbeit mit „strategischen Hypothesen“ (ebd.: 60f), die nicht dauerhaft gültig sind, sondern als Arbeitshypothesen fungieren hat zur Folge, dass die von Lefebvre benutzen Begrifflichkeiten veränderlich und in ständiger Bewegung sind. Theorie und Praxis stehen so in der Arbeit Lefebvres in einem engen Wechselverhältnis, denn jeglicher theoretischer Entwurf basiert letztendlich auf praktischer Erfahrung.

Der beklagten Praxisferne unterliegt nach Lefebvre auch die klassische Raumtheorie. Er konstatiert eine Lücke zwischen “the theoretical (epistemological) realm and the practical one, between mental and social, between the space of the philosophers and the space of people who deal with material things“ (Lefebvre 1991: 4). Philosophie und Epistemologie behandeln Raum als einen “mentalen Raum“. „The quasi-logical presupposition of an identity between mental space (the space of the philosophers and epistemologists) and real space creates an abyss between the mental sphere on one side and the physical and social spheres on the other“ (ebd.: 6). Theorie und Praxis sind jedoch auch in den Raumwissenschaften nicht voneinander zu trennen: „Die Wissenschaft vom Raum ist die Theorie neben der gesellschaftlichen Praxis und steht ihr gegenüber, eine Praxis, die sich in den Initiativen des Widerstands, in der sozialen Bewegung der Nutzer des Raums ausdrückt“ (Lefebvre 1977: 52). Diese Initiativen und Bewegungen machen einen Wandel von Raum erst möglich, denn, wie es Lefebvre drastisch formuliert, vor dem Wandel kommt die Zerstörung: „It is argued that only bulldozers or Molotow cocktails can change the dominant organization of space, that destruction must come before reconstruction“ (Lefebvre 1991: 56).

Gerade hinsichtlich urbaner Räume, verharren Beschreibungen, so die Kritik Lefebvres, auf deskriptiven Niveau, in der Beschreibung materieller Gegebenheiten: „When codes worked up from literary texts are applied to spaces – to urban spaces, say – we remain, as may easily be shown, on the purely descriptive level“ (Lefebvre 1991: 7). Ihm geht es jedoch vielmehr darum, in analytischer Weise den dynamischen Prozess der Produktion von Raum zu beschreiben. In seinem 1974 erschienenen Werk „La production de l’espace“ setzt sich Lefebvre intensiv mit der Produktion des Raumes auseinander. Die in diesem Werk entwickelte umfassende Theorie gesellschaftlicher Raumproduktion knüpft vor allem an zwei vorherige Arbeiten zur Stadt an: Die in *Le droit à la ville* (2009 [1968]) entworfenen Theorien zur (erneuerten) Stadt, ihrer „Krise“ und die Forderung nach einem „Recht auf Stadt“, verstanden als ein Recht auf Zugang zum und Teilnahme am urbanen Leben sowie die in *La révolution urbaine* (1970) entwickelten Überlegungen zur Urbanisierung und Entstehung einer „urbanen Gesellschaft“.

In *La production de l’espace* (1974) platziert Lefebvre schließlich seine Überlegungen zu Stadt und Urbanität in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext. Ziel dabei war es nicht eine weitere Raumtheorie zu entwerfen, sondern den Prozess der Produktion des Raumes in das Zentrum des Interesses zu stellen (Lefebvre 1991: 16). Damit wendet er sich gegen eine bloße deskriptive Beschreibung von Räumen oder, im Sinne seiner Kritik der Praxisferne, deren bloße mentale Konzeption hin zur Analyse von dessen Entstehungsprozess. Lefebvres zentrale Ausgangsthese lautet: „(Social) space is a (social) product“ (ebd.: 26).

Dieser soziale Raum ist in einem komplexen Prozess aus mehreren Determinanten entstanden.

Den Begriff der Produktion definiert Lefebvre dabei zunächst sehr allgemein: „In its broad sense, humans as social beings are said to produce their own life, their own consciousness, their own world. There is nothing in history or in society, which does not have to be achieved and produced. ‘Nature’ itself, as apprehended in social life by the sense organs, has been modified and therefore in a sense produced. Human beings have produced juridical, political, religious, artistic and philosophical forms. Thus production in the broad sense of the term embraces a multiplicity of works and a great diversity of forms, even forms that do not bear the stamp of the producer or of the production process” (Lefebvre 1991: 68). Als soziales Wesen produziert der Mensch demnach zum einen sich selbst, zum anderen die ihn umgebenden gesellschaftlichen Bedingungen in all ihren Facetten. Produktion ist somit nicht alleine gleichzusetzen mit der Herstellung von materiellen Produkten und einer Begrenzung auf das Ökonomische, sondern auch mit der Erzeugung von Wissen, Kunst oder Gemütszuständen.

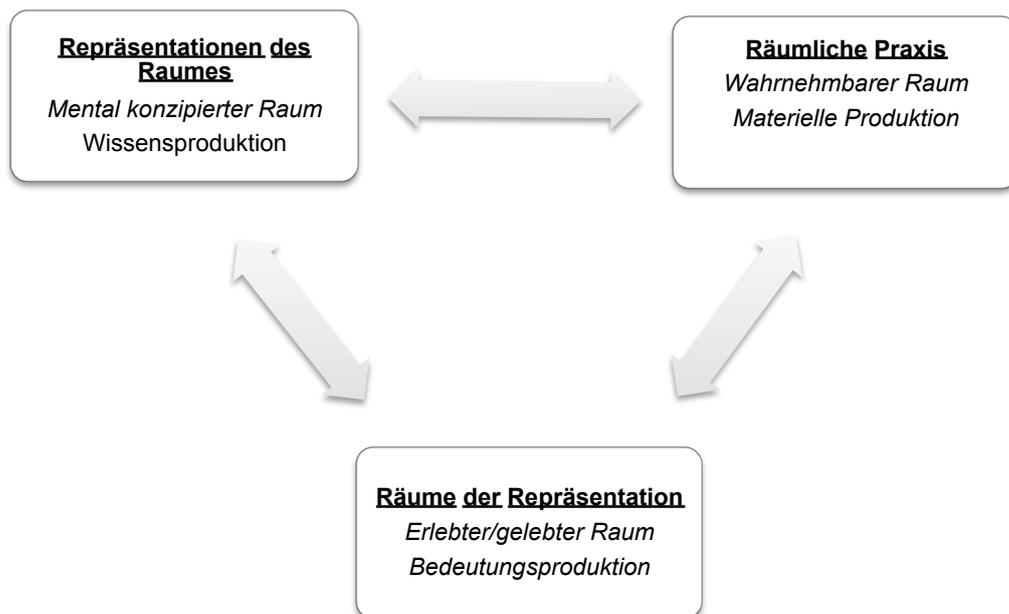
Lefebvre zeigt in seiner Analyse die Notwendigkeit auf, verschiedene Felder bzw. Dimensionen (vgl. Kap. 2.1) von Raum, also das physische Feld von Natur und Kosmos, das mentale Feld logischer und formaler Abstraktionen und das Feld des Sozialen zusammenzuführen um so zu einer zentralen Raumtheorie zu gelangen (Lefebvre 1991: 11): „In other words, we are concerned with logico-epistemological space, the space of social practice, the space occupied by sensory phenomena, including products of the imagination such as projects and projections, symbols and utopias“ (ebd.: 11f). Raum muss demnach als eine Verbindung zwischen theoretischen und mentalen Konzepten und physischer Realität gesehen werden. Weder in der physikalischen noch in der philosophischen Theorie erkennt Lefebvre eine Lösung für dieses Problem (ebd.: 15f). „Social space will be revealed in its particularity to the extent that it ceases to be indistinguishable from mental space (as defined by the philosophers and mathematicians) on the one hand, and physical space (as defined by practico-sensory activity and the perception of ‘nature’) on the other. What I shall be seeking to demonstrate is that such a social space is constituted neither by a collection of things or an aggregate of (sensory) data, nor by a void packed like a parcel with various contents, and that it is irreducible to a ‘form’ imposed upon phenomena, upon things, upon physical materiality” (ebd.: 27).

Die Annahme des sozialen Raumes als soziales Produkt impliziert zum einen, dass der physische (Natur-)Raum in den Hintergrund rückt, und die Natur quasi als Rohstoff dient, auf den die Produktivkräfte verschiedener Gesellschaften einwirken (Lefebvre 1991: 31). Der Fokus liegt auf der Produktion von Raum, auf dem Akt des Produzierens selbst. Darüber hinaus schließt diese Ausgangsannahme ein, dass jede Gesellschaft ihren eigenen Raum produziert, wie zum Beispiel die Antike Stadt: „Whence the need for a study of that space which is able to apprehend it as such, in its genesis and its form, with its own specific time or times (the rhythm of daily life), and its particular centres and policentrism (agora, temple, stadium, etc.)“ (ebd.: 31). Sozialer Raum verstanden als ein soziales Produkt impliziert auch, dass der Prozess der Produktion ein historischer Prozess ist (ebd.: 46) und Raum damit historisch geformt ist. Die Geschichte hat im Raum ihre Spuren hinterlassen, Orte und Plätze haben sich verändert. Sozialem Raum wohnen die jeweils herrschenden Reproduktions- und Produktionsverhältnisse inne: „Social space contains – and assigns (more or less) appropriate places to – (1) the *social relations of reproduction*, i.e. the bio-physiological relations between the sexes and between age groups, along with the specific organization of the family; and (2) the *relations of production*, i.e. the division of labour and its organization in the form

of hierarchical social functions.” (ebd.: 32, Hervorhebung i. O.). Damit ist auch die Produktion von Raum abhängig von den herrschenden Produktionsverhältnissen und den vorhandenen Produktivkräften (Natur, Arbeit, Technologie, Wissen) (ebd.: 46). Ein gesellschaftlicher Wandel in Form eines Wandels der Produktionsverhältnisse bedingt gleichsam einen Wandel von Raum. Lefebvre klassifiziert verschiedenen Entwicklungsstufen des Raumes, von frühen Stammesgesellschaften bis hin zum Raum kapitalistischer Gesellschaften (Lefebvre 1977). So sieht er die Produktionsweise als Antriebskraft der Raumentwicklung (ebd.: 55).

Zentral in Lefebvres Theorie der Produktion des Raumes (1991) ist das von ihm entwickelte Modell einer „Triade“ der Raumproduktion, einem Produktionsprozess, der aus drei Dimensionen besteht, die jeweils wechselseitig aufeinander bezogen sind und sich gegenseitig bedingen. Im Rahmen einer materiellen Produktion wird ein wahrnehmbarer Raum (*espace perçu*) produziert. In Lefebvres Terminologie wird dieser Aspekt als räumliche Praxis bezeichnet. Gleichzeitig wird die Produktion von Wissen, die einen mental konzipierten Raum (*espace conçu*) produziert, von Lefebvre als Repräsentation des Raumes bezeichnet. Als ein weiterer Aspekt erfolgt die Produktion von Bedeutungen in Form von Codes und Symbolen, die einen erlebten oder gelebten Raum (*espace vécu*) produziert. Lefebvre bezeichnet diese gelebten Räume als Räume der Repräsentation (vgl. Abbildung 5).

Abbildung 5: Die Triade der Raumproduktion nach Lefebvre (1991)



Quelle: Eigene Abbildung

L'espace perçu – die räumliche Praxis

Personen oder Gegenstände, Gebäude aber auch Ereignisse im Raum, wie Feste oder die bloße Begegnung von Menschen sind in konkreten Räumen, wie öffentlichen Räumen, für jedermann zu beobachten. Den ersten Moment der Produktion des Raumes bildet die Produktion dieses aus materiellen Elementen bestehenden, sinnlich erfassbaren Raumes. Dieser wahrgenommenen Raum (*espace perçu*) wird nach Lefebvres Terminologie in der so genannten räumlichen Praxis produziert. „Spatial practice consists in a projection onto a (spatial) field of all aspects, elements and moments of social practice“ (Lefebvre 1991: 8). Die räumliche Praxis entspricht so dem materiellen Aspekt der sozialen Praxis. Raum wird in

täglichen Routinen des Handelns angeeignet, produziert und reproduziert. Wohnräume, Straßenecken, Einkaufszentren sind Räume unseres Alltags und jedermann bekannt. Es sind soziale Räume, die mit spezifischen Funktionen und einer bestimmten, beobachtbaren räumlichen Praxis verbunden sind (ebd.: 16). Soziale Praxis, die Produktion und Reproduktion umfasst, sichert dabei zum einen Kontinuität zum anderen auch sozialen Zusammenhalt (ebd.: 33).

Der wahrgenommene Raum der räumlichen Praxis ist gekennzeichnet durch Netzwerke, Verkehrsverbindungen, Geschäftsverbindungen. In Form von Märkten haben sich im Rahmen der sozialen Praxis Netzwerke des Tauschs von Waren und Dienstleistungen herausgebildet. Die Ökonomie verbindet Flüsse von Energie, Waren, Arbeitskraft und Kapital (Lefebvre 1991: 347). Institutionen steuern diesen Prozess und geben die Rahmenbedingungen vor (ebd.). Dabei ist es vor allem der urbane Raum in dem diese Flüsse koordiniert werden (ebd.). Im urbanen Raum werden durch Routen und Netzwerke Arbeitsleben, Privatleben und Freizeit miteinander verbunden (ebd.: 38). „Spatial practice in general, and the process of urbanization in particular (the explosion of the old cities, the extension of the urban fabric, and the formation of centres) cannot be defined uniquely in terms of industrial growth seen from the standpoint either of its quantitative results or of its technological features. The ‚city‘ can be conceived of neither as a productive enterprise and unit, as a kind of vast factory, nor as a consumption unit subordinated to production“ (ebd.: 391).

Der materielle Raum, der aus der räumlichen Praxis hervorgebracht wird, entsteht durch die Besetzung des Raumes durch den lebenden Körper. Der Körper ist Erzeuger, Produzent des Raumes (Lefebvre 1991: 170, 407). Die räumliche materielle Wirklichkeit ist durch Handlungen entstanden die sich innerhalb eines historischen Prozesses, d.h. in der Zeit ereignet haben (ebd.: 115). Der Produktionsprozess vollzieht sich in einer dialektischen Weise: „it produces it slowly and surely as it masters and appropriates it“ (ebd.: 38). Als theoretischer Ausgangspunkt liegt der räumlichen Praxis jedoch immer eine gedankliche Vorstellung von Raum zugrunde, denn ohne mentale Konzeption lässt sich Raum nicht wahrnehmen, denn wenn man den Raum sieht, konzipiert man ihn gleichzeitig (ebd.: 94). Damit entsteht der Bezugspunkt zum zweiten Aspekt der Raumproduktion, zu den Repräsentationen des Raumes.

L'espace conçu – Repräsentationen des Raumes

Das Wissen über Raum ist Bestandteil seiner Produktion. „If space is a product, our knowledge of it must be expected to reproduce and expound the process of production“ (Lefebvre 1991: 36f). So genannte Repräsentationen des Raumes, die gleichzeitig als Voraussetzung für eine soziale Praxis dienen, bringen nach Lefebvre den konzipierten Raum (*l'espace conçu*) hervor, den Raum von Wissenschaftlern, Planern und Technokraten (ebd.: 38). Der konzipierte Raum ist der dominante Raum in jeder Gesellschaft (ebd.). Er geht aus von objektiven und wissenschaftlichen Elementen und wird auf mentaler Ebene, als Konzept, produziert. Repräsentationen des Raumes entstehen zunächst auf Diskursebene, auf sprachlicher Ebene, aber nicht nur Sprache und Diskurs, sondern auch Karten, Pläne, Informationen, die über Bilder und Zeichen vermittelt werden, sind Repräsentationen des Raumes (ebd.: 233). Das Denken manifestiert sich so gewissermaßen in Plänen und Entwürfen: „The design serves as a mediator – itself of great fidelity – between mental activity (invention) and social activity (realization); and it is deployed in space“ (ebd.: 27f).

Repräsentation des Raumes sind von Wissen durchdrungen, das von Lefebvre verstanden wird als a mixture of understanding (connaissance) and ideology – which is always relative and in the process of change“ (Lefebvre 1991: 41). So ist auch der historische Kontext zu beachten, in dem diese Repräsentationen entstehen und gültig sind. Repräsentationen des Raumes are tied to the relations of production and to the ‚order‘ which those relations impose, and hence to knowledge, to signs, to codes, and to ‚frontal‘ relations“ (ebd.: 33). Die Abhängigkeit der Repräsentationen des Raumes von den herrschenden Produktionsverhältnissen, Ordnungen und Wissen verdeutlicht die Möglichkeit der Veränderungen von Raum in der Zeit. Wissen ist somit immer relativ und impliziert gleichsam dem Prozess des Wandels (ebd.: 41; 230). Repräsentationen des Raumes entstammen der Geschichte. Sie sind zwar nach Lefebvre als Abstraktionen zu betrachten, spielen in sozialer und politischer Praxis jedoch eine zentrale Rolle (ebd.: 41): „established relations between objects and people in represented space are subordinated to a logic which will sooner or later break them up because of their lack of consistency“ (ebd.: 41).

Die Bedeutung der herrschenden Produktionsweise auf die Repräsentationen des Raumes verdeutlicht Lefebvre am Beispiel des Kapitalismus und der mit ihm in Zusammenhang stehende Hegemonie der Klassen: „Hegemony implies more than an influence, more even than the permanent use of repressive violence. It is exercised over society as a whole, culture and knowledge included, and generally via human mediation: policies, political leaders, parties, as also a good many intellectuals and experts. It is exercised, therefor, over both institutions and ideas. The ruling class seeks to maintain its hegemony by all available means, and knowledge is one such means“ (Lefebvre 1991: 10). Die Produktion von Wissen ist gleichsam eine Produktion von Machtstrukturen und Ordnungsverhältnissen, die wiederum mit spezifischen Normen und Regeln verbunden sind.

Repräsentationen des Raumes verharren jedoch nicht auf der mentalen Ebene, sie sind auch lebendig (Lefebvre 1991: 42) und haben eine praktische Bedeutung, in der Form, als dass sie Raum verändern können. „They intervene in and modify spatial textures which are informed by effective knowledge and ideology. Representations of space must therefore have a substantial role and a specific influence in the production of space. Their intervention occurs by way of construction – in other words, by way of architecture, conceived of not as the building of a particular structure, palace or monument, but rather as a project, embedded in a spatial context and a texture which call for ‚representations‘ that will not vanish into the symbolic or imaginary realms“ (ebd.: 42). Raum als Produkt kann demnach nicht alleine auf den mentalen Repräsentationen beruhen: „Bei den Technokraten schwankt das Denken zwischen der Vorstellung eines leeren, gleichsam geometrischen Raums, in dem sich nur Begriffe, Logiken und Strategien auf höchster rationaler Ebene befinden, und der Darstellung eines endlich aufgefüllten, von den Ergebnissen dieser Logiken und Strategien besetzten Raums“ (Lefebvre 1972: 164). Damit wäre nur einer der drei Aspekte der Produktion des Raumes abgedeckt.

L'espace vécu – Räume der Repräsentation

Während das Konzipierte „Repräsentationen des Raumes“ produziert, ausgehend von wissenschaftlichen und planerischen Konzepten, definiert Lefebvre eine andere Form der Repräsentation, die Räume der Repräsentation, das Erlebte. „Representational spaces, embodying complex symbolisms, sometimes coded, sometimes not, linked to the clandestine or underground side of social life, as also to art (which may come eventually to be defined less as a code of space than as a code of representational space)“ (Lefebvre 1991: 33). Räume

der Repräsentation sind von semantischen Symbolen oder Codes durchsetzt (ebd.: 160), die mit einer Bedeutung versehen sind, dargestellt zum Beispiel in Form von Kunst und Poesie, aber es ist auch das Alltagsleben, dass in diesen Räumen stattfindet und sie gestaltet. Anders als die Repräsentationen der Räume sind jene Räume nicht mental konzipiert, sondern gelebt. „Space as directly lived through its associated images and symbols, and hence the space of ‚inhabitants‘ and ‚users‘, but also of some artists and perhaps of those, such as a few writers and philosophers, who describe and aspire to do no more than describe. This is the dominated – and hence passively experienced – space which the imagination seeks to change and appropriate. It overlays physical space, making symbolic use of its objects“ (ebd.: 39). Der symbolische Bedeutungsgehalt von Räumen wird im gelebten Alltag erfahren. Erinnerungen und frühere Erfahrungen machen die „Lesbarkeit“ des Raumes aus. Eine Beschränkung auf das reine Lesen der Codes wäre jedoch zu kurz gegriffen „... a code is not simply a means of reading or interpreting space: rather it is a means of living in that space, of understanding it, and of producing it. As such it brings together verbal signs (...) and non verbal signs (...)“ (ebd. 1991: 48).

Der Körper nimmt den Raum wahr, er erlebt ihn und produziert ihn. Botschaften und Texte können jedoch nur auf Räume bezogen werden, die schon produziert sind (Lefebvre 1991: 160). Im Rahmen seiner Bedeutungszuschreibungen kann Raum gelesen und decodiert werden, es etabliert sich gewissermaßen ein räumlicher Code (ebd.: 64f.) der wiederum mit einem Wissenssystem korreliert. „Codes will be seen as part of a practical relationship, as part of an interaction between ‚subjects‘ and their space and surroundings“ (ebd.: 17f.). Solche Codes können zum Beispiel als Konventionen oder Ordnungen gelesen werden, indem Raum symbolisiert, welche Verhaltensweisen und Aneignungsformen erwünscht oder nicht erwünscht sind. Auf dieser Ebene kann Raum nach Lefebvre auch Zugänglichkeit symbolisieren, zum einen in Form der Möglichkeit seiner Aneignung, zum anderen auf einer semantischen Ebene in Form eines „Verstehens“ des Raumes.

Eine andere Lesart dieser Zeichen kann am Beispiel von Monumenten verdeutlicht werden, die als militärische Stärke oder kollektiven Willen gelesen werden können: „It says what it wishes to say – yet it hides a good deal more: being political, military, and ultimately fascist in character, monumental buildings mask the will to power and the arbitrariness of power beneath signs and surfaces which claim to express collective will and collective thought. In the process, such signs and surfaces also manage to conjure away both possibility and time“ (Lefebvre 1991: 143). Zeichen sind demnach nicht nur Verhaltensanweisungen, sondern sind auch Ausdruck politischer Botschaften. Dabei ist jedoch zu beachten, dass die Semiotik des Raumes alleine nicht entziffert werden kann, denn Geschichte und soziale Praxis sind wichtige Bestandteile des Raumes. Räume der Repräsentation sind so auch von Dynamik gekennzeichnet, sie müssen keinen Regeln der Kohärenz oder Konsistenz gehorchen (ebd.: 41). Sie entspringen einer historischen Entwicklung und repräsentieren gewissermaßen ihre Zeit, deren herrschenden Werten und Traditionen, Erfahrungen und Erlebnissen. Ethnologie, Anthropologie und Psychoanalyse sind wissenschaftliche Disziplinen, die sich mit eben diesen Phänomenen beschäftigen (ebd.: 41), und blenden dabei, so Lefebvres Kritik, konsequent die anderen Aspekte, die Repräsentationen des Raumes und die räumliche Praxis aus. Die Produktion des Raumes ist jedoch ein mehrschichtiger Prozess.

Die drei Dimensionen der Produktion des Raumes

Lefebvres Theorie der Produktion des Raumes verschränkt phänomenologische und semantische Perspektiven. Die Analyse macht es nötig, Raum in seiner Totalität, als Ganzes, aus

allen Perspektiven zu betrachten (Lefebvre 1991: 37). Die drei Dimensionen der Produktion des Raumes erläutert Lefebvre anhand des Beispiels des menschlichen Körpers: Soziale Praxis erfordert den Einsatz des Körpers, zum Beispiel in Form des Gebrauchs von Gliedmaßen und Sinnesorganen. Dies stellt den Raum des Wahrnehmbaren dar. Die Repräsentationen des Körpers basieren auf wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Beispiel aus den Bereichen der Anatomie, Physiologie oder Krankheitslehre und auf dem Wissen über die Beziehung des menschlichen Körpers zu seiner Natur oder Umwelt. Den letzten Aspekt bildet das körperlich Erlebte, das von kulturellen Gegebenheiten, zum Beispiel über Symbole oder Traditionen beeinflusst wird. (ebd.: 40). „The ‚heart‘ as *lived* is strangely different from the heart as *thought* and *perceived*“ (Lefebvre 1991: 40). Die drei Aspekte sind demnach nicht von einander zu trennen, sie stehen in einem dialektischen Verhältnis, von Lefebvre als Triade (1991) bezeichnet, bedingen und implizieren sich gegenseitig und tragen in unterschiedlicher Weise zur Produktion des Raumes bei (ebd.: 46). Der wahrgenommene Raum der materiellen Gegebenheiten, der konzipierte Raum und das ihm zugrunde liegende Wissen sowie der gelebte Raum mit seinen Bedeutungszuschreibungen sind untrennbar miteinander verbunden.

Ausgangspunkt der Überlegungen war die räumliche Praxis, die den wahrgenommenen und wahrnehmbaren Raum verkörpert (Sinne, Körper). Die Wahrnehmung von Raum ist aber erst denn möglich, wenn er mental konzipiert und eine Vorstellung von Raum und seinen Strukturen entwickelt wurde. Die Konzeption bezieht sich wiederum auch auf eine räumliche Praxis als Ziel. Als dritter Aspekt wird Raum erfahren und erlebt, vermittelt über Symbole. Dieses Erlebte existiert jedoch nicht unabhängig von den anderen beiden Aspekten, denn die Erfahrungen und Erinnerungen überlagern den physischen und wahrnehmbaren Raum und sie fließen in Konzeptionen ein, ebenso wie die Erfahrungen von herrschenden Konzeptionen beeinflusst werden (Schmid 2010: 227). Damit entstehen auch unterschiedliche Produkte die schließlich, in ihrer Totalität, den Raum als Ganzen ausmachen: „Space thus rejoins material production: the production of goods, things and objects of exchange – clothing, furnishing, houses or homes – a production which is dictated by necessity. It also rejoins the productive process considered at a higher level, as the result of accumulated knowledge; at this level, labour is penetrated by a materially creative experimental science. Lastly, it rejoins the freest creative process there is – the signifying process, which contains within itself the seeds of the ‚reign of freedom‘, and which is destined in principle to deploy its possibilities under that reign as soon as labour dictated by blind and immediate necessity comes to an end – as soon, in other words, as the process of creating true works, meaning and pleasure begin“ (Lefebvre 1991: 137f).

Die Produktion des sozialen Raumes ist, wie Lefebvre darstellt, abhängig von den herrschenden Produktionsverhältnissen, die wiederum auch die drei Ebenen, des Wahrnehmbaren, Konzipierten und Erlebten beeinflussen. Die Reproduktion von Raum impliziert damit immer auch einen gewissen Wandel, der so Lefebvre, oftmals auf so genannte „Klassenkämpfe“ zurückzuführen ist. Frühe Klassenkämpfe, wie zwischen Bourgeoisie und Aristokratie haben sich, heute noch sichtbar, in Räume eingeschrieben (Lefebvre 1991: 55f.). „Only the class struggle has the capacity to differentiate, to generate differences which are not intrinsic to economic growth qua strategy, ‚logic‘ or ‚system‘ – that is to say, differences which are neither induced by nor acceptable to that growth“ (ebd.: 55). Derartige Auseinandersetzungen sind in der Lage Räume auszudifferenzieren und neue Räume zu produzieren. „A revolution that does not produce a new space has not realized its full potential“ (ebd.: 54). Der Wandel vollzieht sich auf Ebene der Raumnutzung, der Personengruppen, die sich einen bestimmten Raum aneignen, der Arten der Nutzung und der dem Raum innewohnenden

Werte und Normen (spatial consensus) und Verhaltenserwartungen. Am Beispiel des Mittelmeerraumes und dessen Wandel zu einem Freizeit- und Urlaubsraum verdeutlicht Lefebvre den Zusammenhang zwischen der Produktion von Raum als konzipiertem Raum, als geplante Entwicklung, die die Interessen von Investoren und Tourismusunternehmen verfolgt, der räumlichen Praxis, wie sie sich wahrnehmbar darstellt „in the spatial practice of neocapitalism (complete with air transport), representations of space facilitate the manipulation of representational spaces (sun, sea, festival, waste, expense)“ (ebd.: 59).

4.3.4 Spacing und Syntheseleistung: Das Konzept der Raumproduktion bei Löw

In der aktuellen deutschsprachigen Theoretisierung von Raum und dessen Konstitution ist die Arbeit von Martina Löw (2001) führend. Der Theorie Giddens folgend, erfolgt die Konstitution von Raum durch eine Wechselwirkung zwischen Struktur und Handeln, in einem Prozess, der sich aus zwei Elementen zusammensetzt: Als *Spacing* versteht Löw „das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen bzw. Positionieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen“ (Löw 2001: 158). Das Spacing erfolgt dabei immer in Relation zu anderen Platzierungen. Das Platzieren von Gütern und Menschen geschieht an Orten (ebd.: 224), die konkret geographisch lokalisiert werden können. Diese Orte sind demnach gleichermaßen Bedingung für die Konstitution von Raum als auch ihr Ergebnis. Die *Syntheseleistung*, durch die Akteure und Güter über Wahrnehmungsprozesse, Vorstellungen und Erinnerungen zu Räumen zusammengefasst werden, ist das zweite zentrale Element der Konstitution von Raum (ebd.: 225). „Diese Verknüpfungsleistung ist gesellschaftlich durch Raumvorstellungen, institutionalisierte Raumkonstruktionen und den klassen-, geschlechts- und kulturspezifischen Habitus vorstrukturiert“ (ebd.: 225). Beide, Platzierungen und Synthese, sind abhängig von Handlungssituationen, materieller wie symbolischer Art.

Die Konstitution von Raum bildet Strukturen, in Form von Regeln und Ressourcen aus und reproduziert sie. Dabei sind räumliche Strukturen von gesellschaftlichen Strukturen zu unterscheiden, wobei die räumliche Struktur einen Bestandteil der gesellschaftlichen Struktur bildet. Als räumliche Struktur versteht Löw die Anordnung von Gütern und Menschen, die sich wiederum rekursiv reproduziert: „Das heißt, räumliche Strukturen werden aus den Regeln und Ressourcen, die sie konstituieren, immer wieder neu geschaffen. Das bedeutet, von räumlichen Strukturen kann dann gesprochen werden, wenn die Konstitution von Räumen, also entweder die Synthese oder das Spacing, in Regeln formulierbar oder /und in Ressourcen abgesichert ist, welche unabhängig von Raum und Zeit in Institutionen eingelagert sind. Räumliche Strukturen ermöglichen Handeln und schränken Handlungsmöglichkeiten gleichzeitig ein“ (Löw 2001: 226). Syntheseleistungen sind jedoch, zum Beispiel in Form wissenschaftlicher Abstraktionsleistungen, auch ohne ein konkretes Spacing denkbar.

Die Konstitution von Raum besitzt zudem einen repetitiven Charakter (Löw 2001: 161ff), Räume werden in Handlungsroutinen regelmäßig reproduziert. Diese Reproduktion erfolgt, so Löw in Anlehnung an Giddens, aus einem praktischen Bewusstsein, „das das Wissen umfasst (auch im körperlichen und emotionalen Sinne), welches Handelnde im Alltag aktualisieren, ohne auf bewusste Reflexionen zurückzugreifen (ebd.: 161). Gerade in Bezug auf so genannte institutionalisierte Räume (zum Beispiel Fußgängerzonen), die dann vorliegen, wenn „(An)Ordnungen über individuelles Handeln hinaus wirksam bleiben und genormte

Syntheseleistungen und Spacings nach sich ziehen“ (ebd.: 226), werden derartige Routinen sichtbar.

Platzierungen und Syntheseleistungen werden durch „gewohnheitsmäßige“ Handlungen wiederholt, wodurch Strukturen reproduziert werden. Diese Strukturen begünstigen weitere Reproduktionen, da die folgenden Handlungen der gewohnheitsmäßigen Ordnung folgen. Abweichungen von routinierten Handlungen, können, vor allem wenn sie bewusst, regelmäßig und kollektiv erfolgen, institutionalisierte Räume und deren räumliche Strukturen verändern (Löw 2001: 227). Die Abweichung von Routinen kann beispielsweise ausgelöst werden durch „körperliches Begehren, Handlungsweisen anderer oder Bedingungen von Fremdheit“ (ebd.). Strukturprinzipien, in Form von Klasse und Geschlecht, beeinflussen sowohl Handeln als auch Struktur. „Als Habitus werden sie in einem klassen- und geschlechtsspezifischen System der Wahrnehmungen, Denk- und Handlungsformen reproduziert und sind aufgrund der körperlichen Einschreibungen nur durch organisiertes Umlernen veränderbar“ (ebd.).

Damit sind sowohl das Spacing als auch die Syntheseleistung vom individuellen Habitus eines einzelnen Akteurs, aber auch von den gesellschaftlichen Raumvorstellungen abhängig. Räume werden in Aushandlungsprozessen zwischen Akteuren produziert, in denen auch Machtverhältnisse zum Tragen kommen (Löw 2001: 228). Daraus ergeben sich unterschiedliche Teilhabechancen und Aneignungsmöglichkeiten, insbesondere in Bezug auf institutionalisierte Räume. „Die Chancen, Raum zu konstituieren, können aufgrund geringerer oder größerer Verfügungsmöglichkeiten über soziale Güter, aufgrund von geringerem oder breiterem Wissen, aufgrund geringerer oder höherer Verfügungsmöglichkeiten über soziale Positionen oder/und aufgrund von Zugehörigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit dauerhaft begünstigt oder benachteiligt sein. Verfügungsmöglichkeiten über Geld, Zeugnis, Rang oder Assoziation sind demnach dafür ausschlaggebend, ob räumliche (An)Ordnungen durchgesetzt werden können, so wie umgekehrt die Verfügung über Räume im Sinne von zu Privateigentum erklärten (An)Ordnungen oder der Durchsetzung von Spacings eine Ressource ist“ (ebd.).

Als weiteren zentralen Begriff führt Löw das Konzept der Atmosphäre ein: „Räume entwickeln demnach eine eigene Potentialität, die Gefühle beeinflussen kann. Diese Potentialität der Räume werde ich im Folgenden Atmosphäre nennen“ (Löw 2001: 202). Damit wird die Ebene der Wahrnehmung angesprochen, die Außenwirkung, die sowohl Güter als auch Akteure und deren relationale Anordnung vermitteln. Auch diese Atmosphären sind sozial produziert: „Auf Atmosphären wird Wohlbefinden und Ablehnung, Zugehörigkeit und Fremdheit subjektiv bezogen. Tatsächlich ist die Atmosphäre eine Folge der inszenierten Platzierung sowie der habitualisierten Synthese und verschleiert in ihrer Wirkung die realen Zugriffsmöglichkeiten auf Reichtum, Wissen, Hierarchie und Assoziationen als raumkonstituierende Aspekte“ (ebd.: 229).

Der Prozess der Konstitution von Raum durch Spacing und Syntheseleistung beinhaltet grundsätzlich ähnliche Prozesse, wie Lefebvre sie in seiner Theorie der Produktion des Raumes beschreibt. Die Produktion von Raum erfolgt auch hier über eine materielle, räumliche Praxis, über Wissen, kognitive Leistung und Erfahrungen. Löws Konzept der Atmosphäre ergänzt den Prozess um eine Bedeutungsebene, vergleichbar mit dem über Symbole und Codes vermittelten erlebten Raum bzw. den Räumen der Repräsentation bei Lefebvre, die jedoch, auf der Ebene der Wahrnehmung, mit der sozialen Praxis verbunden ist. Auch hier wird deutlich, dass die Produktion von Raum ein Prozess ist, der auf mehreren Ebenen oder Dimensionen stattfindet, die eng miteinander verwoben sind.

Lefebvres Modell der Produktion des Raumes ist in dieser Arbeit jedoch als Analysegrundlage für urbane öffentliche Räume besser anwendbar, da es sich auf einer weiteren Makro-

ebene bewegt. Ausgehend von den verschiedenen genannten Dimensionen von Raum ergibt sich auch für dessen Produktion die Notwendigkeit verschiedene Ebenen anzusprechen. Der physisch-materiell wahrnehmbare Raum, der mentale Raum, der über Wissen konzipiert ist und in seinen Konzeptionen eine spezifische Ordnung impliziert und der erlebte Raum, dessen Produktion auf Erinnerungen und Erfahrungen beruht und der sich in Form von lesbaren Codes und Symbolen darstellt. Die Grundannahme des (sozialen) Raumes als soziales Produkt betont die Gestaltungsmöglichkeiten, über die Akteure im Raum verfügen. So bestehen auf der einen Seite Möglichkeitsräume, auf der anderen Seite aber auch beschränkende, limitierende Räume, als Resultat von Ordnungs- und Machtstrukturen die in den Raum eingeschrieben und mit ihm, als Repräsentationen des Raumes im Sinne Lefebvres, produziert wurden.

4.3.5 Raum als Ausdruck von Machtstrukturen

Im Sinne einer strukturalistischen Raumvorstellung kann Raum als gesellschaftliches Ordnungssystem verstanden werden, in dem sich auch Machtstrukturen manifestieren. Diese wirken sich vor allem auf Partizipationsmöglichkeiten und Verfügungsmöglichkeiten aus, manifestieren Möglichkeitsräume, bestimmen Zugangschancen oder Ausschluss aus exklusiven Räumen. So können Räume für bestimmte Akteure Handlungsalternativen begrenzen. Sowohl aus den Theorien von Giddens als auch aus jenen Bourdieus und Lefebvres lassen sich im Folgenden Aspekte zu dem durch räumliche Arrangements vermittelten Machtstrukturen ableiten.

Giddens Konzept der Ressourcen

Giddens Theorie der Strukturierung thematisiert die Ordnungs- und Machtstruktur von Raum und die Dualität von Struktur in Machtbeziehungen. „Herrschaft‘ und ‚Macht‘ können nicht nur in der Begrifflichkeit von Verteilungsasymmetrien gedacht werden, sondern müssen als integraler Bestandteil sozialer Gemeinschaften (oder, wie ich meine, des menschlichen Handelns als solchem) erkannt werden“ (Giddens 1997: 84f). Fundamental für die Konzeptualisierung von Macht ist dabei das Konzept der Ressource (ebd.: 81). „Ressourcen (die mit den Signifikations- und Legitimationsaspekten sozialer Systeme verbunden sind) sind Strukturmomente, auf die sich die bewusst handelnden Subjekte in der Produktion ihres Handelns beziehen und die sie auch reproduzieren“ (ebd.: 67). Giddens unterscheidet zwei Formen von Ressourcen, zum einen die „allokativen Ressourcen“, die sich auf „Fähigkeiten – oder genauer auf Formen des Vermögens zur Umgestaltung – welche Herrschaft über Objekte, Güter oder materielle Phänomene ermöglichen“ (ebd.: 86) beziehen und „autoritative Ressourcen“, die Bezug nehmen auf „Typen des Vermögens zur Umgestaltung, die Herrschaft über Personen oder Akteure generieren“ (ebd.). Die Verfügung über Ressourcen ermöglicht es Macht auszuüben: „Ressourcen sind Medien, durch die Macht als ein Routineelement der Realisierung von Verhalten in der gesellschaftlichen Reproduktion ausgeübt wird. (...) Macht innerhalb sozialer Systeme, die sich einer gewissen Kontinuität über Raum und Zeit hinweg erfreuen, setzt geregelte Beziehungen von Autonomie und Abhängigkeit zwischen Akteuren oder Kollektiven in sozialen Interaktionskontexten voraus“ (ebd.: 67).

Beispiel: Schule als spezifischer Ort und disziplinierende Organisation

Am Beispiel des gesellschaftlichen Raumes „Schule“, verstanden zum einen als soziale Organisation an einem spezifischen Ort als auch als disziplinierende Organisation, lassen sich die soziale Bedeutung von Raum und Zeit, Giddens Konzept der Regionalisierung und der Kontextualität von Regionen gerade auch für die gesellschaftliche Gruppe von Kindern und Jugendlichen nachvollziehen (Giddens 1997: 188).

„Wie alle Formen disziplinierender Organisationen ist die Schule durch enge Grenzen von außen abgeschlossen; die physischen Grenzen der Schule trennen die entsprechenden internen Interaktionen ziemlich straff von den sonstigen alltäglichen Interaktionssituationen ab. Eine Schule ist ein ‚Behälter‘, in dem disziplinierende Macht generiert wird. Die Abgeschlossenheit des Schullebens macht eine genaue Koordination der nacheinander stattfindenden Bewegungen der entsprechenden Akteure möglich. Die Zeitabschnitte, die die Kinder in der Schule verbringen, sind räumlich und zeitlich gegen potentiell störende Begegnungen von außen abgeriegelt.“ (Giddens 1997: 188).

Der Raum der Schule wird jedoch auch nach außen räumlich und zeitlich abgegrenzt bzw. grenzt sich nach außen ab, wodurch eine Kontrolle von außen verhindert wird. „Es liegt im Wesen disziplinierender Organisationen, daß die Intensität der eigenen Überwachung die direkte Kontrolle von außen verhindert“ (Giddens 1997: 191). In seinen Ausführungen nimmt Giddens kritischen Bezug auf Foucaults Theorien zu räumlicher und zeitlicher Ordnung und deren Zusammenhang mit disziplinierender Macht. Disziplinierende Macht tritt in Schulen in Erscheinung, findet ihre maximale Ausprägung jedoch in Gefängnissen und Anstalten, auf deren Beschreibung Foucaults Hauptaugenmerk liegt (Foucault 1994). Goffman beschreibt diese Einrichtungen als „totale Institutionen“, in Form von Gefängnissen und Anstalten, als einen Raum maximaler (disziplinierender) Kontrolle, die den so genannte „civil death“, den Tod als Bürger, nach sich zieht. Insassen verfügen über keine Rückzugsmöglichkeiten. Giddens beschreibt dies als ein „Auflösen der Grenzen zwischen dem Verbergen und dem Zuschau stellen, die normalerweise dazu dienen, das Gefühl der Seinsgewißheit zu festigen“ (Giddens 1997: 210). Beziehungen die stattfinden basieren nicht auf freiwilliger, selbstgewählter Basis und der Tagesablauf ist von höherer Instanz vorgegeben und reglementiert.

Auch intern ist die Schule aufgeteilt, was zu einer stark regulierten Verteilung der Begegnungen führt (Giddens 1997: 188f). Dies hat ebenfalls eine disziplinierende Wirkung. Das Klassenzimmer, verstanden als „Machtbehälter“ (Giddens 1997: 189) und der Stundenplan, der „grundlegend für die Mobilisierung des Raumes als koordinierte Raum-Zeit-Wege“ (ebd.: 189) verantwortlich ist und eine präzise Zeitökonomie diktiert, bieten Formen der Disziplinierung und Machtausübung. Dennoch warnt Giddens davor den Zusammenhang zu einseitig zu betrachten: „Disziplin qua Überwachung ist ein wirksames Mittel der Erzeugung von Macht, aber die Entfaltung von Macht hängt nichtsdestotrotz von der mehr oder weniger kontinuierlichen Willfährigkeit derjenigen ab, die ihr unterworfen sind“ (ebd.: 189).

Auch den kleinteiligen Raum eines Klassenzimmers betrachtet Giddens als regionalisiert: „In der eigentümlichen Natur von Klassenzimmern, wo die meisten Dinge, die Lehrer und Schüler tun, füreinander sichtbar sind, liegt es begründet, daß die rückseitigen Regionen üblicherweise räumlich wie zeitlich scharf markiert sind“ (Giddens 1997:191). Die Verfügbarkeit dieser rückseitigen Regionen ist für die Akteure im konkreten Raum der Schule jedoch unterschiedlich: Während Kinder und Jugendliche nur die Pausen haben, ist Lehrern das Lehrerzimmer vorbehalten.

„Es besteht kein Zweifel, daß disziplinierende Macht systematisch nur dann erzeugt werden kann, wenn menschliche Wesen in physisch genau abgegrenzte Interaktionsrahmen ‚gepfercht‘ werden“ (Giddens 1997: 208). Im abgeschlossenen gesellschaftlichen Raum der Schule agieren Kinder und Jugendliche in ihrer Rolle als Schüler und sind in ihr bestimmten Verhaltenskriterien verpflichtet. „Das raumzeitliche ‚Einfassen‘ von Gruppen von Individuen in abgegrenzte Orte, wo die kontinuierliche Beaufsichtigung unter Bedingungen von Kopräsenz geleistet werden kann, ist offensichtlich äußerst wichtig für die Generierung disziplinierender Macht“ (ebd.: 212). In gewisser Hinsicht lässt sich eine derartige Überlegung auch auf privatisierte Räume wie Shopping Malls übertragen, denn hier werden Qualitäten quasi-öffentlicher Räume inklusive der Marktfunktion in einem abgeschlossenen und kontrollierten Raum zusammengefasst.

Raum und Macht bei Bourdieu

Auch Bourdieu betont den Zusammenhang von Raum und Macht. Sein Fokus liegt jedoch nicht primär auf dem Aspekt der Disziplinierung, sondern auf der räumlichen Abbildung sozialer Ungleichheit und deren Folgen (vgl. auch 4.3.2.1). Die Position eines Akteurs im Raum und, damit einhergehend, seine jeweilige Kapitalausstattung, spiegelt Machtverhältnisse, eine Verfügungsmacht über Ressourcen und über Raum. „Herrschaft über den Raum bildet eine der privilegiertesten Formen von Herrschaftsausübung“ (Bourdieu 1991). Resultat sind ungleiche Aneignungsmöglichkeiten von physischem Raum. „Der angeeignete Raum ist einer der Orte, an denen Macht sich bestätigt und vollzieht, und zwar in ihrer sicher subtilsten Form: der symbolischen Gewalt als nicht wahrgenommener Gewalt. Zu den wichtigsten Komponenten der Symbolik der Macht – gerade auch ihrer Unsichtbarkeit wegen (...) – gehören zweifellos die architektonischen Räume, deren stumme Gebote sich unmittelbar an den Körper richten und von diesem nicht minder gewiß als die Etikette der höfischen Gesellschaften Ehrerbietung, Respekt erhalten“ (ebd.: 27f).

Hinsichtlich der Wirkungsmacht verschiedener Positionen im Raum unterscheidet Bourdieu verschiedenen Formen von Raumprofite: die Situationsrendite, die Positions- oder Rangprofite und die Okkupations- und Raumbelungsprofite (Bourdieu 1991: 31). Erstere entstehen „aus der Ferne zu unerwünschten Dingen und Personen beziehungsweise durch die Nähe zu seltenen und begehrten Dingen (...) und Personen“ (ebd.). Die zweite Form der Raumprofite, die Positions- oder Rangprofite, die beispielsweise aus einer „renommierten Adresse“ (ebd.) entstehen gilt für Bourdieu als „Sonderfall der symbolischen Distinktionsprofite aufgrund monopolistischen Besitzes einer distinktiven Eigenschaft“ (ebd.). Hierzu zählt auch die Möglichkeit eines Raumwechsels durch den Zugang zu privaten oder öffentlichen Verkehrsmitteln (hier spielt auch die Zeit eine Rolle). Bei den Okkupations- und Raumbelungsprofiten zählt es physischen Raum zu besitzen und ihn gleichzeitig vor dem Zugang unerwünschter Personen zu schützen. Die Möglichkeit in einer der genannten Weisen über Raum zu verfügen ermöglicht es dabei „Dinge oder Menschen auf (physische) Distanz zu halten, die stören oder in Mißkredit bringen“ (ebd.: 31). Diese Verfügungsmacht über Raum ist gerade in der Diskussion um private oder öffentliche Räume interessant (vgl. Kapitel 6.3.1)

Spezifische Lageverhältnisse von Positionen in Bourdieus Modell des sozialen Raumes lassen eine Ordnungsstruktur des sozialen Raumes entstehen. Sowohl im physischen als auch im sozialen Raum lässt sich eine Relation aus Nähe und Distanz beschreiben. Jedoch kann nicht davon ausgegangen werden, dass beide Räume und damit auch die Relation aus Nähe und Ferne, deckungsgleich sind. „Das Modell bezeichnet also die Distanzen, aus denen sich

Begegnungen, Affinitäten, Sympathien oder selbst Wünsche *vorhersagen* lassen: Konkret bedeutet das etwa, daß bei Menschen, die sich oben im Raum befinden, wenig Chancen für eine Heirat mit Menschen bestehen, die unten im Raum sind (es sein denn an ‚gewissen‘ Örtlichkeiten, das heißt um den Preis einer Überschreitung der mit den räumlichen Distanzen einhergehenden sozialen Grenzen); sodann weil es, sollten sie sich beiläufig doch bei irgendeiner Gelegenheit und mehr durch Zufall begegnen, ‚zu keiner Verständigung kommt‘ weil sie einander nicht verstehen und nicht gefallen werden“ (Bourdieu 1989: 363). Der physische Raum erzeugt demgemäß einen messbaren Abstand zwischen verschiedenen Personen die sich, auf Ebene des sozialen Raumes bedingt durch ihren Habitus, sozial fern sind. Damit entstehen zwischen verschiedenen Gruppen im sozialen Raum relativ starre Grenzen. Sollten sie sich räumlich dennoch begegnen, was gerade in den öffentlichen Räumen der Stadt ohne weiteres möglich ist, sind die sich dennoch sozial fern und können sich nicht verständigen. „Sozialer Raum: das meint, daß man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann – unter Mißachtung der grundlegenden, zumal ökonomischen und kulturellen Unterschiede“ (Bourdieu 1985: 14). Räumlich Nähe erzeugt demnach keine soziale Nähe. Somit schlägt sich die Ordnungsstruktur des Raumes sowohl auf physischer also auch auf sozialer Ebene nieder. Der Raum nimmt Unterscheidungen vor und zieht Grenzen. Die Ordnungsfunktion des Raumes ist auch „Garant für die Stabilität der sozialen Ordnung“ (Schroer 2006a: 109).

Über die Ungleichen Chancen des Zugangs oder der Aneignung von Raum manifestiert sich auch der Gedanke von Inklusion und Exklusion. Es ist das Kapital, das über die Chancen bestimmt, über die Möglichkeit angeeigneten Raum zu dominieren und Nähe beziehungsweise Distanz zu erwünschten oder unerwünschten Personen und Dingen zu schaffen: „Umgekehrt sichert der Beitz von Kapital nicht nur physische Nähe (Residenz) zu den seltenen Gütern; er verschafft darüber hinaus gleichsam Allgegenwärtigkeit aufgrund der ökonomischen und symbolischen Herrschaft über die Transport- und Kommunikationsmittel“ (Bourdieu 1991: 30). Diese „Verfügbarmacht über Raum“ ermöglicht es unerwünschtes Verhalten auf Abstand zu halten (ebd.: 31). Dies geschieht beispielsweise durch Sanktionierung in privatisierten, aber dennoch quasi-öffentlichen Räumen wie Shopping Malls, in denen das Hausrecht durch Sicherheitspersonal durchgesetzt wird.

Zudem existieren bestimmte Räume deren Zugang vor allem von sozialem Kapital abhängt. Bei den exklusiven, elitären Räumen spricht Bourdieu dabei vom „Klub-Effekt“. Diametral existiert jedoch in stigmatisierten Räumen auch der so genannte „Ghetto Effekt“ (Bourdieu 1991: 32). „Der Sinn für die eigene Stellung als Gespür dafür, was man sich erlauben darf und was nicht, schließt ein das stillschweigende Akzeptieren der Stellung, einen Sinn für Grenzen (das ist nichts für uns), oder, in anderen Worten, aber das gleiche meinent: einen Sinn für Distanz, für Nähe und Ferne, die es zu signalisieren, selber wie von Seiten der anderen einzuhalten und zu respektieren gilt“ (Bourdieu 1985: 18). Die Zugehörigkeit zu einem Raum kann demnach auch aus der Perspektive des subjektiven Empfindens entstehen. Deplatziert in einem Raum fühlt man sich „wenn man einen Raum betritt, ohne alle Bedingungen zu erfüllen, die er stillschweigend von allen, die ihn okkupieren voraussetzt. Das kann Besitz von einem bestimmten kulturellen Kapital sein, eine echte Eintrittsberechtigung, ohne die eine wirkliche Aneignung der sogenannten öffentlichen Güter oder selbst der Gedanke daran hintertrieben werden kann“ (Bourdieu 1991: 32). Es ist der Habitus des Menschen, der nach Bourdieu impliziert, dass der Mensch über einen Sinn für Grenzen, die ihm sagen „das ist nichts für uns!“ (Bourdieu 1985: 18) verfügt. Zugang ist nicht immer ausschließlich räumlich zu verstehen, sondern auch habituell in dem Sinne, als dass sich bestimmte Gruppen an

einem Ort nicht zugehörig oder erwünscht fühlen und vielleicht nicht über Kenntnisse der dort etablierten Regeln und Verhaltensnormen verfügen.

Zentraler Bestandteil der Theorie Bourdieus ist die von ihm angenommene Starrheit der Strukturen sozialer Ordnung, die zu einer Verfestigung sozialer Ungleichheit führen. Durch die Annahme, dass sich soziale Prozesse in den (angeeigneten) physischen Raum eingeschrieben haben, erhält dieser einen starren, kaum veränderbaren Charakter (Löw 2001: 182). Bourdieu geht von einer Reproduktion der sozialen Ungleichheit aus und konstatiert dabei eine Stabilität der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Positionen im sozialen Raum, der als Beziehungsraum gedacht ist, sind relativ gefestigt. Bourdieu nimmt an, dass hier, wie im geographischen Raum „Stellenwechsel und Ortsveränderungen nur um den Preis von Arbeit, Anstrengungen und vor allem Zeit zu haben sind (dem *Aufsteiger* sieht man die Kletterei an)“ (Bourdieu 1985: 13, Hervorhebung i. O.). Verschleiern wirkt dabei der so genannte „Naturalisierungseffekt“, der sozial konstruierte Ungleichheit als natürliche Unterschiede erscheinen lässt. „In einer hierarchisierten Gesellschaft gibt es keinen Raum, der nicht hierarchisiert ist und nicht die Hierarchien und sozialen Distanzen zum Ausdruck bringt, (mehr oder minder) entstellt und verschleiert durch den Naturalisierungseffekt, den die dauerhafte Einschreibung der sozialen Realitäten in die physische Welt hervorruft: Aus sozialer Logik geschaffene Unterschiede können dergestalt den Schein vermitteln, aus der Natur der Dinge hervorzugehen“ (Bourdieu 1991: 26f). Soziale Ungleichheit wird so verfestigt, in gewisser Hinsicht als natürlich empfunden, soziale Mobilität ist selten und schwer möglich und sozialer Wandel vollzieht sich kaum oder nur langsam.

Nach der Theorie Bourdieus müssen die Räumen inhärenten Ordnungs- und Machtstrukturen besonders limitierend auf die Möglichkeitsräume Jugendlicher wirken. (Noch) unzureichende Kapitalausstattung und vor allem ein zu geringes symbolisches Kapital, dass ihnen gesellschaftliches Ansehen und Renommee schafft, sorgen dafür, dass sie sich (noch) nicht zuordnen quasi integrieren können. Die sogenannten Raumprofite lokalisiert Bourdieu bei den privilegierten Gruppen einer Gesellschaft, deren Kapitalvolumen es möglich macht, sich Räume gemäß ihrer Vorstellung anzueignen. Im Hinblick auf öffentliche Räume sind jedoch auch die marginalisierten Gruppen von Bedeutung, die sich trotz ihrer Stellung im sozialen Raum physische Räume aneignen, auch wenn ihre Art und Weise der Aneignung nicht konform mit den Vorstellungen der Gruppe sind, die diesen Raum im eigentlichen Sinne besitzen und verwalten. Die Nutzung von Bushaltestellen oder Treppenstufen zum „rumhängen“ oder skaten durch Jugendliche sind ein prominentes Beispiel für die Aneignung, Umnutzung und Zweckentfremdung (öffentlicher) Räume (dazu auch Schroer 2006a: 104). Das Sprayen von Graffiti (Klee 2010), als weiteres Beispiel, ist eine Form der symbolischen Aneignung und weniger mit Besitzverhältnissen verwoben ist. Unterschiedliche Nutzungsweisen, eine unterschiedliche Einteilung von Raum durch verschiedene Nutzergruppen sind offensichtlich möglich, jedoch nicht mit Bourdieus Modell zu erklären. In der Vorstellung Bourdieus ist es vor allem die Positionierung im sozialen Raum, die über Aneignungsmöglichkeiten des physischen Raumes bestimmt. Damit ist Raum quasi ein Abbild der Sozialstruktur einer Gesellschaft.

Ordnungs- und Machtstrukturen, die sich in den Raum eingeschrieben haben manifestieren sich nicht nur in strukturellen Bedingungen, sondern auch in Form von normativen Verhaltensstandards. In Bezug auf öffentliche Räume beschreibt Lefebvre die Existenz eines „spatial consensus“ (1991: 57) der das Verhalten in öffentlichen Räumen und deren Aneignung reguliert: „In the street, each individual is supposed not to attack those he meets; anyone who transgresses this law is deemed guilty of a criminal act. A space of this kind presupposes the existence of a ‘spatial economy’ closely allied, though not identical, to the verbal

economy. This economy valorizes certain relationships between people in particular places (shops, cafés, cinemas etc.), and thus gives rise to connotative discourses concerning these places; these in turn generate 'consensuses' or conventions according to which, for example, such and such a place is supposed to be trouble-free, a quiet area where people go peacefully to have a good time, and so forth. As for denotative (i.e. descriptive) discourses in this context, they have a quasi-legal aspect which also works for consensus: there is to be no fighting over who should occupy a particular spot; spaces are to be left free, and wherever possible allowance is to be made for 'proxemics' – for the maintenance of 'respectful' distances." (ebd.: 57)

4.4 Zwischenfazit

Um sich dem öffentlichen Raum zu nähern, ist deutlich geworden, dass die Betrachtung von Raum als sozialwissenschaftliche Kategorie eine wichtige Voraussetzung für dessen Verständnis ist. Dabei ist er in seinen verschiedenen Dimensionen von Relevanz, als physisch-materieller Raum, als sozialer Raum, als mentaler Raum und als symbolischer Raum. Die Dimensionen von Raum und, darauf übertragbar auch von öffentlichen Räumen (vgl. Kapitel 5.3), dürfen nicht getrennt voneinander betrachtet werden (Bourdieu 1991), sondern stehen in einem engen Wechselverhältnis und sind gemeinsam zentral für die Produktion und Reproduktion von Raum als Ganzem (Lefebvre 1991).

Raumstrukturen und damit auch die Nutzbarkeit und Gestaltungsmacht werden in sozialen Prozessen produziert, beeinflussen in umgekehrter Weise jedoch auch wieder das Handeln der Akteure im Raum. Wie mit Bourdieu und Lefebvre dargelegt, spielen im öffentlichen Raum mentale, symbolische, physische, normative und soziale Dimensionen zusammen. Vor allem hinsichtlich der Diskussion der Produktion des Raumes ist ein absolutes Raumverständnis nicht überzeugend. So verwirft auch Lefebvre die Vorstellung von einem absoluten Raum, einem Raum als bloßer „leerer Behälter“, der „seinem materiellen Inhalt gegenüber gleichgültig“ wäre (Lefebvre 1977: 52), denn die Vorstellung eines Containerraums impliziere eine Indifferenz zwischen äußerer Form und Inhalt, Raum würde lediglich mit Dingen befüllt (Lefebvre 1991: 170). Vielmehr ist der sozial produzierte Raum als ein relationaler Raum, ein Raum der Beziehungen zu betrachten.

Anknüpfend an Lefebvre lassen sich mit dem *Wissen*, der (*räumlichen*) *Praxis* und den *Bedeutungen* drei Ebenen identifizieren, die einen Anteil an diesem Prozess haben und somit auch über die (wahrgenommene) Nutzbarkeit entscheiden. Diese Triade der Raumproduktion steht in einem wechselseitigen Austauschverhältnis, die verschiedenen Ebenen bedingen sich gegenseitig und wirken jeweils aufeinander. Alle Ebenen sind bei der Analyse öffentlicher Räume von Bedeutung. Die *Räumliche Praxis* kann zunächst ganz konkret beobachtet werden, in Form der Beobachtung von Nutzung von Raum und dem Handeln, das in öffentlichen Räumen stattfindet. Im Fokus steht die praktische, ganz alltägliche Ebene, Personen, Gegenständen und Gebäuden die sich im Raum befinden, ihn sich aneignen oder auch Ereignisse die stattfinden. Das *Wissen* über Räume beinhaltet Wissen über deren Ordnungsstrukturen, erwartete Verhaltensnormen und Nutzbarkeiten und somit über die spezifischen Rahmenbedingungen, die diesem zugrunde liegen. Die Rahmenbedingungen und Nutzungserwartungen, die, von Seiten der Stadt, mit öffentlichen Räumen verbunden werden, lassen sich zum Beispiel anhand städtebaulicher Entwicklungskonzepte oder Gestaltungsleitlinien für Innenstädte ableiten. Lefebvre sieht die Produktion von Wissen in Zusammenhang mit der Produktion von Macht- und Ordnungsstrukturen im Raum, die mit spezifischen

Normen und Regeln verbunden sind. Schließlich wird Lefebvres Triade komplettiert mit der Bedeutungsebene. Räumen werden Symbole, Codes und Bedeutungen zugeschrieben. Gerade diese Ebene ist sehr individuell und auf das einzelne Subjekt bezogen. Erlebtes, Erinnerungen und Erfahrungen machen die Lesbarkeit von Symbolen und Bedeutungen aus, die mit Räumen verbunden sind. In diesem gelebten und erlebten Raum können zum Beispiel Regeln, Konventionen, Ordnungen oder spezifische Verhaltenserwartungen produziert und verortet werden, indem Raum symbolisiert welche Verhaltens- und Aneignungsformen erwünscht sind oder zum Beispiel auch Zugänglich- und Nutzbarkeiten vermittelt.

Macht- und Ordnungsstrukturen, denen von unterschiedlichen Akteuren verschiedene Bedeutungen zugewiesen sind, können dabei Raumnutzungskonflikte entstehen lassen. Sie manifestieren sich zum Beispiel in erlebtem Ausschluss, der Wahrnehmung eingeschränkter Nutzbarkeiten oder dem Empfinden von Angsträumen. Dabei ist immer auch eine Unterscheidung nach Akteuren zu beachten, denn die Produktion öffentlicher Räume erfolgt in einem Zusammenspiel verschiedener Akteure. Die Bedeutungen, die Jugendliche öffentlichen Räumen zuweisen, die Art und Weise, wie sie diese interpretieren und wahrnehmen und in ihnen letztendlich beschreibbare, deskriptive Handlungen durchführen, kann sich stark von den Nutzungs- und Interpretationsweisen erwachsener Akteure, und vor allem auch von den intendierten Interessen der Stadt unterscheiden. Jedoch sind es gerade diese Gruppen, die über Gestaltungsmacht verfügen und Ordnungsstrukturen festlegen. Die Produktion von lesbaren Codes impliziert gleichermaßen gewisse Normen, die mit Räumen verbunden sind. Eigentumsverhältnisse beeinflussen die Nutzbarkeit von Raum. Dadurch bilden sich Macht-konstellationen heraus. Durch das Zusammenspiel der drei Elemente werden auch die wahrgenommenen Nutzungsmöglichkeiten von Raum, die Handlungsoptionen und Aneignungsmöglichkeiten bestimmt. Die Produktion von Raum führt so auf der einen Seite zu Möglichkeitsräumen auf der anderen Seite auch zu limitierenden Räumen.

Obgleich Bourdieus Modell des sozialen Raumes eine sinnvolle Erklärungsgrundlage für Existenz sozialer Ungleichheit und ungleiche Zugangschancen zu bestimmten gesellschaftlichen Teilräumen bietet, ist es auch als problematisch zu erachten, nämlich dann, wenn es um die Anwendbarkeit auf die Untersuchungsgruppe der Jugendlichen geht. Das Modell geht von einer relativen Starrheit der Strukturen aus und weist vor allem auf die Reproduktion sozialer Ungleichheit hin. Ein Prozess des Lernens, der idealerweise mit dem Erwerb und der Erweiterung der Kapitalausstattung verbunden ist und der wiederum mit einer Veränderung der Position im sozialen Raum verbunden sein müsste, wird dabei kaum berücksichtigt. Der Habitus des Menschen beruht auf verinnerlichten Strukturen, auf Erfahrungen, die bereits in jungem Alter gemacht wurden. Die Annahme, in den Habitus, der vor allem von kulturellem Kapital abhängig ist, quasi hineingeboren zu werden, und die darauf folgenden Persistenzen des Habitus, das Fortbestehen, negiert, dass innerhalb des Lebensweges durch Aneignung von Kapitalsorten, durch Lernen der Habitus verändert werden kann. Die Starrheit, der Determinismus, der dahinter steht ist ein deutlicher Kritikpunkt an der Theorie Bourdieus. Nach seiner Theorie ist kaum Mobilität, kaum eine Positionsveränderung im sozialen Raum möglich.

Bourdieus Theorie des sozialen Raumes ist dementsprechend nicht nach Altersgruppen ausdifferenziert, sondern bezieht sich auf den Raum Erwachsener (dazu auch Ecarus/Löw 1997), der bereits konstituiert und strukturiert ist. Überzeugender erscheinen aber vielmehr altersspezifische Sozialräume, denn es ist davon auszugehen, dass sich Wahrnehmung, Nutzungsweisen und ähnliches zwischen verschiedenen Altersgruppen massiv unterscheiden. Innerhalb der verschiedenen altersspezifischen Sozialräume können die drei Kapitalformen angeeignet werden. Kapitalerwerb im Lebensverlauf erfolgt dabei in verschiedenen

Räumen. So ist die familiäre Herkunft ein entscheidender Faktor für die primäre Ausstattung mit kulturellem Kapital (z.B. Koller 2004), wohingegen soziales Kapital in Interaktionen, im Austausch, in so genannter „Beziehungsarbeit“ (Bourdieu 1992: 193) entsteht.

Die sozialen Räume verschiedener Altersklassen überlagern sich, sind aber von unterschiedlichen Nutzungs- und Aneignungsweisen, aber auch unterschiedlichen Verhaltenserwartungen und -verpflichtungen geprägt. Durch diese Überlagerung von Räumen können Raumnutzungskonflikte auftreten, denen, so die These, unterschiedliche Konstitutionen von Raum zugrunde liegen. So nimmt auch Lefebvre auf die spezielle Situation Jugendlicher im Raum Bezug: „all ‚subjects‘ are situated in a space in which they must either recognize themselves or lose themselves, a space which they may both enjoy and modify. In order to accede to this space, individuals (children, adolescents) who are, paradoxically, already within it, must pass tests. This has the effect of setting up reserved spaces, such as places of initiation, within social space“ (Lefebvre 1991: 35). Jugendliche situieren und platzieren sich im Raum, als ein Wechselverhältnis von Struktur und Handeln. Als Initiationsritus in den Raum, in diesem Falle in den öffentlichen Raum, sind gewisse „Initiationsriten“ notwendig, zum Beispiel verstanden als der Erwerb urbaner Kompetenzen im Umgang mit Fremdheit und Unsicherheit. Im Rahmen dieser Platzierungen erfolgt immer auch eine Auseinandersetzung mit den bestehenden Macht- und ordnungsstrukturen.

5 Zur Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit als Grundform des Städtischen

Die Annäherung an die Theorie öffentlicher Räume erfordert zunächst die Betrachtung des Spannungsverhältnisses zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, dass als konstitutiv für Urbanität und Stadt gesehen werden kann. Vor allem unter Bezugnahme auf Henri Lefebvre, Hans-Paul Bahrdt und Jürgen Habermas werden im Folgenden die Stadt als gesellschaftlicher Teilraum, ihre Entstehungsbedingungen und die Bedeutung von Öffentlichkeit und ihrem Gegenpol der Privatheit dargestellt.

Henri Lefebvre (1972: 86ff.) unterscheidet drei Ebenen der gesellschaftlichen Wirklichkeit: eine globale Ebene G, eine private Ebene P und die gemeinsame Ebene M, die er als vermittelnde Ebene der Stadt beschreibt. Als globale Ebene versteht er die eher abstrakte Ebene des Staates, der über Mittel verfügt, politische Strategien zu entwickeln und durchzusetzen. „Die politische Macht verfügt über entsprechendes (ideologisches und wissenschaftliches) Werkzeug. Sie hat die Möglichkeit zu handeln, kann die Verteilung der Mittel, der Einkommen des durch die produktive Arbeit geschaffenen Wertes (also des Mehrwerts) modifizieren“ (ebd.: 86). Auf dieser Ebene wird Macht ausgeübt, es werden Entscheidungen getroffen, die für die gesellschaftliche Wirklichkeit von zentraler Bedeutung sind. Ihren materiellen Ausdruck findet die globale Ebene in Gebäuden wie Ministerien, Behörden oder Kathedralen (ebd.: 88), aber auch in Straßen oder Autobahnen. Diese Ebene benennt Lefebvre auch als den „institutionellen Raum“ (ebd.: 87). Die globale Ebene funktioniert als Kontrollmacht, ist aber auch ein Medium der Organisation, zum Beispiel in Hinblick auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung (ebd.: 87). Entscheidungen werden heute zunehmend auch auf internationaler oder globaler Ebene getroffen.

Die Ebene des Privaten (P) bezeichnet die Ebene des Alltags. In ihr bilden sich zwischenmenschliche Beziehungen aus, vor allem im Bereich der Familie, der Nachbarschaft aber auch in anderen organisierten Gruppen oder im Bereich der Arbeitsteilung (Lefebvre 1972: 89). Die Ebene ist vor allem mit der Funktion des Wohnens verbunden. Sie findet ihren materiellen Ausdruck in privaten Gebäuden, in Wohnblöcken, Einfamilienhäusern und Villen, aber auch in Slums (ebd.: 88). Zwischen der globalen und der privaten Ebene befindet sich eine mittlere Ebene M, die Lefebvre als Ebene der Stadt identifiziert. Er versteht sie als „eine (gemischte) Zwischenebene zwischen Gesellschaft, Staat, den Gewalten und dem Wissen, den Institutionen und den Ideologien auf der einen Seite - und, auf der anderen, dem Wohnraum. Wenn das Globale das Lokale beherrschen will, wenn das Allgemeine glaubt, das Besondere absorbieren zu dürfen, dann kann die mittlere Ebene (die gemischte: M) eingeschaltet werden: als Gelände für Verteidigung und Angriff, für den Kampf“ (ebd.: 97). Die globalen Strukturen haben sich in die Stadt eingeschrieben, diese ist jedoch auch Wohnort und so ein Ort des Alltags und des privaten Lebens. Den typischen materiellen Ausdruck der städtischen Ebene bilden Straßen, Plätze, Alleen, öffentliche Gebäude (Rathäuser, Kirchen, Schulen) (ebd.: 88). Die Ebene der Stadt und ihre öffentliche Räume sind demzufolge nicht isoliert zu betrachten.

Die Mehrdimensionalität und Vieldeutigkeit des städtischen Raumes lässt sich auch in Bezug setzen zu der von Lefebvre entworfenen und im vorherigen Kapitel dargestellten Theorie der Produktion des Raumes. Die globalen Strategien und politischen Entscheidungen, vermittelt über „Wissen“, können als „Repräsentationen des Raumes“ verstanden werden. Die Stadt als Projektion der gesellschaftlichen Wirklichkeit, mit den ihr inhärenten Zeichen und Symbolen entspricht dagegen dem von Lefebvre beschriebenen „Raum der Repräsentation“, der

Bedeutungsebene. Die alltägliche Praxis, das konkrete Handeln ist schließlich zu verstehen als „räumliche Praxis“. Öffentliche Räume sind soziale Räume, sie sind sozial produziert. Ihr historischer Entstehungsprozess muss in dem gesamtgesellschaftlichen Kontext der Entstehung der „modernen Großstadt“ betrachtet werden (Bahrdt 2006).

5.1 Urbanisierung, urbane Gesellschaft und das spezifisch Städtische

Die Thematisierung von Stadt und öffentlichen Räumen ist unmittelbar mit dem Prozess ihrer Entstehung, der Urbanisierung verbunden. Die Ausdifferenzierung des Städtischen geht einher mit der Herausbildung zweier polarisierender Sphären, der privaten und der öffentlichen Sphäre. Eine Rolle spielen dabei gesamtgesellschaftliche Entwicklungen, die in Form von Produktionsverhältnissen auf der „globalen Ebene“ verortet sind, aber auch die damit wiederum verbundenen Entwicklungen – hier wird das Zusammenspiel der von Lefebvre genannten Ebenen deutlich – der „privaten Ebene“.

Lefebvres Arbeit zur „Revolution der Städte“ liegt die Hypothese einer „vollständig verstädterten Gesellschaft“ zugrunde (Lefebvre 1972). Diese „verstädterte Gesellschaft“²³ ist in erster Linie aus der Industrialisierung entstanden (ebd.: 7). Lefebvre sieht sie jedoch als eine Tendenz an, die bislang noch nicht vollständig erreicht wurde (ebd.: 8). Er rekonstruiert den Urbanisierungsprozess anhand einer Raum-Zeit Achse (ebd.: 13ff.) und verdeutlicht so ihren historischen Entstehungsprozess. „Diese Achse, die die Wirklichkeit des städtischen Geschehens symbolisiert, verläuft sowohl im Raum als auch in der Zeit: im Raum, weil der Prozeß sich räumlich ausdehnt – und den Raum verändert – in der Zeit, weil er sich in der Zeit entwickelt, ein zunächst nebensächlicher, dann aber dominierender Aspekt der Praxis und der Geschichte“ (ebd.: 13).

Am Anfang steht die von Lefebvre so bezeichnete „politische Stadt“: Dominiert vom Adel, Priestern, Kriegern und Fürsten ist sie „ganz und gar Ordnung, Erlass und Macht“ (Lefebvre 1974: 14). Aber auch Tausch und Handel spielen bereits eine wichtige Rolle, womit sich auch im weiteren Verlauf der Entwicklung der Markt als Zentrum der Stadt etablierte. Auf die politische Stadt folgt, etwa im Mittelalter bzw. gegen dessen Ende, nach Lefebvre die „Handelsstadt“ (ebd.: 16). Der Markt ersetzt die Agora als Versammlungsort. Handel wird so „zu einer städtischen Funktion; auf Grund der Funktion entsteht eine Form (oder entstehen Formen: baulicher und/oder städtebaulicher Art). Somit erhält die Stadtanlage eine neue Struktur“ (Lefebvre 1972: 16f.). Mit dieser Entwicklung veränderte sich auch das Stadt-Land-Verhältnis, indem „das Städtische dem Dörflich-Ländlichen den Rang abläuft“ (ebd.: 18). Das Land beginnt von der Stadt abhängig zu werden, produziert für die Stadt und ihren Markt (ebd.: 17). „Der Bedeutungswandel ist untrennbar mit dem Wachstum des Handelskapitals, der Existenz eines Marktes verbunden“ (ebd.: 19). Die Handelsstadt wurde schließlich abgelöst von der meist neu geschaffenen und nicht historisch gewachsenen Industriestadt. „Die urbane Realität, die an Umfang gewonnen hat und jeden Rahmen sprengt, verliert in dieser Bewegung die ihr in der vorausgegangenen Epoche zugeschriebenen Eigenschaften: organisches Ganzes, Zugehörigkeit, begeisterndes Bild, ein von glanzvollen Bauwerken abgemessener und beherrschter Raum zu sein. Inmitten der Auflösung städtischen Wesens treten Zeichen des Urbanismus auf. Die städtische Wirklichkeit wird Befehl, unterdrückende Ordnung, Markierung durch Signale, wird summarische Verkehrsordnung und Verkehrszei-

²³ Als Synonym für den Ausdruck der „Verstädterten Gesellschaft“ benutzt Lefebvre den Begriff des „Urbanen“ (Lefebvre 1972: 23).

chen“ (Lefebvre 1991: 20). Die, seiner These nach „vollständige Verstädterung der Gesellschaft“, markiert den (hypothetischen) Schlusspunkt der Achse, der jedoch nicht als erreicht definiert wird (Lefebvre 1972: 23).

Mit der Zeitachse wird der im vorherigen Kapitel beschriebene Zusammenhang zwischen herrschenden Produktionsweisen, vorhandenen Produktivkräften und der Produktion von Raum, präziser von urbanem Raum verdeutlicht, von einer antiken Produktionsweise über den Feudalismus, den Handelskapitalismus bis hin zum Industriekapitalismus. Lefebvre konstatiert, „dass jede Produktionsweise einen Stadttypus »produziert« hat [...], der sich unmittelbar »ausdrückt«, sichtbar und ablesbar am Terrain, und so ansonsten höchst abstrakte, juristische, politische, ideologische Gesellschaftsverhältnisse begreiflich macht“ (Lefebvre 1972: 30).

Was aber macht das Städtische, das Urbane aus? Es wurde bereits als eine spezifische Ebene der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die mittlere Ebene zwischen dem allgemein Globalen und dem Privaten beschrieben. „Das Städtische definiert sich als der Ort, wo die Menschen sich gegenseitig auf die Füße treten, sich vor und inmitten einer Anhäufung von Objekten befinden, wo sie sich kreuzen und wieder kreuzen, bis sie den Faden der eigenen Tätigkeit verloren haben, Situationen derart miteinander verwirren, daß unvorhergesehene Situationen entstehen“ (Lefebvre 1972: 46). Die Stadt, oder wie Lefebvre es bezeichnet, das Urbane, ist ein Ort der Begegnung und Konzentration, der Vielfalt und Konfrontation und damit gleichsam auch ein Spannungsfeld. „Die Zeichen der Verstädterung sind die der Versammlung: die Dinge, die die Versammlung ermöglichen (Straße, Straßenboden, Stein, Asphalt, Gehsteig usw.) und die Voraussetzungen für die Versammlung (Sitze, Lichter usw.)“ (ebd.: 128). Voraussetzung für diese Spezifika des Urbanen ist dabei zudem ein entscheidender Aspekt: die Zentralität (ebd.: 105). Zentralität ermöglicht das Zusammentreffen: „Hier oder da kann sich eine Menge versammeln, Objekte können sich anhäufen, ein Fest kann sich entfalten, ein angenehmes oder entsetzliches Ereignis eintreten. Hier, in der möglichen Zentralität, liegt die Faszination des städtischen Raums. Gleichzeitig kann dieser Raum sich leeren, kann, wenn man so sagen darf, den Inhalt ausschließen, zum Ort der Seltenheit oder der Macht im Reinzustand werden. Er ist in feste, abgestufte, hierarchisierte Strukturen eingezwängt, Gebäude in der Gesamtheit der Stadt, die von den sichtbaren oder unsichtbaren Grenzen der Erlasse und Verwaltungsverordnungen umschlossen ist“ (ebd.: 140). Zentralität hat nach Lefebvre auch einen produktiven Charakter. Das Zusammentreffen lässt Neues entstehen.

Die Produktivität, die aus der Zentralität entsteht, ist jedoch nur die eine Seite. Die Stadt hat sich auch zu einem Macht- und Entscheidungszentrum entwickelt, in der nicht nur lokal sondern auch global relevante Entscheidungen getroffen werden. Gleichzeitig sind Städte auch Zentren des Konsums und obliegen dabei ökonomischen Zielsetzungen. „Kein Ort der Freizeitgestaltung, der Feier, des Wissens, der mündlichen oder schriftlichen Übertragung, der Erfindung, der Schöpfung ohne Zentralität. Solange jedoch gewisse Produktions- und Eigentumsverhältnisse nicht anders geworden sind, wird die Zentralität von denen beherrscht sein, die diese Verhältnisse nutzen und davon profitieren“ (Lefebvre 1972: 105f). Damit entsteht auch eine Zugangsbeschränkung zu den Ressourcen des Städtischen, da die Interessen derer in Macht- und Entscheidungsfunktionen oftmals nicht dem allgemeinen Konsens aller entsprechen, sondern ökonomische oder politische Zielsetzungen verfolgen. Die produktiven Kräfte werden somit eingeschränkt. Insgesamt ist davon auszugehen, dass die zunehmende sozioökonomische Polarisierung in Städten mit einem unterschiedlichen Zugang zu Zentralität einhergeht. Gerade Jugendliche zählen zu einer Gruppe, deren Aneignungs- und Nutzungsmöglichkeiten zentraler, urbaner Räume oftmals eingeschränkt sind (vgl. Kap. 3). Aus

den ungleichen Zugangschancen resultiert nun auch die Forderung nach einem Recht auf Zentralität, allgemein gefasst einem Recht auf Stadt (ebd.: 144). Das beinhaltet auch, dass Stadt ein Ort von sozialen Unruhen sein kann: Konflikte finden hier Ausdruck (ebd.: 106). Schauplatz dafür ist meistens die Öffentlichkeit, die öffentlichen Räume der Stadt.

5.2 Öffentlichkeit und Privatheit

Hans-Paul Bahrtdt bezeichnet die Unterscheidung einer privaten und einer öffentlichen Sphäre als Kern seiner Theorie der „modernen Großstadt“ und damit auch als eine Grundbedingung für Urbanität. „Eine Stadt ist eine Ansiedlung, in der das gesamte, also auch das alltägliche Leben die Tendenz zeigt, sich zu polarisieren, d.h. entweder im sozialen Aggregatzustand der Öffentlichkeit oder in dem der Privatheit stattzufinden. Es bilden sich eine private und eine öffentliche Sphäre, die in engem Wechselverhältnis stehen, ohne dass die Polarität verlorengeht. [...] Je stärker Polarität und Wechselbeziehung zwischen privater und öffentlicher Sphäre sich ausprägen, desto ›städtischer‹ ist, soziologisch gesehen, das Leben einer Ansiedlung“ (Bahrtdt 2006 [1961]: 83²⁴). Den beiden Sphären sind dabei jeweils spezifische Handlungsbereiche und Verhaltensstandards zugeordnet. Bahrtdts Interesse richtet sich vor allem auf die Qualität und das Zustandekommen sozialer Beziehungen. In seiner Arbeit wendet er sich ausdrücklich gegen die seinerzeit, das heißt in den 1960er Jahren, vorherrschende Großstadtkritik, die die Großstadt vor allem mit negativen Entwicklungsaspekten in Verbindung bringt: Geburtenrückgang, Begabungsschwund, Reduktion und Funktionsverlust der Familie als Wohngemeinschaft und Wirtschaftsgemeinschaft, Vereinzelung und Desintegration (ebd.: 57ff).

Der Markt als Form von Öffentlichkeit

Die Entstehungsbedingungen und Erscheinungsformen dessen, was als „Öffentlichkeit“ bezeichnet wird, reichen weit zurück. Max Weber definierte die Stadt unter ökonomischen Gesichtspunkten als eine Ansiedlung in der „die ortsansässige Bevölkerung einen ökonomisch wesentlichen Teil ihres Alltagsbedarfs auf dem öffentlichen Markt befriedigt, und zwar zu einem wesentlichen Teil durch Erzeugnisse, welche die ortsansässige und die Bevölkerung des nächsten Umlandes für den Absatz auf dem Markt erzeugt oder sonst erworben hat“ (Weber 1956 zitiert in : Bahrtdt 2006: 81). Aus den Tauschvorgängen ergeben sich für die Marktteilnehmer klar definierte ökonomische Beziehungen.

Ein zentrales Merkmal der Stadt ist demnach der Markt²⁵. „Er ist eine dauerhaft institutionalisierte Ordnungsform, in der immer wieder bestimmte soziale Kontakte nach bestimmten Regeln stattfinden“ (Bahrtdt 2006: 82). Der Besuch eines Marktes impliziert so den Wunsch entweder Waren zu kaufen oder zu verkaufen. „Der Markt ist also eine Form der Verteilung durch Tausch, wobei die Tauschenden bis zu einem gewissen Grade Herr ihres Entschlus-

²⁴ Erschienen im Jahr 1961, neue Auflagen mit neuen Vorwörtern

²⁵ Die Art des Marktes wie Bahrtdt ihn beschreibt, ist vermutlich vergleichbar mit dem eines Wochenmarktes. Die Marktbeziehungen in einer Stadt sind, genau genommen, jedoch noch umfassender: „Summe und Sitz zahlreicher Märkte, des Marktes für Agrarerzeugnisse (auf lokaler, regionaler oder Landesebene), für Industrieprodukte (empfangen, verarbeitet und verteilt an Ort und Stelle oder auf dem umliegenden Gebiet), des Kapitalmarktes, des Arbeitsmarktes und, nicht zu vergessen, des Wohnungs- und Immobilienmarktes. Auch der Kunstmarkt und der Markt des Denkens, der Zeichen und der Symbole soll nicht unerwähnt bleiben“ (Lefebvre 1972: 54).

ses, d.h. Wirtschaftssubjekte bleiben, so eng der Spielraum ihrer Willkür auch sein mag“ (ebd.: 82). Die Situation des Tausches ermöglicht dabei ein zentrales Moment: die partielle, beliebige Kontaktaufnahme zwischen einander unbekannt Menschen (ebd.: 83). Sie treten in der Rolle eines Käufers oder Verkäufers auf und sind in diesem Zusammenhang herausgelöst aus jedem anderen sozialen Gefüge, in das sie überdies eingebunden sind. Bahrtdt versteht den Markt als die „früheste Form einer Öffentlichkeit“ (ebd.). Diese findet sich schon in der antiken Polis und in den Städten des Mittelalters. „Man kann die These aufstellen, daß die ›direkte Aktion‹ eines Volksauflaufes auf dem Markt die primitivste Form der Öffentlichkeit darstelle und daß bereits diese eine primitive Form der Privatheit voraussetze“ (ebd.: 111).

Unvollständige Integration und Stilisierung des Verhaltens als Grundbedingung für das Entstehen von Öffentlichkeit

Ein zentrales Merkmal des Marktes ist nach Bahrtdt wiederum die von ihm ermöglichte „unvollständige Integration“, verstanden als „Offenheit der sozialen Intentionalität der einzelnen, deren Willkür es überlassen bleibt, mit wem, auf welche Weise und wie lange sie Kontakt aufnehmen, um zu handeln. Diese unvollständige Integration ist die negative Voraussetzung für Öffentlichkeit“ (Bahrtdt 2006: 86). Die zumeist flüchtigen Begegnungen finden nur in Ausschnitten der Persönlichkeit statt (dazu auch Goffman 2003, 2009) und erfolgen nach gewissen Regeln. „Ein großer Teil der aufgenommenen Kontakte dient nur dem Zweck, jeden ungestört seiner Wege gehen zu lassen“ (Bahrtdt 2006: 87). Gruppenzugehörigkeiten oder feste Beziehungssysteme spielen keine Rolle. Menschen begegnen einander weitestgehend anonym. Unvollständige Integration bedeutet für die Begegnung von Individuen die Möglichkeit der Interaktion auch dort „wo es kein durchgehendes, lückenloses Geflecht vermittelnder und mittelbar machender Bindungen gibt, d.h. wo sich ständig Menschen begegnen, miteinander in Kommunikation treten und sich arrangieren, ohne daß der eine für den anderen in einer gemeinsamen Ordnung ausreichend verortet ist“ (ebd.: 88). Diesen Aspekt sieht Bahrtdt in den öffentlichen Räumen der Stadt im Allgemeinen und auf dem Markt im Speziellen gewährleistet. Die unvollständige Integration bestimmt die Art und Weise und die Qualität von Begegnungen. Die wichtigste Rolle spielt dabei die Distanz. Begegnungen zwischen einander fremden Personen lösen auf beiden Seiten nicht im Vorfeld zu kalkulierende Reaktionen aus. Um damit umzugehen, müssen spezifische Verhaltens- und Kommunikationsweisen etabliert sein, die einen „reibunglosen“ Umgang ermöglichen.

Voraussetzung für diesen Umgang und eine unvollständige Integration ist nach Bahrtdt eine spezifische Verhaltensanpassung, in Form einer „Stilisierung des Verhaltens“ (Bahrtdt 2006: 88): „Das soziale Verhalten muß einerseits der Schutzlosigkeit in einer Begegnung mit dem unbekannt – und angesichts der Flüchtigkeit vieler Kontakte unbekannt bleibenden – Jedermann gerecht werden“ (ebd.). Als Mittel zum Zweck dient hier die Distanz, mit der Folge „daß nur ein kleiner, zufälliger, abstrakter Ausschnitt der Persönlichkeit sichtbar wird. Will man sich keine Blöße geben, so wird man bemüht sein, Persönliches, das für die Offenheit sozialer Kontakte zu empfindlich ist, abzudecken, zu privatisieren“ (ebd.: 89). Privatsphäre und Individualität des Einzelnen werden auf diese Weise gewahrt. Dies stellt jedoch nur einen Aspekt der Distanz dar: „Auf der anderen Seite muß das soziale Verhalten in einer unvollständig integrierten Umwelt die gegebene Distanz überwinden“ (ebd.). Kontakte unter einander fremden Personen sind aus Städten nicht wegzudenken. „Die positive Kulturleistung der Entwicklung einer Öffentlichkeit besteht zu einem guten Teil darin, Kommunikationsformen zu entwickeln, die die Distanz, die gegeben ist und bestehenbleibt – ja bestehenblei-

ben soll, überbrücken“ (ebd.). Durch die spezifische Stilisierung des Verhaltens ist es unter einander fremden Personen zum Beispiel möglich, nach dem Weg zu fragen, ohne Irritationen oder das Gefühl eines Eindringens in die Privatsphäre hervorzurufen.

Das von Bahrtdt beschriebene stilisierte Verhalten bedeutet damit „einerseits zu verhüllen, was der nur beschränkt kalkulierbaren sozialen Umwelt vorenthalten werden soll, andererseits ihr all das, was für sie bestimmt ist, deutlich genug zu zeigen, damit auch im flüchtigen Kontakt ein Arrangement gelingt“ (Bahrtdt 2006: 89f). Selbstdarstellung und Repräsentation sind demnach zwei Aspekte, die für die Begegnung einander Fremden in den öffentlichen Räumen der Stadt eine Bedeutung haben. Öffentlichkeit entsteht nach Bahrtdt dort „wo durch spezifische Stilisierungen des Verhaltens dennoch Kommunikation und Arrangement zustandekommen“ (ebd.: 93). Repräsentationen versteht er als eine Art der Stilisierung. Sie kann zum Beispiel in Form bestimmter Umgangsformen, aber auch in Form von Bauformen oder politischer Strukturen (ebd. 93) auftreten. Voraussetzung für das Zustandekommen von Interaktion ist demnach quasi die „Lesbarkeit“ der Verhaltensweisen. „Erstens muß das Verhalten in der Weise stilisiert sein, daß es auch tatsächlich dem anderen etwas von der sich darstellenden Person mitteilt. Es muss trotz der Distanz ›ankommen‹, verstanden werden. Es darf trotz der Distanz nicht befremdlich sein. Zweitens ist es nötig, daß der dargestellte, über das jeweilige Verhalten hinausgreifende Inhalt auch von der Art ist, daß er Kommunikation erzeugt. Er muß an irgendein Gemeinsames, Verbindendes appellieren, damit die sich selbst darstellende Person der anderen als anerkennenswert und einer Kommunikation wert erscheint“ (ebd.: 91).

Ähnliche Argumentationen zum Verhalten in öffentlichen Räumen der Stadt liefern auch Georg Simmel (1995), Zygmunt Baumann (1997) und Luis Wirth (1974): Die Verhaltensvielfalt in der Öffentlichkeit und die Begegnung mit dem Fremden erfordert nach Simmel (1995) spezifische Eigenschaften, die er als „großstädtischen Charakter“ darstellt: Simmel beschreibt den Großstädter anhand dreier Charaktereigenschaften, der Reserviertheit, der Blasiertheit und des Intellektualismus. Diese Eigenschaften „sind mehr als nur Panzerungen gegen die Überforderung der Sinne, es sind auch Vorkehrungen, um die Bedrohlichkeit des Fremden zu mildern“ (Gestring et al. 2005: 226). Stadtleben, so auch Zygmunt Bauman (1997: 205f), findet unter Fremden statt. Damit entsteht auch eine Unkalkulierbarkeit, die jedoch gerade den öffentlichen Raum ausmacht. Bauman (1997: 224) beschreibt dazu die „postmoderne Ambivalenz des Fremden“: „Er hat zwei Gesichter: das eine wirkt verlockend, weil es mysteriös ist [...], es ist einladend, verspricht zukünftige Freuden, ohne einen Treueschwur zu verlangen; ein Gesicht unendlicher Möglichkeiten, noch nie erprobter Lust und immer neuen Abenteuers. Das andere Gesicht wirkt ebenfalls geheimnisvoll – doch es ist ein finsternes, drohendes und einschüchterndes Mysterium, das darin geschrieben steht“ (ebd.). Der Umgang mit dem Fremden, der so gleichermaßen Lust und Gefahr, Chance und Bedrohung verkörpert, will erlernt sein. Auch Louis Wirth (1974) schildert in seinem Aufsatz „Urbanität als Lebensform“ die Notwendigkeit mit Bevölkerungsheterogenität umgehen zu können: „Die erhöhte Mobilität des Individuums, die es ihm ermöglicht, sich den stimulierenden Einflüssen vieler verschiedener Menschen zu öffnen, und die ihm in den vielfältigen gesellschaftlichen Gruppen, aus denen sich die Sozialstruktur einer Stadt zusammensetzt, einen fluktuierenden Status zuweist, bringt uns dahin, die Labilität und Unsicherheit der Welt insgesamt als Norm hinzunehmen“ (ebd.: 56). Im öffentlichen Raum können auch die Schattenseiten der Gesellschaft an den Tag treten, wie Armut, Prostitution und Drogenszene, die Auslöser von Unsicherheitsgefühlen sein können. Die Bewältigung dieser Unsicherheiten und der Umgang mit fremden Menschen und Situationen müssen erlernt werden. Der Umgang mit Fremdheit ist jedoch, durch die Ambivalenz des Fremden, nicht allein der Umgang

mit Unsicherheit. Der „janusköpfige Fremde“ (Bauman 1997) birgt auch etwas Aufregendes, Neues, eine Erweiterung der Rollenvielfalt (vgl. Kap. 3.2). Die eigene Erfahrungen, die selbständige Entwicklung von Kompetenz, so genannter „urbaner Kompetenz“ steht also im Vordergrund. Diese Fähigkeit zu vermitteln ist gleichsam „Aufgabe“ des öffentlichen Raumes und ist grundlegend auf dessen Strukturen angewiesen.

Städtische Öffentlichkeit manifestiert sich nicht alleine in der Art und Häufigkeit in der Begegnungen in städtischen Freiräumen stattfinden, sondern auch in Form einer politischen Öffentlichkeit: „Als öffentlich bezeichnen wir ein politisches Geschehen, das sich potentiell vor den Augen aller abspielt. Öffentlich im präzisen Sinn ist eine Institution der Allgemeinheit nur dann, wenn potentiell allen ein Einblick in ihre Tätigkeit gewährt ist“ (Bahrtdt 2006: 95). Die Idealvorstellung einer demokratischen Öffentlichkeit geht demnach von staatlichen Einrichtungen aus, die unter Kontrolle des Volkes stehen und deren Handeln eine gewisse Transparenz aufweist. Die Praxis zeigt jedoch, dass dies nur unter deutlichen Einschränkungen stattfindet: „Öffentliche Institutionen in juristischem Sinne sind also – soziologisch verstanden – immer nur mehr oder weniger öffentlich“ (ebd.: 96).

Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit

Den Gegenpol zur Öffentlichkeit bildet die Privatheit. Voraussetzung für die Herausbildung einer privaten Sphäre ist nach Bahrtdt ebenfalls die unvollständige Integration, dies ist der Fall, wenn Beliebigkeit und Distanz charakteristisch sind für einen Großteil der sozialen Kontakte. [...] Die unvollständige Integration erweckt das Bedürfnis zur Privatisierung, ist aber auch die Voraussetzung dafür, daß sie praktiziert werden kann“ (2006: 99). Der Fremdheit der öffentlichen Sphäre wird die Vertrautheit der privaten Sphäre entgegengesetzt. Bestimmte Verhaltensweisen und Handlungen sind dem geschützten Privatbereich vorbehalten. Bahrtdt bezeichnet die Privatheit auch als „Fluchtburg“ vor der gewachsenen und unübersichtlichen Stadt.

Der Privatbereich schützt die Intimität und bietet so „Entwicklungsmöglichkeiten, wie sie in einer durchstrukturierten sozialen Ordnung mit vollständiger Integration nicht bestehen“ (Bahrtdt 2006: 99). Dies gilt in besonderem Maße für die Familie. „Die Absonderung, die Abschirmung nach außen läßt die kleine soziale Umwelt in ihrer Einheit und Eigenart im Unterschied zur Außenwelt bewußt werden und ermöglicht, daß ihre latente Eigengesetzlichkeit zum Zuge kommt. Bewußter Ausbau und Kultivierung der engsten sozialen und dinglichen Umwelt zu einem in sich geschlossenen System eigener Art: das sind die positiven Bestimmungen der Privatheit“ (ebd.). Die private Sphäre ermöglicht gleichermaßen die Entfaltung von Intimität und Individualität. „Denn das Repertoire möglicher Verhaltensweisen, das von außen her relativ wenig vorgeformt und eingeschränkt ist, verfügt – angereichert durch physische Nuancen – über so viele Möglichkeiten der gegenseitigen Abstimmung, daß weder die Intimgruppe noch das Individuum zu kurz kommen braucht“ (ebd.: 100). Bestimmte Verhaltensweisen „gehören“ demnach nicht in die öffentliche Sphäre.

Private und öffentliche Sphäre stehen nun, so die Annahme Bahrtdts, in einem engen Wechselverhältnis (Bahrtdt 2006: 100ff). „Die der Öffentlichkeit eigene Distanz zwischen den Individuen bzw. zwischen Individuum und Gesamtheit ist nicht nur eine negative Voraussetzung, die die Integrationsformen der Öffentlichkeit notwendig macht, sondern auch ein konstitutives Moment. Ihr verdankt das öffentliche Leben seine spezifische Spannung, Lebendigkeit, Variabilität und Bewußtheit. Diese Distanz verwandelt das Verhältnis des einzelnen zu jedermann und zur Gesamtheit in ein ›Gegenüberverhältnis‹. Es bildet sich ein objektivierendes

Bewußtsein vom Kollektiv und seinen Mitgliedern heraus; gleichzeitig entwickelt sich ein individuelles Selbstbewußtsein. Soll das Individuum nicht von der Fülle der Eindrücke, die von der vergegenwärtigten Gesamtheit des Kollektivs ausgehen, erdrückt werden, soll es nicht in den Sog des Kollektivs geraten, so bedarf es der stützenden Kraft einer Privatsphäre oder einer ›dritten Kraft‹, z.B. einer religiös fundierten Großfamilien – oder Stammesorganisation“ (ebd. 102).

Öffentlichkeit und Privatheit gelten demnach als Grundprinzipien von Stadt. Die Existenz urbaner Öffentlichkeit ist genau so alltäglich wie die einer privaten Sphäre. Zwischen beiden Sphären findet eine Polarisierung der Verhaltensweisen, die ihnen jeweils eigen sind, statt. „Die Neigung, immer mehr Verhaltensweisen, Geschehnisse, Institutionen entweder der privaten Sphäre vorzubehalten oder in die Öffentlichkeit zu verweisen, ist gleichzeitig das entscheidende Merkmal bürgerlichen Lebens“ (Bahrtdt 2006: 106). Vor allem die alten Bürgerstädte weisen eine starke Polarisierung zwischen öffentlicher und privater Sphäre auf (ebd.: 106ff). Sowohl in der Sphäre der Öffentlichkeit als auch in der Sphäre der Privatheit identifiziert Bahrtdt typische Produkte der Verbürgerlichung bzw. Verstädterung der Gesellschaft (ebd.: 108):

Öffentliche Sphäre:

- Öffentlichkeit als Lebelement des bürgerlichen Staates
- Gelehrtenpolitik als Öffentlichkeit der wissenschaftlichen Diskussion
- Literarische Kritik als Veröffentlichung der Auseinandersetzung zwischen Publikum und Dichter
- Museum und Kunstaussstellung als Institution, die Werke der bildenden Kunst der Öffentlichkeit zugänglich zu machen

Private Sphäre:

- Verinnerlichung und Kultivierung des familiären Lebens
- Wohnkultur als bewußte Gestaltung der engsten dinglichen Umwelt
- Privatbesitz von Bildungsmitteln und gemeinsame Benutzung durch die kleinste soziale Gruppe
- Geistiger Austausch als normale und integrierende Form des Zusammenlebens von Blutsverwandten
- ein von der Kirche relativ unabhängiges religiöses Leben im Kreis der Familie
- Freiheit der Partnerwahl und individuelle Erotik

Auch Jürgen Habermas diskutiert in seinem im Jahr 1962 erschienenen Werk „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ die Polarität einer öffentlichen und privaten Sphäre. Die öffentliche Sphäre sieht auch er unmittelbar mit der Epoche der bürgerlichen Gesellschaft im 18. Jahrhundert verbunden, „die sich zur gleichen Zeit als Bereich des Warenverkehrs und der gesellschaftlichen Arbeit nach eigenen Gesetzen etabliert“ (Habermas 1990: 56). „Die Privatsphäre umfaßt die bürgerliche Gesellschaft im engeren Sinne, also den Bereich des Warenverkehrs und der gesellschaftlichen Arbeit; die Familie mit ihrer Intimsphäre ist darin eingebettet“ (ebd.: 90). Zentrale Voraussetzung ist hier die Trennung von Staat und Gesell-

schaft. „Zentrum der bürgerlichen Privatsphäre ist der private Bereich des selbstständigen Warenproduzenten. Der Schutz des Eigentums nicht gegenüber dem Neid und Diebstahl der Mitmenschen, sondern gegenüber dem Zugriff des Staates ist der ursprüngliche Sinn der bürgerlichen Privatsphäre“ (Häußermann/Siebel 2004: 61). Öffentlichkeit entsteht dann durch Marktbeziehungen und den Tausch von Produkten. Diese ökonomische Dimension der Öffentlichkeit wird ergänzt durch eine politische: „Die politische Öffentlichkeit geht aus der literarischen hervor; sie vermittelt durch öffentliche Meinung den Staat mit den Bedürfnissen der Gesellschaft“ (Habermas 1990: 90). Öffentliche Rasonnements haben nach Habermas ihren Ursprung in literarischen Salons (Häußermann/Siebel 2004: 61). Sowohl die Tauschbeziehungen auf dem Markt als auch öffentliche Diskussionen sind gekennzeichnet durch Herrschaftsfreiheit. Zusammenfassend ist es nach Habermas die Freiheit von politischer und ökonomischer Herrschaft, die die öffentliche Sphäre ausmacht, während die private Sphäre, im engeren Sinne, bestimmt ist durch das Ideal der bürgerlichen Familie.

Die Polarität von öffentlichen und privaten Räumen spiegelt sich schließlich auch in den baulichen Strukturen einer Stadt wider, die nicht natürlich gewachsen, sondern bereits in den meisten Städten des Mittelalters bewußt geplant sind (Bahrtdt 2006: 111ff.). „Eine solche Bewußtheit gesellschaftlicher Bedürfnisse, wie sie aus den mittelalterlichen Stadtanlagen zu uns spricht, entsteht typischerweise da, wo sich das Leben eines größeren Kollektivs unter den Gesetzmäßigkeiten der Öffentlichkeit entwickelt, das häusliche Leben jedoch im Schutze der Privatheit die Chance eigenständiger Entfaltung gewinnt“ (ebd.: 116). Die klassische Bauform der europäischen Stadt des 19. Jahrhunderts, die die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit betont sind ringförmige „Baublöcke“, „die jedem Anwohner einen privaten Raum und direkten Zugang zur öffentlichen Straße sichern“ (ebd.). Mit dieser Bauform wurden zwei funktional differenzierte Räume oder, wie Bahrtdt anmerkt, Welten geschaffen: „erstens die Welt der öffentlichen Plätze und Straßen, in der die Kirchen und andere öffentliche Gebäude an hervorragenden ›repräsentativen‹ Stellen lagen; zweitens die Welt der privaten Wohnbauten und ihrer Höfe und Gärten, deren privater Charakter dadurch gesichert war, daß der Zugang zu jeder Zelle auf einem Umweg über die öffentlichen Straßen erfolgte“ (ebd.: 117). Die Gärten in der Mitte der Blöcke wurden so zu privaten Inseln. Durch Mauern von der Straße abgeschirmte Wohnräume hatten, durch Fenster, eine Verbindung zur Öffentlichkeit.

Diese Art der Blockrandbebauung erfüllt die Bedürfnisse und Funktionen der heutigen Zeit nicht mehr. „Erst in der Neuzeit, als mit dem Fall der Stadtmauern eine aufgelockerte Bauweise möglich wurde, als das Mietshaus mit vielen Parteien an die Stelle des Hauses für einen – allerdings meist größeren – Haushalt trat und sich deshalb die Grenze zwischen öffentlicher und privater Sphäre an die Etagentür verlagerte und als schließlich der motorisierte Straßenverkehr eine größere Distanz der Wohnbauten von der Straße erforderte, wurde der geschlossene Baublock zu Sinnlosigkeit“ (Bahrtdt 2006: 117). Die zunehmende Bebauung von Innen- und Hinterhöfen ließ Bauten entstehen, die weder den charakteristischen Zugang zur öffentlichen noch zur privaten Sphäre besaßen. Das Gebaute passt in Funktion und Struktur nicht zu den aktuellen Anforderungen. Damit wird deutlich, dass die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit einer spezifischen Dynamik sowie stetigen Wandlungsprozessen unterliegt (vgl. Kapitel 6).

5.3 Dimensionen, Merkmale und Funktionen öffentlicher Räume

Aus den genannten Aspekten der Polarität öffentlicher und privater Räume lassen sich nun *Dimensionen* ableiten. Bereits in Kapitel 4 ist deutlich geworden, dass die sozialwissenschaftliche Kategorie des Raumes, aus verschiedenen Dimensionen besteht, die zum einen untrennbar miteinander verbunden sind, zum anderen gemeinsam für die Produktion von Raum von Bedeutung sind. Während bei Bourdieu (1991) die Dimensionen des physischen Raumes, des sozialen Raumes und des angeeigneten physischen Raumes Verwendung fanden, beschreibt der Stadtsoziologe Walter Siebel, weniger theoretisch, sondern eher auf praktische Nutzungen bezogen, für den öffentlichen Raum eine Differenzierung von fünf Dimensionen: (Siebel 2004a: 14f.): Erstens *funktional*: Dem öffentlichen Raum von Platz und Straße sind die Funktionen Markt und Politik zugeordnet, den privaten Räumen von Betrieb und Wohnung, die Funktionen Produktion und Reproduktion (ebd.). Die zweite Dimension ist die *soziale* und betrifft vor allem die Verhaltensebene: Der öffentliche Raum, von Goffman (2003) auch als „Vorderbühne“ bezeichnet, ist ein Ort stilisierten, distanzierten Verhaltens und Ort der Anonymität. Voraussetzung hierfür ist nach Bahrdt die „unvollständige Integration“ (vgl. Kapitel 5.2). Der private Raum dagegen ist, im Sinne Goffmans (2003), „Hinterbühne“, Ort von Intimität und Emotionen, ein Schonraum in dem Individualität entfaltet werden kann. Drittens unterscheiden sich öffentliche und private Räume *juristisch*: Öffentlicher Raum unterliegt öffentlichem Recht, privater Raum unterliegt dem privaten Hausrecht. Aus der eigentumsrechtlichen Zuordnung ergibt sich so auch, wer Räume wofür nutzen darf. Zugangs- und Nutzungsrechte liegen im Ermessen des Eigentümers- bzw. des Mieters des jeweiligen Raumes. Die vierte Dimension ist die *materiell symbolische*: Architektonische und städtebauliche Elemente, wie verwendete Materialien, Symbole aber auch physische Barrieren, signalisieren entweder Zugänglichkeit (öffentlicher Räume) oder aber Exklusivität von (privaten) Räumen. Zudem sind Bilder und Erinnerungen von Städten geprägt von den Erscheinungsformen ihrer öffentlichen Räume. Belebte Straßen und malerische Plätze bilden einen zentralen Bestandteil. Schließlich existiert noch die *normative* Dimension von Öffentlichkeit: In Anlehnung an Habermas Ausführungen zur bürgerlichen Gesellschaft und dem damit verbundenen Ideal einer „durchgesetzten Demokratie“ (Siebel 2004: 15) gelten Veranstaltungen dann als öffentlich wenn sie „allen zugänglich sind“ (Habermas 1990: 54)²⁶. „Ihr gegenüber, die Privatheit, ist die Sphäre des freien Unternehmers als dem Inbegriff des ökonomisch selbstständigen Individuums und der (Wohn-)Raum der bürgerlichen Familie und damit des Glücksversprechens lebenslanger Vertrautheit und Liebe“ (Siebel 2004: 15)

Die wesentlichen drei *Merkmale*, die den öffentlichen Raum von privaten Räumen unterscheiden, sind demnach seine allgemeine Zugänglichkeit (auch Schäfers 2001: 188), die ihn für alle sozialen Gruppen potentiell nutzbar macht, die mögliche Verhaltensoffenheit seiner Nutzer (als ein Produkt der unvollständigen Integration) die Rollenvielfalt ermöglicht und die damit einhergehende Möglichkeit der Anonymität. Anonymität ist dabei, entgegen der klassischen Großstadtkritik, nicht als ein negatives Merkmal, als Zeichen des Verfalls und der Vereinsamung, sondern als eine positive Grundvoraussetzung, ebenfalls als Produkt der unvollständigen Integration anzusehen. Mit der Gültigkeit dieser Prämissen bietet öffentlicher Raum einen Ort, an dem es zu flüchtigen und beliebigen Begegnungen und Interaktionen

²⁶ Die Verschränkung von Öffentlichkeit und freier Zugänglichkeit relativiert Habermas in Bezug auf die urbane Praxis jedoch unverzüglich: „Aber schon die Rede von ‚öffentlichen Gebäude‘ meint nicht nur deren allgemeine Zugänglichkeit; sie müssen nicht einmal für den öffentlichen Verkehr freigegeben sein; sie beherbergen einfach Einrichtungen des Staates und sind als solche öffentlich“ (Habermas 1990: 54).

einander fremder Menschen kommt und der eine „Bühne“ für Ideen und Meinungen bietet. Der freie Zugang zu Informationen für jedermann und damit die Möglichkeit der politischen Willensbildung ist Voraussetzung für eine funktionierende Demokratie. Öffentlichkeit wie auch Privatheit sind demnach, wie bereits erwähnt, sozial produziert.

Die *Funktionen* „städtischer Öffentlichkeit“ fasst Schäfers (2001) unter drei zentralen Aspekten zusammen (Schäfers 2001: 188f):

- Sie bietet Orte für den Austausch von Waren und Gütern, aber auch von Information und für Kommunikation
- Sie bietet Orte für Repräsentation und Darstellung verschiedener sozialer Gruppen, aber auch von Individuen, um die Komplexität der Lebenswelten und ihrer Lebensformen anschaulich zu machen
- Sie bietet Ort, an denen kulturelle und soziale Widersprüche deutlich werden und zur Sprache kommen können, z.B. auch in Form von Kunst

Deutlich wird auch die Notwendigkeit der Multifunktionalität von Straßen und öffentlichen Räumen: „Sollen Straßen und Plätze öffentliche Räume sein, d.h. soll sich auf ihnen die Gesellschaft selbst darstellen, so müssen sie eine Vielzahl von Funktionen aufnehmen. Man darf die Menschen, die sich in der Öffentlichkeit ergehen, nicht zu einem ihnen unangemessenen spezialistischen Gehabe zwingen. Aus diesem Grunde darf man auch nicht allzu puristisch Erholung, Einkauf, Vergnügen, Kirchgang usw. voneinander trennen wollen“ (Bahrtdt 2006: 184). Die Straße soll ein Durchgangsort, ein Ort des Handelns aber auch der Begegnung und Freizeitgestaltung sein (auch Lefebvre 1972: 139). Hinsichtlich des Verhaltens ist es eine Mischung aus zielgerichteter Nutzung des Raumes und einem Moment der Überraschung, der Nichtkalkulierbarkeit von Begegnungen. „Das öffentliche Fluidum, die Lebendigkeit der echten Straße, kommt dadurch zustande, daß zweckgerichtetes Verhalten (Gehen zu einem bestimmten Ziel) sich mit weniger zweckgebundenen Verhaltensweisen (Sich-Zeigen, neugieriges Sich-Umschauen, Windowshopping, Luftschnappen usw.) verbindet“ (Bahrtdt 2006: 184). Bauman (1997) beschreibt in diesem Zusammenhang den „Flaneur“, der den Reiz seines Flanierens gerade in den zufälligen, ungeplanten, überraschenden Begegnungen sieht, die an ihm vorbeiziehen.

6 Zum Wandel öffentlicher Räume

Jürgen Habermas (1990) bezog sich in seiner Beschreibung der öffentlichen und privaten Sphäre auf die bürgerliche Gesellschaft. Auch Bahrds (2006) Darstellung der Entwicklung der Polarität beider Sphären nimmt hier ihren Anfang. Beide Autoren gehen jedoch auch davon aus, dass gesellschaftliche Wandlungsprozesse zu einem Erodieren der Polarität, einem Verwischen der Grenzen führen.

Das Verschwinden anonymer, frei zugänglicher öffentlicher Räume, das Aussterben der Innenstädte, der Verlust von Öffentlichkeit und die „Unwirtlichkeit unserer Städte“ (Mitscherlich 1965) werden immer wieder beklagt (z.B. Brendgens 2005, Feldtkeller 1994). Einen offensichtlichen und wichtigen Aspekt bildet dabei die „Zweckentfremdung“ (Feldtkeller 1994) öffentlicher Räume durch den Verkehr, verstanden als eine „Beschlagnahmung öffentlicher Räume für private Zwecke“ (Feldtkeller 1994: 183). Auf der anderen Seite lassen sich auch gegenteilige Tendenzen feststellen. Einen Gegenentwurf in der Innenstadt bilden zum Beispiel Fußgängerzonen, die bewusst vom Verkehr befreit sind. Allerdings sind diese Räume hochgradig zweckorientiert: sie dienen dem Konsum.

Im Folgenden wird zunächst anhand der Überlegungen Richard Sennetts (2008²⁷) der Bedeutungswandel des öffentlichen Lebens als historischer Prozess beschreiben.

6.1 Bedeutungswandel des öffentlichen Lebens als historischer Prozess

Mit dem Wandel der Produktions- und Reproduktionsbedingungen öffentlicher Räume differenzieren sie sich in allen unterschiedenen Dimensionen aus. Dies betrifft ihr Erscheinungsbild, ihre Nutzbarkeiten und ihre Bedeutung. Aus der Perspektive eines Niedergangs betrachtet Sennett diese Entwicklung. „Die Foren dieses öffentlichen Lebens, etwa die Stadt, sind in Verfall begriffen“ (Sennett 2008: 22). Sennett beschreibt diesen Verfall und das Ende öffentlichen Lebens als Folge eines historischen Wandels gesellschaftlicher Verhältnisse. Dabei bezieht auch er sich insbesondere auf die veränderte Polarität zwischen Öffentlichkeit und Privatheit in Form eines veränderten Gleichgewichts, einer Veränderung die dem Privatleben eine Dominanz zukommen lässt und das öffentliche Leben zu einer „Pflicht- und Formsache“ macht (ebd.). Das öffentliche Leben oder „res publica“ ist nach Sennett gekennzeichnet durch „die Beziehung und das Geflecht wechselseitiger Verpflichtungen zwischen Leuten, die nicht durch Familienbande oder andere persönlichen Beziehungen miteinander verknüpft sind“ (ebd.).

Sennett nimmt Bezug auf Riesmans Konzept der „Einsamen Masse“ (Riesmann et al. 1958), kehrt dessen Vorstellung jedoch um (Sennett 2008: 25): „Riesman stellte der »innen-geleiteten« Gesellschaft, in der die Menschen handeln und Verpflichtungen eingehen, indem sie auf innere Strebungen und auf Gefühlsregungen zurückgreifen, eine »außen-geleitete« Gesellschaft gegenüber, in der dieses Regungen und Verpflichtungen davon abhängen, wie die Menschen die Ansichten der anderen einschätzen“. Während Riesman davon ausgeht, dass sich die westlichen Gesellschaften immer stärker von außen leiten lassen, betont Sennett gerade das Gegenteil und geht davon aus, dass die Relevanz von Gefühlen in Bezug

²⁷ Die Erstausgabe dieses Werkes von Richard Sennett stammt bereits aus dem Jahr 1986.

auf Handlungsentscheidungen immer stärker zunehmen: „auf der Basis von Gefühlsregungen betreiben die Menschen öffentliche Angelegenheiten, mit denen angemessen nur auf der Grundlage von nichtpersonalen Bedeutungen umgegangen werden kann“ (ebd.).

Sennetts Untersuchungen des Verfalls des öffentlichen Lebens basieren nun auf der Entwicklung einer „Theorie des öffentlichen Ausdrucks“, die sich vor allem auf die Analyse des Wandels öffentlichen Verhaltens ausdrückt, auch dargestellt in Form von Sprache und Kleidung (Sennett 2008: 26). Auf diese Weise beschreibt Sennett den Verfall des öffentlichen Lebens als einen „historischen“ Prozess. Untersuchungsschwerpunkt bilden die Städte London und Paris und deren öffentlichen Lebens zu verschiedenen historischen Zeitpunkten. Angefangen im Ancien Régime, dem Jahrzehnt nach 1750, beschreibt Sennett darauf folgend die vierziger und neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts: „In den vierziger und frühen fünfziger Jahren wurden die Auswirkungen des Industriekapitalismus auf das visuelle und verbale Auftreten in der Öffentlichkeit deutlich; in den neunziger Jahren kam es zu einer offenen Revolte in Sprache und Kleidung gegen die Formen des öffentlichen Lebens der vierziger Jahre“ (ebd.: 91).

Der historische „Verfall“ der öffentlichen Sphäre zugunsten der privaten Sphäre, der Sphäre der Intimität versteht Sennett in Analogie zur Schauspielerei dabei als einen Wandel von „Rollen“. „»Rolle« wird im allgemeinen definiert als ein Verhalten, das in bestimmten Situationen angemessen ist, in anderen dagegen nicht“ (Sennett 2008: 74). Im Hinblick auf die „öffentliche Rollen“ vergleicht Sennett die Straße mit einer Theaterbühne und erkennt zunächst deutliche Parallelen: „In beiden Bereichen findet Ausdruck in einer weitgehend von Fremden bestimmten Umgebung statt“ (ebd.: 82). Beobachten lässt sich diese Parallelität nach Sennett vor allem in der Großstadt. „Die Stadt ist eine Siedlungsform, die die Begegnung einander fremder Menschen wahrscheinlich macht. Diese Definition gilt für Ansiedlungen, die eine große, heterogene Bevölkerung aufweisen: diese muß ziemlich gedrängt leben; die Interaktionen innerhalb dieser dichten, vielfältigen Masse erfolgen über marktförmige Austauschbeziehungen“ (ebd.: 85).

Öffentlichkeit im Ancien Régime

Den Anfangspunkt nehmen Sennetts Analysen im Zeitalter des Ancien Régime, jene Periode des 18. Jahrhunderts, „in der eine Handels- und Verwaltungsdemokratie heranwuchs, während gleichzeitig Feudalprivilegien noch Geltung besaßen“ (Sennett 2008: 97). Dieser Zeitraum, das haben die vorangegangenen Ausführungen gezeigt und das betont auch Sennett deutlich, stellt nicht den Anfangspunkt urbanen öffentlichen Lebens dar. Vielmehr setzen in dieser Epoche ein zentraler und tiefgreifender gesellschaftlicher Wandel ein, der einen deutlichen Einfluss auf das öffentliche Leben nimmt und diesem eine spezifische Bedeutung zukommen lässt. Dieses „neue“ öffentliche Leben „in dessen Zentrum ein aufsteigendes Bürgertum und eine im Niedergang befindliche Aristokratie standen“ (ebd.: 99), war auch geprägt durch ein starkes Bevölkerungswachstum, vor allem durch die Zuwanderung von Fremden in die Städte. Die Vorstellung der „Stadt als Ansammlung von Fremden“ (ebd.: 100) impliziert zwei Vorstellungen von Fremdheit: zum einen durch die Fremden anderer Ethnien zum anderen entstand Fremdheit aber auch durch das Entstehen einer neuen Klasse, der des Bürgertums (ebd.: 99f).

Sennett beschreibt das Beispiel der veränderten Öffentlichkeit und Nutzbarkeit von Plätzen zum Beispiel anhand der Stadt Paris: „Die Pariser Plätze des Mittelalters und der Renaissance waren freie Zonen, im Gegensatz zur kontrollierten Zone des Hauses. Die monumen-

talen Plätze des frühen 18. Jahrhunderts, die der Bevölkerungsballung in der Stadt eine neue Struktur gaben, veränderten auch die Funktion der Menge selbst, denn sie verwandelten die Möglichkeiten, die sich den Menschen boten, um zusammenzukommen. Das Zusammenkommen wurde selbst zu einer speziellen Aktivität, für die drei Orte vorgesehen waren: das Café, der öffentliche Park und das Theater“ (Sennett 2008: 110). Öffentliche Plätze und Anlagen sollten die Funktion erfüllen die Bevölkerung der Stadt zu strukturieren (ebd.). Dies hatte jedoch Auswirkung auf deren Nutzungsmöglichkeiten, denn Verweilen war nicht vorgesehen. „Die großen *places* sollten nicht sämtliche Aktivitäten der umliegenden Straßen konzentrieren; die Straße sollte nicht Durchgang zum Platz sein. Statt ein Brennpunkt, wie die Architektur von Versailles Brennpunkt war, sollte der Platz ein Denkmal in sich sein, auf dem nur ganz bestimmte Aktivitäten, der Durchgangsverkehr und der Transport, stattfanden. Vor allem waren diese Plätze nicht im Gedanken an eine verweilende, sich versammelnde Masse geplant“ (ebd.: 109).

Veränderungen in den hierarchischen Strukturen der Gesellschaft, vor allem durch die Entstehung des Bürgertums führten nach Sennett zudem zu einer Unsicherheit des Umgangs mit Fremden: Wirtschaftsaufschwung und eine massive Zunahme des Handels ließen neue Ökonomien entstehen, zum Beispiel den Finanzsektor, in dem häufig junge, gebildete und vor allem zugewanderte „Fremde“ beschäftigt werden, die weder in einen Familienzusammenhang noch in einen Zusammenhang traditioneller Stadtstrukturen eingeordnet werden können (Sennett 2008: 113ff.). Ihr Auftreten in der Öffentlichkeit erforderte den Erwerb neuer Regeln und Umgangsformen. „In einer menschenreichen Umgebung, zu der fortwährend neue Fremde hinzustießen, wurden Begrüßungsformen, die der Person und ihren bekannten Vorzügen schmeichelten, immer schwieriger. Im allgemeinen bildete sich nun ein Repertoire formelhafter Begrüßungen heraus, die umso akzeptabler waren, je unspezifischer und eigenständiger als Redewendungen sie waren.“ (ebd.: 123). Die private Sphäre wurde aus den Begegnungen heraus gehalten. Aus dem zugenommenen Vorhandensein von Fremdheit entsteht nach Sennett ein so genanntes „Publikumsproblem“ das nur mit dem Mittel von „Glaubhaftigkeitskodes“ gelöst werden kann. „Das Publikumsproblem ergab sich aus der Unordnung der materiellen Verhältnisse; die Glaubhaftigkeitskodes errichteten hierüber eine emotionale Ordnung – eine Ordnung, die auf jene Unordnung reagierte, diese aber zugleich transzendierte“ (ebd.: 127). An dieser Stelle taucht die von Sennett immer wieder erwähnte Parallelität zwischen Theater und Straße auf. Ausdrucksmittel waren in beiden Bereichen die äußerliche Erscheinung, vor allem in Form der Kleidung und die Sprache. Kleider dienten zur Darstellung des gesellschaftlichen Status und wirkten so als Orientierungsmerkmal, Fremde konnten einander einordnen (ebd.: 133). Zudem gab es deutliche Unterschiede zwischen privater und öffentlicher Kleidung.

Ähnlich wie bei der Kleidung herrschten auch spezifische Gepflogenheiten hinsichtlich der Konversation zwischen einander fremden Menschen. Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die Sprache als bewusst gegebenes Zeichen und nicht als Symbol betrachtet (Sennett 2008: 142ff), sie beherrschte sowohl die Bühne als auch die Straße. Am Beispiel der damaligen Kaffeehäuser erläutert Sennett eine spezifische Funktion, nämlich die des Informationsaustausches (ebd.: 154f.) unter spezifischen Verhaltensbedingungen. „Um den Fluß der Informationen so offen wie möglich zu halten, wurden alle Rangunterschiede zeitweilig außer Kraft gesetzt“ (ebd.: 155). Es etablierte sich eine „öffentliche Sprache“, die Persönliches ausklammerte. Eine weiterer von Sennett beschriebener Raum der Öffentlichkeit, in der die Sprache jedoch in anderer Form benutzt wird, sind Promenaden und Parks. Der Spaziergang galt als eine gesellschaftliche Aktivität (ebd.: 160). „Der Gang in den Park wurde nun auf seine Weise zum Mittel, jene Geselligkeit zwischen den Klassen zu bewahren, die einst

das Kaffeehaus geboten hatte. Die Sprachformen jedoch hatten sich unterdessen gewandelt.“ (ebd.: 162). Begegnungen im Park waren spontan und flüchtig (ebd.). Die Geselligkeit im Park ist eine andere Qualität als in Kaffeehäusern, so Sennett: „Man setzte sich nicht zu stundenlangem Geplauder hin; man absolvierte seinen Spaziergang und konnte an allem und jedermann vorübergehen“ (ebd.: 162f.).

Kleidung und Sprache erfüllen somit spezifische Ordnungsfunktionen. Sennett beschreibt den „Körper als Kleiderpuppe“ und die „Sprache als Zeichen“ (Sennett 2008: 165): „Das visuelle Prinzip führte zur willkürlichen Kennzeichnung des Körpers nach dem Rang der jeweiligen Person; das verbale Prinzip dagegen führte zur willkürlichen Aufhebung solcher Rangunterschiede. Beiden Prinzipien war jedoch die Zurückweisung des Symbols gemeinsam – der Vorstellung, daß hinter der Konvention eine innere, verborgene Wirklichkeit liege, auf die die Konvention nur verweist und der die »eigentliche« Bedeutung zukommt“ (ebd.: 165f.). So entstand durch diese Zeichen eine Ordnung in der Öffentlichkeit, die gewissermaßen eine Sicherheit im Umgang mit Fremden gewährleistete, denn zum einen konnte man sie einer gesellschaftlichen Gruppe zuordnen und zum anderen ermöglichte die „öffentliche Sprache“ einen Umgang mit ihnen.

Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert hat sich die wirtschaftliche Lage der Stadt, in Form materieller Gegebenheiten, die sich auf öffentliches Leben auswirken, stark verändert. Zentral ist bei Sennett in diesem Zusammenhang der Begriff der neu entstanden „Warenöffentlichkeiten“ (Sennett 2008: 254ff). Das weiterhin starke Bevölkerungswachstum, vor allem durch Zuwanderung, löste eine Ausweitung des Einzelhandels aus. Zentrales Merkmal war dabei in den großen Städten die Entstehung des Warenhauses: „In diesem neuen Institut des Einzelhandels traten die Probleme des öffentlichen Lebens im 19. Jahrhundert beispielhaft zutage – ein Paradigma für die Veränderungen, die sich innerhalb der öffentlichen Sphäre ereignen sollten“ (ebd.: 236). Was aber machte das Problem aus, das diese Warenhäuser für das öffentliche Leben darstellten? Sennett identifiziert dazu verschiedene Aspekte. Zunächst veränderte sich die Art und Weise von Konsum und Handeln. Festpreise ersetzten im Warenhaus das Feilschen auf dem Markt, das Sennett als „Alltagstheater“ (ebd.: 255) beschreibt. Die gestiegene Nachfrage durch die gestiegenen Bevölkerungszahlen ließen auch den Konsum steigen. Mit der beginnenden Massenfertigung setzte darüber hinaus eine „Standardisierung von Waren“ (ebd.: 258) aber auch eine gestiegene Warenvielfalt ein.

Diese Entwicklung bildet nach Sennett gleichsam ein Abbild für den Wandel der öffentlichen Sphäre. Die in den Warenhäusern der „Öffentlichkeit“ herrschenden Festpreise stehen den in der Privatheit des Großhandels offene Preise, die ausgehandelt wurden gegenüber. „Gesellschaftlich ist eine Großhandelstransaktion also durch eine neue Form von Privatheit geprägt – in dieser privaten Sphäre können die Menschen jene Rollen und Interaktionsmuster aufgreifen, die hundert Jahre vorher für den öffentlichen Handel kennzeichnend waren“ (ebd.: 265).

Auch die Wahrnehmung und Bedeutung von Waren veränderten sich, sie dienten nicht mehr alleine einem rein praktischen Nutzen sondern waren mit emotionalen Empfindungen verknüpft: „Indem man den Käufer dazu brachte, Gegenstände über ihre Brauchbarkeit hinaus mit persönlichen Bedeutungen zu besetzen, entwickelte sich ein neuer Glaubhaftigkeitskode, der den Warenhaushandel profitabel machte. Dieser neue Glaubhaftigkeitskode im Bereich des Handels war ein Anzeichen für eine umfassendere Wandlung in der Art, wie die Men-

schen Öffentlichkeit erlebten – die Besetzung mit individuellen Empfindungen und die passive Beachtung gingen eine Verbindung miteinander ein; sich draußen in der Öffentlichkeit zu bewegen war zugleich ein persönliche und eine passive Erfahrung“ (Sennett 2008: 260). Sennett nimmt in diesem Zusammenhang auf den von Karl Marx geprägten Begriff des „Warenfetischismus“ Bezug (ebd.). Waren werden mystifiziert, sie bildeten den „scheinhaften Ausdruck der Persönlichkeit des Käufers“ (ebd.: 262).

Der Begriff der Persönlichkeit bildet das zentrale Moment, durch den der Wandel in dieser Epoche geprägt ist. Im 19. Jahrhundert findet sie Einzug in die öffentliche Sphäre, was Sennett mit einer „neuen säkularen Weltsicht“ (Sennett 2008: 268) begründet. „In ihr trat an die Stelle der Ordnung der Natur die Einordnung der natürlichen Erscheinungen“ (ebd.). Die Bedeutung der eigenen Persönlichkeit des Menschen nahm an Gewicht zu, sie unterschied sich im Hinblick auf Wahrnehmung, Verhalten und Empfindung. Diese eigene Persönlichkeit offenbart sich nicht nur über das Verhalten, sondern auch über die äußere Erscheinung. Sennett nimmt in seinen Ausführungen Bezug auf Balzac, der die zeitgenössische Stadt beschreibt und gesellschaftliches, großstädtisches Leben portraitiert (ebd.: 275): „In Balzacs Schriften nimmt die Personalisierung der Gesellschaft eine zentrale Stellung ein. Die gesellschaftlichen Beziehungen sind in die Details der individuellen Erscheinung eingebettet; die wahrgenommene Unbeständigkeit der Persönlichkeit entspricht der schweifenden Passivität der Wahrnehmenden. Der Einzelhandel zeigt, wie sich aus der allgegenwärtigen Personalisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse Profit schlagen lässt“ (ebd.: 286) Zentrales Moment bei Balzac ist nach Sennett die „Beobachtung“.

Die Homogenisierung des Kleidungsstils, vor allem im Hinblick auf die vorangegangene Epoche, wird vor allem durch die maschinelle Produktion ermöglicht. Ihre Verbreitung finden Modetrends in Zeitschriften. Sennett beschreibt eine Angleichung an die Menge durch Kleidung: „Je einförmiger die Körperbilder wurden, desto ernster wurden sie von den Menschen als Hinweis auf die Persönlichkeit genommen“ (Sennett 2008: 292). So wurden durch Äußerlichkeiten Rückschlüsse auf die Persönlichkeit gezogen. Eine Rückschluss auf die gesellschaftliche Position wie im Ancien Régime war kaum noch möglich. „Die öffentliche Welt des Ancien Régime war trotz ihrer unpersönlichen Komplexität stabiler als die des 19. Jahrhunderts. Gerade der Sinn für das Künstliche, gerade die Beachtung von Konventionen brachten Klarheit und sogar förmliche Strenge in die öffentliche Sphäre“ (ebd.: 323).

Identität und Persönlichkeit lösen den Menschen im 19. Jahrhundert als Schauspieler ab. Nach Sennett (2008: 346ff.) kann der „public man“ zweierlei sein: Akteur oder Zuschauer. Dominant war die Rolle des Zuschauers. „Beobachtung und »Sich-Gedanken-Machen« treten an die Stelle des Diskurses“ (ebd.: 376). In diesem Zusammenhang beschreibt auch Sennett, in Anlehnung an Baudelaire die Rolle des „Flaneurs“ (vgl. Kapitel 5.3). Eine zentrale Funktion hinsichtlich des Verhaltens in der Öffentlichkeit bildete nun das Schweigen: „Das Schweigen führte zu einer Verschränkung von öffentlicher und privater Vorstellungswelt. Das Schweigen ermöglichte es für andere sichtbar und zugleich isoliert zu sein“ (ebd.: 383). Mit dem Schweigen veränderte sich auch die öffentliche Kultur und deren Ordnung.

Die intime Gesellschaft

Die Fokussierung auf die Persönlichkeit ist zentral für die Entstehung der intimen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts (Sennett 2008: 386f.) und manifestiert sich in der zunehmenden Beschäftigung mit dem Selbst, der Gefühlsorientierung und die herausragende Rolle der Intimität. „Heute dominiert die Anschauung Nähe sei ein moralischer Wert an sich. Es domi-

niert das Bestreben, die Individualität im Erlebnis menschlicher Wärme und in der Nähe zu anderen zu entfalten. Es dominiert ein Mythos, demzufolge sich sämtliche Mißstände der Gesellschaft auf deren Anonymität, Entfremdung, Kälte zurückführen lassen. Aus diesen drei Momenten erwächst eine Ideologie der Intimität: Soziale Beziehungen jeder Art sind um so realer, glaubhafter und authentischer, je näher sie den inneren, psychischen Bedürfnissen der Einzelnen kommen“ (ebd.: 453). Diese intime Gesellschaft (ebd.: 453ff) ist nach Sennett nun gekennzeichnet durch ein „Ende der öffentlichen Kultur“. „Der Intimitätskult wird in dem Maße gefördert, wie die öffentliche Sphäre aufgegeben wird und leer zurückbleibt. In einer ganz unmittelbaren, physischen Weise weckt die Umwelt in den Menschen den Gedanken, daß die öffentliche Sphäre bedeutungslos sei“ (ebd.: 38).

Die Gesellschaft ist nach Sennett nun vor allem durch zwei Elemente geprägt: den „Narzißmus“ und die „destruktive Gemeinschaft“ (Sennett 2008: 387). Dieser Narzißmus und die nach außen getragene Persönlichkeit und Empfindungen haben, nach Sennett Auswirkungen auf die Zivilisiertheit der Gesellschaft. „Zivilisiertheit bedeutet, mit den anderen so umzugehen, als seien sie Fremde, und über diese Distanz hinweg eine gesellschaftliche Beziehung aufzunehmen. Die Stadt ist eine Siedlungsform, die das Zusammentreffen einander fremder Menschen wahrscheinlich macht. Die öffentliche Geographie der Stadt ist die institutionalisierte Zivilisiertheit“ (ebd.: 462f.). Zivilisiertheit bedeutet damit auch die eigene Persönlichkeit zurückzunehmen und nicht zu viel von sich selbst und der eigenen Gefühlslage preis zu geben. Demnach ist die intime Gesellschaft von Unzivilisiertheit geprägt.

Ein weiteres Problem sieht Sennett in der Zentrierung großstädtischen Lebens in „lokalen Territorien“ (2008: 511ff.). Eine Auseinandersetzung mit Fremdem und Neuem kann in diesen hochgradig vertrauten Umgebungen nicht stattfinden. Das unbekannte Terrain ist jedoch wichtiger Erfahrungsraum, ihm „kommt im Leben des einzelnen eine positive Funktion zu, denn es lehrt ihn, Wagnisse einzugehen“ (ebd.: 513). Die zunehmende Intimität, den Rückzug in klar abgegrenzte, bekannte, vertraute Territorien sieht Sennett demnach problematisch: „Außerdem verlieren die Menschen innerhalb der Gemeinschaft häufig den Wunsch, sich jenen Anstößen auszusetzen, die ihnen in unvertrautem Terrain begegnen. Solche Anstöße sind aber unerlässlich, wenn der einzelne eine Vorstellung von der Vorläufigkeit seiner Anschauungen, die eine Grundvoraussetzung aller Zivilisiertheit ist, entwickeln soll“ (ebd.: 514).

Diese von Sennett beschriebene Homogenisierung und der neu entstehende Lokalismus gehen einher mit einer zunehmenden Monofunktionalität städtischer Räume, was wiederum deren Qualität zerstört. Damit verändert sich auch die Bedeutung, die der „Gemeinschaft“ zukommt. „Denn mit der Atomisierung der Stadt, die es etwa für Väter und Mütter schwierig macht, bei der Arbeit das Spiel ihrer Kinder zu beaufsichtigen, nimmt das Verlangen nach Kontakt mit anderen Menschen zu“ (Sennett 2008: 517).

Die Entwicklungen, von Sennett als „Tyrannei der Intimität“ bezeichnet, sind in einem langen Prozess entstanden. Die Orientierung auf die persönliche Sphäre, auf eine eng gesteckte Lokalität lässt die öffentliche Sphäre, die in ihrem Ursprung von nichtpersonalen Bedeutungen und Handlungen geprägt war, zerfallen. „Das Absterben des öffentlichen Raumes ist eine Ursache dafür, daß die Menschen im Bereich der Intimität suchen, was ihnen in der »Fremde« der Öffentlichkeit versagt bleibt. Isolation inmitten öffentlicher Sichtbarkeit und die Überbetonung psychischer Transaktionen ergänzen einander“ (Sennett 2008: 42f).

Sennett beschreibt zudem einen zunehmenden Widerspruch zwischen Form und Funktion öffentlicher Räume, vor allem ausgelöst durch das städtebauliche Ideal der Sichtbarkeit (Sennett 2008: 38). Durch Glasfassaden und eine „durchsichtige“ Bauweise“ verwischen die

Grenzen zwischen Innen und Außen und erzeugen nach Sennett ein „Paradoxon der Isolation inmitten von Sichtbarkeit (ebd.: 39). Eine weitere Tendenz die Sennett vor allem am Beispiel künstlich geschaffener Promenaden zwischen Häuserblocks beschreibt, ist die Zunahme eines bloßen Durchquerens von Raum ohne ihn tatsächlich zu nutzen (ebd.: 39f). Abgeschirmt und eingefasst wird eine zufällige Nutzung ausgeschlossen (ebd.: 40). Durch die bauliche Gestaltung vermittelt der Raum gleichsam Botschaften, die auch seine Nutzbarkeit betreffen. Am Beispiel des Londoner Brunswick Center beschreibt Sennett: „Die visuelle Botschaft der fein gegliederten Glaswände besagt, daß es bei einem Wohnhaus keinen Unterschied zwischen drinnen und draußen gibt; die soziale Botschaft der Promenade, der Anlage des ganzen Komplexes und der Rampe dagegen lautet, daß das »Innen« des Brunswick Center durch eine mächtige Barriere von »Außen« geschieden ist“ (ebd.: 40).

Raum auf seine Funktion als Bewegungsraum zu reduzieren, der lediglich durchquert wird ist nicht nur auf die Gestaltung von Raum zu beziehen, sondern auch mit der Art der Fortbewegung in Beziehung zu setzen. Eine herausragende Funktion nimmt heute das Auto als Fortbewegungsmittel ein (vgl. Kapitel 6.2) und garantiert dem Individuum Bewegungsfreiheit (Sennett 2008: 40f). Bewegung wird so mit einer gezielten Fortbewegung gleichgesetzt. Ein Verweilen ist nicht eingeplant.

Aber, so führt Sennett schließlich an: „Die Wiederentdeckung der Stadt, die Befreiung aus dem Lokalismus, der im 19. Jahrhundert erstmals Gestalt annahm und heute zu einem allgemeinen Glaubensgrundsatz geworden ist, würden die Wiederentdeckung der Grundlagen politischen Verhaltens mit sich bringen. In dem Maße, wie die Menschen lernen können, ihre Interessen in der Gesellschaft entschlossen und offensiv zu verfolgen, lernen sie auch, öffentlich zu handeln. Die Stadt sollte eine Schule solchen Handelns sein, das Forum, auf dem es sinnvoll wird, anderen Menschen zu begegnen, ohne daß gleich der zwanghafte Wunsch hinzutrete, sie als Person kennenzulernen“ (Sennett 2008: 589).

Die Ausführungen Sennetts machen vor allem zweierlei deutlich: zum einen sieht er die Entwicklung der öffentlichen Sphäre in erster Linie unter dem Gesichtspunkt eines „Verfalls und Ende des öffentlichen Lebens“. Zum anderen, und das ist unbestritten ein wichtiger Aspekt hinsichtlich der Untersuchung öffentlicher Räume: Sennett betont den historischen Produktions- und Entwicklungsprozess des Raumes, der in hohem Maße von gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt ist. Öffentlicher Raum unterliegt als sozial produzierter Raum einem stetigen Wandel. Diesen Wandel gibt es seit jeher. Im Folgenden werden verschiedenen aktuelle Tendenzen erläutert, die zum einen die Nutzbarkeit und Zugänglichkeit öffentlicher Räume verändert haben zum anderen aber auch neue Räume hervorbrachten.

Der von Sennett dargestellte Wandel von einer „öffentlichen“ hin zu einer „intimen Gesellschaft“, in der die Persönlichkeit des einzelnen in den Vordergrund rückt ist nicht nur ein Grundstein der Individualisierung (vgl. Kapitel 6.3.4), sondern zeigt sich auch in einem in gewissem Sinne privatisierten Sozialcharakter öffentlicher Räume. Verhaltensweisen, die einst der privaten Sphäre zugeordnet waren, werden zunehmend in den öffentlichen Raum getragen, wie zum Beispiel das Essen (Alzheimer 1997), Telefonieren (Höflich 2010), öffentliche Streitgespräche oder der Austausch von Intimitäten.

6.2 Die Transformation der „modernen Großstadt“

Die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit hat sich, wie bereits dargestellt, in einem historischen Prozess der Entstehung der „modernen Großstadt“ entwickelt und verändert. Ver-

schiedene Aspekte und Tendenzen der Stadtentwicklung spielen dabei eine Rolle (Bahrtdt 2006: 132ff): dazu zählen Veränderungen der Sozial- und Erwerbsstruktur, die Entstehung neuer institutionalisierter Gebilde, die Verschiebung von Themen aus der kommunalen Öffentlichkeit in die nationale Öffentlichkeit und die Technisierung des Lebens (ebd.). Um den Wandel nachzuvollziehen werden im Folgenden zunächst einige veränderte Rahmenbedingungen in Anlehnung an die Theorie Bahrtdts skizziert.

Veränderung von Arbeit und Freizeit

Die Veränderungen der Strukturen der Erwerbsarbeit vom Mittelalter über die alte Bürgerstadt bis hin zur industriellen Großstadt gehen einher mit der Trennung von Arbeit und Freizeit und damit auch mit der Trennung von Arbeit und Wohnen²⁸. Diese Trennung vollzieht sich so zum einen zeitlich, zum anderen auch räumlich. Die Mehrzahl der Arbeitsplätze befindet sich nicht (mehr) in der Öffentlichkeit, sondern in Großbetrieben. Kontakt mit der Öffentlichkeit besteht für den Arbeitnehmer maximal auf dem Weg zu seinem Arbeitsplatz, darüber hinaus steht ihm dafür lediglich die Freizeit zur Verfügung. Das Wohnen vollzieht sich räumlich getrennt vom Arbeitsplatz, oftmals in eigens dafür konzipierten Mietshäusern. Die private Sphäre der Wohnung ist der Nutzung in der Freizeit vorbehalten (obgleich in ihr auch produktive Tätigkeiten vollzogen werden). Die zunehmende Funktionentrennung führt gleichzeitig zu einer sozialen Entmischung, die Momente der Unvorhersehbarkeit und Überraschung minimiert und so die Begegnung und Entstehung von Vielfalt in öffentlichen Räumen verhindert. Die Trennung von Arbeit und Freizeit ist erst Voraussetzung für eine völlige „Abschließung der Privatsphäre“ (Bahrtdt 2006: 137).

Das Streben nach einer Privatsphäre kann nach Bahrtdt jedoch auch mit deren Ideologisierung und einem Rückzug in die Familie in Verbindung stehen (Bahrtdt 2006: 140). Den totalen Rückzug in die Privatsphäre sieht Bahrtdt jedoch als eine Gefahr. Er geht davon aus, dass eine Autarkie der Privatsphäre nicht möglich ist und diese vielmehr „Impulse aus dem Bereich der Öffentlichkeit benötigt“ (ebd.: 105). Das Ideal des „Glücks im Winkels“, eines vollständigen Rückzugs in die private Sphäre der Familie bedingt nach Bahrtdt einen „Kulturverlust“ (ebd.) Das Streben nach der Schaffung einer privaten Sphäre in der Freizeit vorherrscht, gilt nach Bahrtdt für alle Schichten (ebd.:142ff.).

Die in der industriellen Großstadt entstandenen Großbetriebe gelten als weder privat noch öffentlich. Auch wenn Bemühungen um eine betriebliche Öffentlichkeit“ (Bahrtdt 2006: 153) zu verzeichnen waren, ist der Betrieb „ein vielfach vermitteltes, hierarchisch abgestuftes System, das für den einzelnen undurchsichtiger ist das Gemeinwesen der Stadt, die sehr viel mehr Menschen auf einem größeren Raum vereinigt“ (ebd.). Zum Teil übernehmen diese Großbetriebe auch sozial- und wohnungspolitische Maßnahmen, die ursprünglich von „öffentlichen“ Institutionen erfüllt wurden (ebd.). Damit entsteht jedoch auch in gewissem Sinne ein Abhängigkeitsverhältnis vom Betrieb, und damit ein Eindringen in die private Sphäre (ebd.: 155).

²⁸ Heutzutage ist mit der Verbreitung des „Home-Office“ in Beschäftigungsbereichen, die eine Büroarbeit voraussetzen, wieder eine Verlagerung der Arbeit in den Bereich der eigenen Wohnung zu beobachten.

Entstehung neuer Bürokratien und Entlokalisierung

„Genau wie die industriellen Großbetriebe vergrößern auch die Großbetriebe des Handels und der Bürokratie jenen dritten Lebensbereich, der weder privat noch öffentlich ist“ (Bahrtdt 2006: 155). Die stark hierarchisch gegliederten Bürokratien haben einen großen Einfluss auf die Stadtentwicklung. „Die Bürokratisierung der städtischen Institutionen führt dazu, daß immer weitere Bereiche praktisch der kommunalen Öffentlichkeit, d.h. dem Eingriff und dem Einblick der Bürger entzogen werden. Das Recht der Mitwirkung ist sowieso auf das Recht der Kontrolle reduziert“ (ebd.: 156). Der Staat ist Machthaber und die öffentliche Hand ein wichtiges Steuerungsinstrument der Stadtentwicklung. Eine öffentliche Kontrolle des Herrschaftsapparats in Form von Transparenz beurteilt Bahrtdt dabei kritisch: „Die private Verfügungsgewalt über Produktionsmittel, Boden und Gebäude legitimiert auch dazu, die vorbereitenden Phasen ökonomischer Entscheidungsprozesse dem Scheinwerferkegel des öffentlichen Bewußtseins zu entziehen, auch dann, wenn die Entscheidung, die für die Allgemeinheit von großem Interesse ist, zuletzt doch der Öffentlichkeit zur Kenntnis gegeben wird“ (ebd.: 43). Auf der anderen Seite besteht für die Behörden auch der Einblick in privatwirtschaftliche Vorgänge. Zum Teil wird aber auch eine nicht-öffentliche Planung betrieben um Interessen nicht zu gefährden, denn die Macht auf Seiten des Privateigentums beeinflusst Entscheidungsprozesse. Vergleichbar formuliert auch Lefebvre: „Der Urbanismus befindet sich in einer Zwickmühle zwischen Privatinteressen und politischen Interessen, zwischen denen, die im Namen des »Privaten« und denen, die im Namen übergeordneter Instanzen oder Behörden entscheiden“ (Lefebvre 1972: 168).

Bahrtdt betont jedoch andererseits ausdrücklich die Notwendigkeit von Bürokratien für funktionsfähige Städte (Bahrtdt 2006: 156) vor allem auch hinsichtlich ihrer zunehmenden überlokalen Entwicklung. Die Thematisierung von Öffentlichkeit hat sich von der Ebene der Stadt auf die überlokale Ebene des Staates verschoben. Diese Entwicklung sieht Bahrtdt als folgerichtig, da „der soziale Raum der Stadt an »öffentlichem« Interesse verlieren mußte, je mehr die politischen wie auch die wirtschaftlichen Verhältnisse weiträumiger wurden“ (ebd.: 148). Aufstrebende Schichten, allen voran das Bildungsbürgertum und neue Unternehmerschichten, zielen darauf hin, ihre Interessen über die Grenzen der Städte hinaus durchzusetzen. „Im Ganzen müssen wir also feststellen, daß die soziale Umschichtung in den Städten trotz der Vergrößerung der Städte selbst, trotz zunehmender Verstädterung der ganzen Gesellschaft zu einer Schwächung der einzelnen Stadt als ein Kristallisationszentrum für politische Öffentlichkeit geführt hat“ (ebd.: 152). Die These eines Verfalls der Öffentlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft, vor allem vertreten von Habermas, „bzw. ihre Verwandlung in eine Pseudoöffentlichkeit eines nicht mehr »raisonierenden«, sondern »konsumierenden« Publikums“ (Bahrtdt 1968: 181) erscheint Bahrtdt jedoch zu pessimistisch. Dennoch betont er, dass das Leben in Städten zunehmend überlokal ausgerichtet ist und nimmt eine „Entlokalisierung der City“ an. „Viel Formen öffentlichen Lebens sind aber gar nicht mehr auf die Lokalität einer City angewiesen. Einkaufszentren, die auch vielfältigstem und anspruchsvollstem Bedarf gerecht werden, können sich mitten in der Landschaft an Schnellstraßen – Kreuzungen entwickeln“ (ebd.: 182). Auch das Fernsehen stellt nach Bahrtdt ein Medium dar, dass eine „Quasi Öffentlichkeit“ produziert. Zu berücksichtigen ist bei diesen Überlegungen jedoch, dass auch frühe Städte überlokal organisiert waren. Handwerker, Künstler, Gelehrte aber auch der Adel waren zum Teil hoch mobil und nicht an eine einzige Stadt gebunden. Moderne Kommunikations- und Verkehrstechnologien erleichtern die Überlokalität heute jedoch noch zusätzlich, aber: „Die Vielfalt und Anschaulichkeit eines öffentlichen Lebens, das sich durch physische Anwesenheit an einem leicht erreichbaren Stadtzentrum entwickeln kann,

ist durch Fernsehen, Radio, Telefon mit Durchwählbetrieb und überregionaler Presse nicht zu ersetzen“ (ebd.: 185) (vgl. Kapitel 6.3.3).

Privatisierung bei gleichzeitiger Auflösung der Privatsphäre

Eine weitere, von Bahrtdt betonte, Tendenz des Wandels ist die wachsende privatwirtschaftliche Macht. Die Zunahme von Boden und Gebäuden, die sich in Privateigentum befinden, wirkt sich unmittelbar auf die Verfügungs- und Gestaltungsmacht von diesen aus. An dieser Stelle wird insbesondere die juristische Dimension öffentlicher Räume angesprochen, denn Privateigentum unterliegt dem privaten Nutzungsrecht des Eigentümers. Bahrtdt identifiziert an dieser Stelle den schwierigen Zusammenhang zwischen Kapitalismus und der städtischen Öffentlichkeit, der auch zu Problemen der Grenzen zwischen privater und öffentlicher Sphäre führt (Bahrtdt 2006: 36f.; 1968: 21ff., 90ff.). „Typisch für den Kapitalismus ist nun, daß die Akkumulation von Produktionsmitteln, Boden und Häusern für eine Minderheit den Bereich der privaten Verfügungsgewalt stark erweitert, und zwar weit über den Bereich hinaus, den der Privatmann zum Feld einer eigenen, positiv strukturierten Privatsphäre machen kann und in der Regel machen will. [...] Die Ausdehnung des privaten Verfügungsbereichs des einen hat nur partiellen Inhalt, sie ist abstrakter Natur; sie ist nur eine Ausdehnung der Machtsphäre, nicht der eigenen Privatsphäre im soziologischen und kulturellen Sinn. Die Ausdehnung der Machtsphäre verursacht aber eine Verkleinerung der konkreten Privatsphäre anderer Menschen: Ihr Erwerbsbereich wird entprivatisiert“ (Bahrtdt 2006: 39f.). Auf diese Weise manifestieren sich Macht- und Ordnungsstrukturen, die nicht in einem öffentlichen Interesse, sondern im privaten Interesse des Eigentümers stehen. Diese Entwicklung wirkt sich unmittelbar auf die Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten aus. „Unter bestimmten Entwicklungsbedingungen führt das Institut des »Privateigentums« zur partiellen Entprivatisierung des Lebens vieler und schafft im städtischen Raum Zonen, die – soziologisch gesehen – weder privat noch öffentlich sind“ (ebd.: 40).

Neben der zunehmenden Privatisierung „öffentlicher“ Räume weist Bahrtdt jedoch auch auf eine gegenläufige Entwicklung hin, die ebenfalls zu einem Zerreiben der Polarität zwischen den beiden Sphären führt: „Die Zerstörung der Privatsphäre durch totale Öffentlichkeit gefährdet jene Distanz, die gerade konstitutiv für die Öffentlichkeit selbst ist. Es kann dann dazu kommen, daß das Individuum sich selbst aufgibt und distanzlos im Kollektiv aufgeht“ (Bahrtdt 2006: 103). Dieses Phänomen kann nach Bahrtdt als „Vermassung“ bezeichnet werden. (ebd.), mit der die Individualität des Einzelnen aufgelöst wird (ebd.). Eine Angepasstheit an die Masse, das Verschwinden von Individualität lässt auch das, was idealtypisch unter Öffentlichkeit verstanden wird verschwinden. „Die Bereitschaft, an Massenreaktionen teilzunehmen [wird, Anmerkung U.N.] umso größer, je mehr infolge des Fehlens einer Privatsphäre auch jener soziale Raum wegfällt, in dem Distanz zur sozialen Umwelt und Selbstkontrolle auf der Basis individueller Identität eingeübt wird“ (ebd.: 104). In Bezug auf urbane Verhaltensweisen konkretisiert Bahrtdt später: „Darstellende Verhaltensweisen“ besitzen oftmals einen „demonstrativen Charakter“ (ebd.: 164). Die Mode wird zu einer „sozialen Pflicht“ (ebd.: 164).

Derartige Massenreaktionen sind von dem zu unterscheiden, was Riesmann (1958) als „außengeleitetes Verhalten“ bezeichnet. „Der außengeleitete Mensch geht in der Regel gerade nicht distanzlos in einem Kollektiv unter, sondern empfindet seine trotz aller Bemühungen immer noch mangelhafte Angepaßtheit als sehr schmerzhaft. Sehr bewußt, z.T. sehr raffiniert planend, strebt er perfekte Angleichung an die soziale Außenwelt an. Eine Privatsphäre mit kultureller Eigenständigkeit zu schaffen, liegt ihm fern. Der Konsumdruck wird von ihm

als Pflicht verinnerlicht. Das distanzlose Aufgehen in der Masse mag er, falls es ihm vorübergehend gelingt, als »befreiend« erleben, aber solche Erlebnisse sind Ausnahmen“ (Bahrdr 2006: 104). Unter dieser Anpasstheit und Konsumorientierung, droht nach Bahrdr die Autonomie der Privatsphäre zu zerbrechen (ebd.: 105).

Technisierung des Alltags

„Wir entdecken überall, daß Bauten, Straßen und Plätze einen Funktionswandel erfahren haben, dem sie in ihrem statischen Charakter nicht gerecht werden können“ (Bahrdr 2006: 159). Dieser Funktionswandel ist nicht allein durch ökonomische Entwicklungen bedingt, sondern zu großen Teilen auch durch die Technisierung des Alltagslebens, allen voran im Bereich des motorisierten Verkehrs, der einen massiven Einfluss auf den Wandel öffentlicher Räume besitzt. Eine Durchgangsfunktion besaßen öffentliche Räume schon immer. Was sich verändert ist die Intensität des Verkehrs, der immer mehr Raum einnimmt. Der Funktionswandel von Straßen und Plätzen durch die Umwandlung zu Verkehrsflächen hat Folgen für deren Öffentlichkeitscharakter. Die Möglichkeit der Begegnung, des Schlenderns und Verweilen wurden deutlich eingeschränkt (ebd.: 160). In diesem Zusammenhang weist Bahrdr auch auf die Folgen hin, die diese Entwicklung für Kinder hat, die nicht länger unbeaufsichtigt spielen können (ebd.: 161).

Auch der Lärm, der durch das Verkehrsaufkommen produziert wird, wirkt störend auf den öffentlichen Charakter und die Nutzbarkeit. Der Straßenraum wird auf diese Weise zu einem Raum der lediglich auf dem schnellsten Wege durchquert wird. Um diesem Problem zu begegnen schlägt Bahrdr vor, die City von den Arbeitsplätzen zu befreien, die nicht tatsächlich auch auf sie angewiesen sind (Bahrdr 1968: 178f).

Die schachbrettartigen Straßensysteme der frühen Städte beschreibt Bahrdr als eine Bauform, die ihren Sinn verloren hat: „Während es früher sinnvoll war, daß sich die privaten Wohnbauten repräsentativ der Straße zukehrten, ergibt sich jetzt der groteske Zustand, daß die Wohnräume so nahe an den Straßenlärm gelegt sind wie nur möglich, während die Werkstätten und andere Gewerbebauten im ruhigen Inneren der Baublöcke liegen, wo sie, da auch sie modernisiert und mit Maschinen ausgestattet sind, mehr Lärm erzeugen als früher. Da Letztere auf die unmittelbare Versorgung durch Lastautos und Lieferwagen angewiesen sind, zwingt sich ein Teil des Autoverkehrs mühselig durch schmale Einfahrten in die Höfe, die dadurch den Rest von privater Abgeschlossenheit verlieren“ (Bahrdr 2006: 160).

An dieser Stelle wird das Dilemma deutlich vor dem Städte durch die dynamische Entwicklung ihrer Wirtschafts- und Sozialstruktur stehen, denn die statischen baulichen Gegebenheiten, vor allem der Stadtkerne, können nicht mithalten und spiegeln „die Verhältnisse von gestern“ (Bahrdr 2006: 158). Das Zentrum der Großstadt „hat ganz andere Funktionen als die mittelalterliche Gewerbestadt, die dennoch in der Straßenführung, der Parzellierung des Bodens und vielfach sogar in den Bauten bis heute weiterlebt und heute die Verteilung des motorisierten Verkehrs bewältigen und die Großbetriebe des Handels und der Bürokratie übernehmen muß, dagegen kaum noch Wohnungen mit handwerklichen Kleinbetrieben aufnehmen soll“ (ebd.: 158f.).

Im Folgenden soll nun auf aktuelle Tendenzen Bezug genommen werden, die die heutigen Funktionen, Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten öffentlicher Räume maßgeblich verändern und dabei Auswirkungen auf alle Dimensionen öffentlicher Räume ausüben.

6.3 Aktuelle Tendenzen des Wandels öffentlicher Räume

Öffentliche Räume allein aus der Perspektive eines Verfalls zu betrachten wäre einseitig. Ein Wandel dieser Räume, das haben die voran gegangenen Ausführungen gezeigt, ist jedoch offensichtlich, aber vor dem Hintergrund, dass öffentlicher Raum ein soziales Produkt und von den gegebenen gesellschaftlichen „Produktionsverhältnissen“ abhängig ist, nicht überraschend. Bahrndt und auch Sennett haben den Wandel der Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit ausführlich dargestellt. Wie manifestiert sich dieser Wandel nun konkret, oder, wie Selle (2002) fragt, „Was ist los mit den öffentlichen Räumen?“.

Als Bewertungsmaßstab für den „Öffentlichkeitscharakter“ eines Raumes bietet sich der Vorschlag Selles (2002) an, die „Öffentlichkeit“ eines Raumes anhand von vier Kriterien zu beurteilen (ebd.: 39): Anhand seiner *Produktion*, die sich zum Beispiel in seiner Planung, Finanzierung und Ausgestaltung manifestiert, anhand der *Eigentumsverhältnisse*, die wiederum Rückschlüsse über die Verfügungsmacht erlauben, anhand der *Regulierung* der Durchsetzung der Interessen des Eigentümers hinsichtlich der Nutzung und schließlich anhand des *Sozialcharakters* bzw. der *Nutzbarkeit* des Raumes, der darüber bestimmt wie die tatsächliche Nutzung aussieht, wie die Nutzbarkeit bewertet und wahrgenommen wird (ebd.). Hinsichtlich der Dimensionen identifiziert Selle zahlreiche Differenzierungsmöglichkeiten, denn ein öffentlich nutzbarer Raum muss sich beispielsweise nicht zwangsläufig auch in öffentlichem Eigentum befinden. Öffentliche und private Akteure tragen in unterschiedlichen Anteilen zur Produktion verschiedener Räume bei. Die Dimensionen der Polarität öffentlicher und privater Räume (juristische, physisch/materielle, soziale und symbolische) wie Siebel (2004) sie differenziert hat (vgl. Kapitel 5.3) sind damit nicht obsolet, sondern implizit in dieser anderen, vor allem auf die konkrete Nutzbarkeit von Raum konzentrierten Unterscheidung von Selle enthalten.

Vor dem Hintergrund der idealtypischen Merkmale öffentlicher Räume und der Fragestellung dieser Arbeit sind es vor allem diese Nutzbarkeit, die Verhaltensoffenheit und die freie Zugänglichkeit, die hinsichtlich der Betrachtung eines Wandels der Räume für die folgenden Betrachtungen im Fokus stehen.

6.3.1 Kommerzialisierung, Privatisierung und Entstehung neuer Raumtypen

Kommerzialisierung

Der Begriff der Kommerzialisierung bezieht sich auf eine, in gewissem Sinne symbolische, sichtbare Ausdehnung privater Räume in den öffentlichen Bereich. Dieser Prozess lässt sich beispielsweise anhand von innerstädtischen Geschäftsstraßen nachvollziehen. „Der öffentlich nutzbare Raum wird eingeschränkt durch Werbetafeln, Sitzgruppen der privaten Gastronomie (z.B. Straßencafés), konsumfördernde Auslagen des Einzelhandels und anderes mehr“ (Herlyn 2004: 125). Der Konsum wird so in den öffentlichen Raum getragen. Messbar wird diese Kommerzialisierung beispielsweise an der Ausdehnung von Sondernutzungsrechten des Einzelhandels oder gastronomischer Betriebe. Sieverts (2002: 187) spricht in diesem Zusammenhang von einer Gleichsetzung zentraler öffentlicher Räume mit den Einkaufsbereichen. Öffentliche Räume werden zunehmend Räume des Konsums. Berding et al. (2010: 13) beschäftigen sich gerade mit diesen „Stadträumen im Spannungsfeld“, die sich „im Schnittbereich kommunaler und privater Aktivitäten“ befinden. Das bedeutet, dass diese Räume zwar, im juristischen Sinne nach wie vor öffentlich (und damit auch öffentlich nutzbar) sind, zunehmend aber die Interessen privater Akteure Einfluss auf ihre Ausgestaltung neh-

men. Im gleichen Zusammenhang schreibt Klaus Selle: „So entwickeln sich auch öffentlich nutzbare Platz- und Straßenräume, die man gemeinhin in kommunaler Verfügung wähnt, in Schnittbereichen der Verfügungsmöglichkeiten, Interessen und Einflussnahmen verschiedener Akteure“ (Selle 2010b: 24). Räume, die sich im öffentlichen Eigentum befinden, können beispielsweise durch private Mittel umgestaltet werden, ohne dass dies Einfluss auf ihren öffentlichen Charakter, ihre Zugänglichkeit oder Nutzbarkeit, hat (ebd.: 39). Ein weiteres Beispiel für die Kommerzialisierung öffentlicher Räume ist die Ausbreitung urbaner Events in öffentlichen Räumen, für deren Zugang Eintrittsgelder verlangt werden (vgl. auch Kapitel 6.3.4).

Öffentlicher Raum wird dabei aber auch selbst zur Ware. Als Standortfaktor sind attraktive öffentliche Räume im zunehmenden Konkurrenzkampf von Städten und Regionen um (kaufkräftige) Bewohner und Unternehmen von erheblicher Bedeutung. Sie prägen das Bild der Stadt und geben ihr ihre spezifische Identität. „Der Aspekt der Identitätsbildung wird inzwischen auch von großen Unternehmen erkannt. Sie produzieren öffentlich nutzbare Räume und Architekturen als Markenzeichen. Stadträume als Markenlandschaften – brandscapes“ (Selle 2002: 23). Im Rahmen von Stadtmarketingstrategien sind öffentliche Räume zunehmend Schauplatz einer „Ereigniskultur“ (Kaltenbrunner 2010: 55) vor allem über temporäre Events, denen eine imagesteigernde und auch tourismusfördernde Wirkung zugeschrieben wird (vgl. Kapitel 6.3.4).

Privatisierung

Das Schlagwort der „Privatisierung“ öffentlicher Räume tritt in verschiedenen Zusammenhängen auf und ist zum Teil mit sehr unterschiedlichen Bedeutungen versehen. Auf quantitativer Ebene kann darunter die schlichte Zunahme „privater“ Räume verstanden werden. Auf funktionaler Ebene bezieht sich der Begriff auf die Art und Weise der Produktion von Raum. „Die neuen Teile des ‚öffentlichen Raums‘ werden zunehmend eingehaust in geschlossenen Behältern, privat organisiert und kontrolliert: Einkaufs-, Kino-, Vergnügungszentren, Wellnesscenter und Erlebnisparks“ (Hartel 2002: 8). Geschaffen oder produziert werden diese Räume von privaten Eigentümern und Investoren mit dem Ziel der Profitmaximierung. Diese beeinflusst auf juristischer Ebene die Art der Kontrolle und Überwachung des Raumes, die nunmehr von Privat, über Sicherheitsdienste, und nicht mehr über öffentliche Kontrollmechanismen stattfindet. Hiermit ist auch die Steuerungs- und Regulierungsebene angesprochen. Schließlich wird der Begriff der Privatisierung mit der Nutzbarkeit von Raum und der damit verbundenen Selektivität der konkreten Nutzer in Verbindung gebracht (Selle 2002: 41). Mit diesen unterschiedlichen Ebenen werden die verschiedenen bereits erwähnten Dimensionen öffentlicher Räume angesprochen. Es ist jedoch auch offensichtlich, dass die verschiedenen Aspekte jeweils aufeinander bezogen sind.

Im Rahmen von Privatisierungen wird, in Anlehnung an die Aufwertungsstrategie der Deutschen Bahn, das „3-S-Konzept“ (Sicherheit, Sauberkeit, Service) zu einem Leitbild (Ronneberger 1998: 23). Ziel des Konzeptes ist es einen „konforme Verhaltensstandard, hohe soziale Kontrolle und vor allem keine Unordnung“ (ebd.: 24) umzusetzen. Marginalisierte und unerwünschte Gruppen wie Obdachlose sollen fern gehalten werden und der Raum stets sicher und sauber sein.

Von zentraler Bedeutung, wenn es um die Bewertung der Nutzbarkeit öffentlicher Räume geht, ist die eigentumsrechtliche Ebene der Privatisierung. Die Entstehung von „privately owned public spaces“ (Selle 2002) lässt die verwischenden Grenzen zwischen öffentlichen

und privaten Räumen besonders deutlich hervortreten: „anstelle der öffentlich-rechtlich verfassten Kommune tritt die privat-rechtlich organisierte Vertragsgemeinschaft der Eigentümer; anstelle der öffentlichen Planung die Produktion der Stadt durch private Developer; anstelle der politischen Administration ein privates Management“ (Siebel 2010: 124). Durch diese neuen Raumtypen besteht die These, dass öffentliche Räume, oder präziser, öffentlich nutzbare Räume, tatsächlich nicht ab- sondern zunehmen. So schreibt Herlyn: „Die Regel ist vielmehr, dass von privaten Akteuren auf privatem Grund zusätzliche Räume produziert werden. So entstehen – zumal in den Innenstädten – mit Passagen, Carrés, umgebauten Bahnhöfen etc. privat produzierte, aber (bedingt) öffentlich nutzbare Räume. Deren Zugangsbeschränkungen sind nicht durchweg so deutlich, wie das in der Kritik dieses Raumtyps beschrieben wird. Vielerorts ist eine Unterscheidung zu ‚wirklich‘ öffentlichen Räumen für den Alltagsnutzer nicht erkennbar“ (Herlyn 2004: 139). Die Produktion und Regulierung dieser Räume wird auf privater Ebene organisiert, eigentumsrechtlich haben sie einen privaten Status, aber dennoch sollen sie (zum Teil) einen öffentlichen Sozialcharakter vermitteln. Auf diese Weise entstehen „quasi-öffentliche“ Räume. Beispiele für neue privatrechtlich organisierte Raumtypen sind Gated Communities²⁹ und Shopping Malls.

Shopping Malls

Die von Sennett beschriebenen Warenhäuser des 19. Jahrhunderts waren bereits Vorboten eines neu geschaffenen privaten Raumes zur öffentlichen Nutzung. Barbara Hahn (2007) definiert Shopping Center zunächst sehr allgemein: „Ein Shopping Center stellt eine Gruppe von Geschäften dar, die als Einheit geplant, entwickelt und gemanagt wird. Lage, Zahl und Art der Geschäfte sind abhängig von der Größe des Einzugsgebiets, das es versorgt“ (Hahn 2007: 15). Die Entwicklung und Verbreitung derartiger Shopping Center begann in den USA bereits in den 1920er, in Europa in den 1960ern und heute sind sie ein internationales Phänomen. „Sie waren eine Folge verstärkter Mobilität der Bevölkerung, der Einführung der Massenproduktion und der breiter werdenden Palette der erschwinglichen Waren“ (Dörhöfer 1998: 88). Auch in Deutschland hat die Shopping Center-Kultur Einzug erhalten, wenn auch (noch) nicht als dominantes Konsum- und Freizeitmodell (Ronneberger et al. 1999: 113).

²⁹ Gated Communities sind privatisierte Räume innerhalb des Wohnens. Sie sind privat geplant und verwaltet, von Sicherheitspersonal und Kameras überwacht, suggerieren in ihrem Inneren, mit ihren Wegen und Plätzen, zum Teil auch ein gewisses Maß an „öffentlichem Raum“ (dazu auch Siebel 2010). „Gated communities are residential areas with restricted access in which normally public spaces are privatized. They are security developments with designated perimeters, usually walls or fences and controlled entrances that are intended to prevent penetration by nonresidents“ (Blakely/Snyder 1997: 2). Diese Definition macht die doppelte Bedeutung des Begriffes deutlich. Zum einen bezeichnet der Begriff „gated“ die Abgeschlossenheit des Komplexes, die Abschottung von der Außenwelt, zum anderen steht der Begriff „Community“ für die spezielle „Teilgesellschaft“ innerhalb des Komplexes. Gated Communities zeichnen sich insbesondere durch drei gemeinsame Charakteristika aus (Glasze 2002): erstens die Kombination von Gemeinschaftseigentum und gemeinschaftlich genutzten Dienstleistungen mit dem individuellen Eigentum bzw. dem Nutzungsrecht einer Wohneinheit, zweitens die Selbstverwaltung und drittens die Zugangsbeschränkung. Fremdheit und unerwünschte Personen werden nicht zugelassen, Begegnungen finden nicht statt. Die vermutete Tendenz, die sich daraus ergibt, ist ein zunehmendes Unsicherheitsempfinden außerhalb dieser sicheren Inseln (Wehrheim 2002). Die künstlichen und auf privatwirtschaftlicher Ebene geschaffenen Räume innerhalb dieser Komplexe werden im Folgenden nicht weiter betrachtet, da sie für den urbanen Alltag durch ihre stark selektive Zugänglichkeit keine Rolle spielen. Sie sollen an dieser Stelle jedoch als Extrembeispiel einer „Stadt in der Stadt“ dienen.

Eine Unterscheidung zwischen Shopping Center und Shopping Mall nimmt Kerstin Dörhöfer anhand der baulichen Struktur und auch der Lage dieser Einrichtungen vor: Shopping Center versteht sie als „Ansammlung verschiedener großer Läden und Fachmärkte mit weitläufigen Parkplatzarealen zu ebener Erde“ (Dörhöfer 2007: 62), die vor allem in peripheren Lagen zu finden sind. Shopping Malls hingegen sind mehrgeschossig, überdacht, die Parkmöglichkeiten sind integriert und sie befinden sich zunehmend auch in den zentralen Lagen von Innenstädte. Die Wegeführung innerhalb der Mall ähnelt derer von Straßen (ebd.: 63): „Mit dem Einzug von Galerien beidseitig der „Straße“ wurde ein bauliches Element eingeführt, das wieder an die Passagen des 19. Jahrhunderts erinnerte. Wie in ihnen wurden die Treppenanlagen zu den oberen Ebenen der Malls zu repräsentativen baulichen Elementen – nun aber als Rolltreppen oder Laufbänder schräg durch den mittleren „Straßenraum“, der in seiner Höhe die oberen Ebenen einschloss. Die Rolltreppenanlagen wurden versetzt angeordnet, so dass zum weiteren Hinauf- oder Hinuntergelangen ein möglichst weiter Weg durch die jeweilige Ebene führte“ (ebd.).

Die bauliche und auch atmosphärische Gestaltung von Shopping Malls imitiert auf möglichst geschickte Weise die Innenstadt, vor allem die innerstädtische Fußgängerzone (Legnaro/Birenheide 2005: 107). Mit der Innenraumgestaltung von Shopping Malls werden alle Sinne angesprochen. Pflanzkübel, Sitzgelegenheiten und Wasserbecken sollen zum Wohlfühlen einladen. In vielen Shopping Malls sind Massagesessel installiert, deren (jedoch kostenpflichtige) Nutzung einer kurzen Erholung dienen soll. Überdies gewährleisten Rolltreppen und Fahrstühle ein bequemes Durchqueren des Raumes und Barrierefreiheit. Karen Sievers (2007: 232f.) beschreibt die Auswahl des Bodenbelags, das Vorhandensein ausreichender und sauberer sanitärer Anlagen, die Ausleuchtung mit „natürlichem“ Licht, die Temperierung, die Beschallung und schließlich sogar die Verbreitung von Düften über die Klimaanlage als gängige Mittel, die eine positive Einkaufsumgebung schaffen sollen. „Das Ambiente und die Atmosphäre im Center beeinflussen also maßgeblich sowohl die allgemeine Stimmung des Konsumenten als auch sein Verhalten, der entspannte, sich wohlfühlende Besucher öffnet sich den Reizen seiner Umgebung“ (ebd.: 233). Mit dem Betreten der Mall befindet sich der Besucher, unabhängig von Jahreszeit, Tageszeit und Wetter in einer künstlich hergestellten, stets durch Reinigungsdienste sauber gehaltenen Konsumwelt.

Ein zentraler Unterschied zu innerstädtischen Räumen wie Fußgängerzonen ist, dass Planung und Konstruktion deutlich akribischer und einheitlicher erfolgen (können), da, anders als in innerstädtischen Räumen, keine Aushandlung der Interessen verschiedener Akteure und Eigentümer erfolgen muss, sondern die Mall von einem einzigen Unternehmer geschaffen wird (Dörhöfer 2007: 63). Juristisch gesehen handelt es sich bei Shopping Malls um private Räume im Besitz eines einzelnen Eigentümers, der nicht nur über Konzeption und Planung, sondern auch über den vorhandenen Branchenmix, die Ladeneinrichtungen und letztendlich auch über erwünschte Zielgruppen bestimmt (Dörhöfer 2007). Dieser juristische Unterschied zu den klassischen öffentlichen Räumen, das Eigentümerverhältnis, bestimmt in hohem Maße die Nutzbarkeit des Raums. Gesellschaftlich betrachtet ist der private Charakter der Mall jedoch nicht direkt ersichtlich, simulieren sie doch eine Atmosphäre, die der öffentlichen Räume nahekommt (Bareis 2007). „Einerseits sind sie Orte des alltäglichen Lebens und der öffentlichen Interaktion, andererseits Räume einer privatisierten, dem Prinzip der Warenförmigkeit nahezu vollständig unterworfenen Form von Herrschaft, gebunden an die klare Absicht der Betreiber zur Gewinnmaximierung“ (ebd.: 17).

Über das private Hausrecht des Eigentümers erfolgt auch die Regulierung der erwünschten Nutzungen und Nutzergruppen einer Shopping Mall. Ein Zugang ist in vielen Malls nur während der Öffnungszeiten möglich. Mit dem Betreten des Raumes gilt für den Besucher die

Hausordnung, die heute meist im Eingangsbereich an den Türen angebracht ist. Ein privater Sicherheitsdienst ist stets zugegen und für die Einhaltung der Hausordnung und damit die Aufrechterhaltung von Sicherheit, Sauberkeit und Service zuständig. Legnaro und Birenheide (2003) diskutieren die Unterscheidung der Sicherheitsstrategien in innerstädtischen Einkaufszonen und Shopping Malls: „Dem Begriff der Sicherheit haftet dabei eine doppelte Bedeutung an. Einerseits bezieht er sich auf den Schutz vor tatsächlich strafrechtlich relevanten Handlungen, andererseits meint er auch den Versuch, strafrechtliche Vorkommnisse zu unterbinden“ (ebd.: 3). Über die bereits beschriebenen architektonischen Mittel wird eine Übersichtlichkeit und damit Kontrollierbarkeit des Raumes produziert. Nischen und dunkle Ecken werden vermieden oder sind für den Besucher nicht zugänglich. Randgruppen und unerwünschte Verhaltensweisen werden geahndet und exkludiert. „Die überwachten und kontrollierten Konsumtempel sind Oasen der Ordentlichkeit, frei von Bettlern, Obdachlosen und anderem Gesindel – zumindest nimmt man dies an und erwartet es“ (Baumann 2003: 117).

Die Entwicklung dieser privatisierter und künstlich geschaffenen Einkaufs- und Erlebniswelten (Rauterberg 2010; Wehrheim 2007a) wird nicht selten mit Besorgnis betrachtet, denn sie würden „klassische gesellschaftliche Funktionen der Stadt wie den Austausch, die zufällige Begegnung oder das Kennenlernen von Andersartigem beschneiden und den vorhandenen öffentlichen Raum entwerten“ (Kazig et al. 2003: 1). Das „Einhausen“ und die Privatisierung der Marktfunktion, die Exklusion von Randgruppen, von Fremdem und Andersartigem, die daraus resultierende Selektivität der Nutzer, sowie die Monofunktionalität des Raumes und die Profitmaximierung als vorrangiges Ziel, für all diese Aspekte steht die Mall. Diese Veränderungen werden als eine Bedrohung von Öffentlichkeit betrachtet (Häußermann et al. 2007). Marc Augé (1994) bezeichnete Räume wie Shopping Malls, aber auch Bahnhöfe, Flughäfen, Autobahnen oder Hotelketten, als „Nicht-Orte“, Orte ohne Identität, Relation und Geschichte, deren Zahl zunimmt (ebd.: 92). Die Uniformität dieser Räume nimmt ihnen, so Augé, mit der Identität auch jeglichen Wiedererkennungswert (dazu Bormann 2000: 225) und sie seien jene Territorien „die sich der kulturellen Aneignung der Subjekte widersetzen“ (ebd.).

Eine Shopping Mall als derartigen „Nicht-Ort“ zu bezeichnen würde ihr eine soziale Bedeutungslosigkeit zusprechen, die Bormann negiert, stellt sie doch „...zugleich eine soziale Institution einer spezifischen Gesellschaft an einem spezifischen Ort zu einer spezifischen Zeit dar [...] und (ist; Anmerkung U.N.) zugleich auch gelebter Ort und Ort ganz alltäglicher Interaktionen“ (Bormann 2000: 226). Shopping Malls können auch Alltagsraum, Treffpunkt oder Stadtteilzentrum sein und damit durchaus soziale Funktionen erfüllen. Im Sinne Bormanns handelt es sich bei den „Nicht-Orten“ vielmehr um „urbane Möglichkeitsräume“ (2001: 104). Bauman (2003: 120) beschreibt einen Besuch in der Mall gar als eine „Reise in die Welt des sehnsüchtig vermissten Gemeinschaftslebens“. Sicherlich darf dabei die Ambivalenz der exkludierenden Praktiken der Mall nicht außer Acht gelassen werden: der Aufenthalt ist nur jenen gestattet die sich an geltende Normen und Vorschriften halten. Exklusion macht die Mall aber auch zu einem sicheren Ort. Die „gesicherten Archipele der Malls“ können so gleichzeitig Räume der Integration wie der Ausgrenzung sein (Wehrheim 2002: 133).

Einige Autoren betrachten in Zusammenhang mit der Zunahme privatisierter „öffentlicher“ Räume auch die Entwicklungsbedingungen für die traditionellen öffentlichen Konsumräume, wie Fußgängerzonen oder Geschäftsstraßen kritisch und sehen die Gefahr einer Verödung (Brune et al. 2006; Herlyn 2004: 141; Scholz 2002; Schubert, D. 2005). Diese Befürchtung, dass öffentlicher Raum in Zukunft durch private Räume, wie die Shopping Mall, abgelöst wird, teilt Hoffmann-Axthelm (1995: 72) jedoch nicht. Er sieht den Vormarsch und die Durchsetzung von, in diesem Fall Einkaufszentren, nicht als einen „endgültigen Zerfall von Stadt“,

vielmehr begreift er diese Entwicklung als „Etappe eines offenen Suchprozesses“. Nach seiner Auffassung ist ein Einkaufszentrum als ein „Thermometer für den schlechten Gesundheitszustand der modernen Urbanisierungsformen, sei es der monofunktionalen Innenstädte, sei es der Teppichurbanisierung draußen“ zu verstehen (ebd.). Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangt auch Sandra Huning in konkretem Bezug auf Shopping Malls. Sie sieht deren Verbreitung als ein „Symptom eines tiefgreifenden gesellschaftlichen Konflikts“, als „Reaktion auf gesellschaftliche Entwicklungen und individuelle Bedürfnisse“ (2003: 122). Die Auswirkungen dieses Prozesses sind nicht eindeutig, „weil sie nicht ausschließlich Ausgrenzung und Disziplinierung produzieren, sondern auch die Rahmenbedingungen für Öffentlichkeit als soziale Sphäre, d.h. das Miteinander von Menschen, die eine Begegnung mit „Anderen“ in ungeschützten Räumen vermeiden und dennoch [...] aus ihren Privaträumen heraustreten möchten, bieten“ (ebd.: 122). Einen Hinweis auf die Möglichkeit einer lediglich temporären Entwicklung zeigt ein Blick in die USA. Auf der Internetseite „www.deadmalls.com“ werden leer stehende Shopping Malls aufgelistet (Wehrheim 2007b). Um innerhalb der enormen Konkurrenz, die sich den Malls inzwischen bietet, wettbewerbsfähig zu bleiben, müssen diese ständig ihr Angebot anpassen und immer neue Events ins Leben rufen, um ihr Publikum weiterhin anzuziehen, attraktiv zu sein und den Kundenwünschen gerecht zu werden.

6.3.2 Kontrolle und Überwachung

Nach Dieter Keim (1998: 67ff.) gelten Städte zunehmend als „Orte der Desorganisation“. Die Gründe dafür sieht er in drei Aspekten: Erstens in einer zunehmenden sozialen Polarisierung in Globalisierungsgewinner- und Verlierer, einhergehend mit segregierten Sozialstrukturen und sozialen Ausgrenzungsprozessen, die den städtischen Zusammenhalt erodieren lassen. Zweitens in dem steigenden Zustrom an Migranten, vor allem aus Entwicklungsländern, wodurch „Konflikte zwischen ‚erster‘ und ‚dritter‘ Welt“ in die Städte getragen werden, mit der Folge, „einer Auseinandersetzung zwischen Gruppen, deren gesellschaftliche Position sich durch die Strukturwandelungen verschlechtert hat und die von Exklusion massiv bedroht sind“ (ebd.: 67). Als dritten Grund nennt Keim den Verfall des urbanen öffentlichen Raumes durch mangelnde soziale Kontrolle, welcher zu einem Orientierungsverlust für einige Bewohnergruppen und einer Spaltung in privat organisierte, kontrollierte und damit sichere Räume auf der einen und als unsicher empfundene, vernachlässigte Stadträume auf der anderen Seite führe.

Über den gesamtgesellschaftlichen Kontext hinaus identifiziert Keim (1998) zwei Modellannahmen um Kriminalität im städtischen Kontext zu betrachten: zum einen bietet der städtische Kontext „Gelegenheitsstrukturen“ zum anderen bilden sich in ihm so genannte „Delinquenzgebiete“ (ebd.: 71). Aus gelegenheitstheoretischer Perspektive nimmt er Bezug auf die Arbeiten von Marcus Felson (1994) und Manuel Eisner (1997), die davon ausgehen, dass bestimmte Bedingungen existieren, die kriminelle Handlungen wahrscheinlich machen: die Anwesenheit sowohl motivierter Täter als auch potentieller Opfer, die Gegenwart materieller Ziele und schließlich die Abwesenheit sozialer Kontrolle. Diese situativen Bedingungen sind gerade in den dichten und mitunter sehr anonymen Innenstadtbereichen gegeben. Weniger auf situative Bedingungen und stärker auf die materiell-physischen, baulichen Gegebenheiten zielt der Ansatz der „environmental criminology“, der von der Existenz von Delinquenzgebieten ausgeht: „Delinquenzgebiete sind gekennzeichnet durch stadtstrukturelle, nach Nutzungsarten heterogene Transitionsprozesse, mit einer wirtschaftlich schwachen, fluktuierenden Bevölkerung, sozialer Desorganisation, baulichen Umbruchsituationen sowie einer gewissen Attraktivität für auswärtige Besucher, die sich kurzfristig in Lokalen oder Vergnü-

gungsstätten aufhalten“ (Keim 1998: 71f.). Auch in diesem Zusammenhang treffen die Bedingungen häufig auf zentrale Innenstadtgebiete zu. Die aufgeführten Prozesse städtischer Desorganisation überlagern und beeinflussen diese beiden situativen und räumlichen Annahmen.

Die Ausgrenzung unerwünschter Personen aus städtischen Räumen, seien sie privatrechtlich oder öffentlich produziert und organisiert, wird neben der Argumentation der Attraktivitätssteigerung für den (kaufkräftigen) Konsumenten oft mit einer zunehmenden Unsicherheit begründet, der begegnet werden müsse (Selle 2002). „Bereits der Anblick von herumhängenden Jugendlichen, Alkohol trinkenden Männern oder als ‚Fremde‘ identifizierte Personen lösen bei vielen Quartiersbewohnern Bedrohungsgefühle aus. Nutzungs- und Aneignungsformen von öffentlichen Räumen, die keinerlei strafrechtliche Relevanz besitzen, aber den vorherrschenden Normalitätserwartungen widersprechen, gelten als gefährliche Aktivitäten, die man letztlich dem Bereich der Kriminalität zuordnet“ (Jahn et. al. 2002: 133). Gerade die Wahrnehmung Jugendlicher im Zusammenhang mit Abweichung und Delinquenz (vgl. Kapitel 2.3) – Rainer Kilb (2004) beschreibt diese im Rahmen einer Trias von Jugend, Gewalt und Großstadt – kann als Legitimation für Kontrolle und Ausschluss dienen und spielt in den folgenden Fallstudien dieser Arbeit eine zentrale Rolle.

Insgesamt geht die in urbanen Räumen subjektiv empfundene Bedrohung oftmals von dem Aspekt der Fremdheit aus. Die bereits beschriebene Ambivalenz des Fremden (vgl. Kapitel 5.2) wird dabei nunmehr auf den Bereich der Verunsicherung konzentriert. Jan Wehrheim beschreibt Fremdheit als „weit über die Furcht vor Kriminalität“ hinausgehend (2009: 37). Die durch Fremdheit ausgelöste Verunsicherung lässt sich nach Wehrheim einerseits mit einer „Wissenslücke“ (ebd.: 38) gegenüber dem Fremden, zum anderen durch die empfundene „Gefährdung bestehender sozialer Ordnungen“ (ebd.: 39) erklären. Die damit einhergehende Bedeutung von Sicherheit kann ebenfalls in zwei Dimensionen gedacht werden: zum einen als „Schutz im Sinne von Unversehrtheit“, zum anderen als „Erwartungssicherheit“ (ebd. 40).

Reaktionen auf Unsicherheitsgefühle sind zunehmende Kontrollmechanismen in öffentlichen Räumen (Klamt 2007), die sich in exkludierende und regulierende Maßnahmen unterscheiden lassen. Exkludierende Maßnahmen finden über Platzverweise oder Ausschluss aus spezifischen öffentlich nutzbaren Räumen statt, regulierende Maßnahmen betreffen Verhaltenssteuerung, zum Beispiel über Hausordnungen oder Gefahrenabwehrverordnungen an öffentlichen Plätzen (z.B. Stadt Ludwigshafen 2005). Legitimiert als Präventivmaßnahme zur Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung nehmen formelle Kontrollen im öffentlichen Raum insgesamt zu. So ist das Aussprechen von Platzverweisen ein verbreitetes Mittel, mit dessen Hilfe unerwünschte Personengruppen aus dem öffentlichen Raum „entfernt“ werden können. Volker Eick beschreibt das Vorgehen der Berliner Polizei, die an verschiedenen „Brennpunkten“ der Stadt „Operative Gruppen“, also aus Schutz- und Kriminalpolizei zusammengesetzte Spezialeinheiten, eingesetzt hat, folgendermaßen: „Ihre Arbeit konzentriert sich dabei nach eigenen Angaben nicht auf eine konkrete Zielgruppe, sondern hat das gesamte innerstädtische Areal im Blick (Eick 1995), Aus den Veröffentlichungen ergibt sich dennoch ein klares Bild, gegen wen hier vorgegangen wird: Obdachlose, DrogenkonsumentenInnen, Jugendliche und vor allem MigrantInnen werden hier in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt, vertrieben oder an den Stadtrand ‚verbracht‘“ (Eick 1998: 99). Auch hier wird deutlich, dass Jugendliche im Fokus dieser Kontrollen stehen. Als unangemessen wahrgenommenes Verhalten, Lärm oder Ansammlungen größerer Gruppen werden unterbunden und beseitigt.

In den 1980er Jahren wurden in Großbritannien erste CCTV (Closed Circuit Television) Systeme eingerichtet. Inzwischen hat sich die Videoüberwachung in den Städten und Metropolen der Welt ausgebreitet und ist zu einem festen Bestandteil städtischer Infrastruktur geworden (Töpfer 2005, 2007; Walther 2003). Nachdem sie in privaten und quasi-öffentlichen Räumen (Nahverkehrsmittel, Einzelhandel, Bahnhöfe etc.) schon länger etabliert ist, breitet sich diese Entwicklung in den öffentlichen Raum von Straßen und Plätzen aus. Verfolgt werden dabei vor allem zwei Zwecke: zum einen die Verhinderung von Straftaten (Prävention) durch sichtbar angebrachte Überwachungskameras, die eine abschreckende Wirkung haben sollen, zum anderen die Strafverfolgung (Repression) mithilfe von Videomaterial, dass von versteckten Kameras aufgezeichnet wurde (Belina 2002: 16).

Die Verdachtsmomente, die eine Videoüberwachung bestimmter Personen auslösen, beziehen sich auch nach Belina (2002) meist auf äußere Charakteristika: „Zu auffälligen äußeren Erscheinungen gehören neben der Hautfarbe v.a. bestimmte (subkulturelle) Kleidung, z. B. Kopfbedeckungen (v.a. Baseball-Mützen), Anorakjacken, teure Sportschuhe und Fußballtrikots, bestimmte Frisuren (sehr lang oder sehr kurz) und ein als ‚scrote walk‘ beschriebener Gang (Belina 2002: 21, mit Verweis auf Norris und Armstrong 1999). Auch Eric Töpfer betont, dass „bei der ‚Säuberung‘ innerstädtischer Einkaufs- und Erlebnismeilen weniger schwere Straftaten ins Visier geraten, sondern vielmehr marginalisierte und unerwünschte Randgruppen“ (2007: 42). Im Allgemeinen wird die Videoüberwachung von Räumen jedoch kritisch betrachtet, stellt sie doch einen Eingriff in die Persönliche Freiheit dar (zur aktuellen Diskussion Zurawski 2011 u.a.).

Auch architektonische Umgestaltungen öffentlicher Räume gelten als ein Mittel zur Kriminalitätsprävention und sollen diese für einen längeren Aufenthalt „unwirtlich“ gestalten. So können Gestaltung und Design von Räumen Kontrolle ermöglichen und unerwünschte Verhaltensweisen exkludieren. Unter dem Begriff „Crime Prevention Through Environmental Design“ (CPTED) tauchen dazu verschiedene Konzepte in der Literatur auf (Wehrheim 2002: 100ff; Stummvoll 2002; Belina 2007). Heute werden beispielsweise Rückzugsmöglichkeiten, wie Bushaltestellen, mithilfe gläserner Wände so gestaltet, dass Jugendliche sich nicht mehr ungesehen dort aufhalten können. Mit der Einsehbarkeit von Räumen verschwindet deren Nischencharakter. Eine weitere Möglichkeit, einen Raum für unerwünschte Aufenthalte unwirtlich zu gestalten, ist die Beseitigung von Sitzgelegenheiten wie Bänken im öffentlichen Raum.

Indem Orte so gestaltet werden, dass sie als Treffpunkt unwirtlich erscheinen oder indem spezifische Orte, die sich als Treffpunkt herausgebildet haben ganz beseitigt werden, werden Personengruppen wie Jugendliche aus dem öffentlichen Raum „herausdesigned“ (Clark/Uzzell 2002). Eine weitere Möglichkeit unerwünschten Personengruppen vorzubeugen ist die Umgestaltung von Raum, mit dem Zweck, eine möglichst vielfältige Nutzung zu schaffen. „The best way to handle the problem of undesirables is to make a place attractive to everyone else“ (Whyte 1980: 63). Dabei bezieht sich William H. Whyte zwar auf die Problematik der Anwesenheit von Obdachlosen und Drogenkonsumenten, die Situation lässt sich aber ebenso auf Jugendliche übertragen. Orte, die stark frequentiert, vielfältig genutzt und deutlich einsehbar sind, bieten keine Rückzugsmöglichkeiten.

Die heute gängigen verstärkten Kontrollmechanismen und die Durchsetzung von Verboten schränken Anonymität, Verhaltensoffenheit und freie Zugänglichkeit öffentlicher Räume deutlich stärker ein und wirken sich so auf den Öffentlichkeitscharakter aus. Ob die Unsicherheit öffentlicher Räume tatsächlich gestiegen ist, oder ob nur deren subjektive Wahrnehmung und die Sensibilisierung ihr gegenüber stärker geworden sind, kann an dieser Stelle nicht

beantwortet werden³⁰. Jedoch führt Klaus Selle an: „Einhellig wird zwar darauf verwiesen, dass es keine Belege für eine Zunahme von Straftaten in öffentlichen Räumen gibt. Davon unabhängig scheinen aber Ängste und Unsicherheiten zu wachsen, die durch die Präsenz von ‚Randgruppen‘ (Obdachlose, Bettler, Drogenabhängige etc.) in öffentlichen Räumen ausgelöst und verstärkt werden“ (2002: 52).

6.3.3 Mediatisierung

Eine ganz andere Perspektive des Wandels stellt die Mediatisierung von Räumen und auch öffentlichen Räumen dar. Bereits Giddens (1997) beschreibt, dass die Kategorien Raum und Zeit weitreichende Wandelungsprozesse durchlaufen. „Zusammen mit der Transformation der Zeit etabliert die Vermarktung des Raums eine erzeugte Umwelt von sehr eigenartigem Charakter, die neue Formen institutioneller Vernetzung ausdrückt. Diese neuen Formen institutioneller Ordnung ändern die Bedingungen der Sozial- und Systemintegration und verändern damit das Wesen der Verbindung zwischen raumzeitlicher Nähe und Ferne“ (Giddens 1997: 198). Mit dem Begriff der Raum-Zeit-Konvergenz bezeichnet Giddens in Anlehnung an den Geographen Jenelle (1969) „das Phänomen des ‚Schrumpfens‘ der Entfernung zwischen verschiedenen Orten, wenn man dabei jene Zeitspanne im Auge hat, die man braucht, um sich von einem Ort zum anderen zu bewegen“ (Giddens 1997: 165). Die durch die Technisierung des Transportwesens massiv zunehmende Mobilität, die das schnelle Überbrücken auch großer Distanzen ermöglicht, wirkt sich diese stark auf die Konvergenz von Zeit und Raum aus. Neue Kommunikationstechnologien lassen die ehemals notwendige Verbindung von Kommunikations- und Transportmittel obsolet werden³¹. „Es ist jedoch offenkundig, daß es größere Unterschiede zwischen und innerhalb sozialer Gemeinschaften gibt, was die Einschränkungen von Mobilität und Kommunikation anlangt, die verschiedene Gruppen und Individuen betreffen“ (ebd.: 165f.). Diese Entwicklungen haben nicht nur Folgen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene, sondern auch auf Ebene der Stadt und ihrer öffentlichen Räume.

Den Verfall und das Ende des öffentlichen Lebens setzte Sennett bereits mit der Entstehung und Verbreitung moderner Kommunikationstechnologien in Beziehung: „Die elektronische Kommunikation ist einer der Faktoren, die das öffentliche Leben zum Erliegen gebracht haben. Die Medien haben den Vorrat an Wissen, das die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen voneinander haben, erheblich erweitert, zugleich jedoch haben sie den wirklichen Kontakt zwischen den Gruppen überflüssig gemacht“ (2008: 493). Sennett beschreibt in diesem Zusammenhang ein „Paradoxon von Isolation und Sichtbarkeit“ (ebd.: 494): „Die Massenmedien steigern das Wissen der Menschen von dem, was in der Gesellschaft vor sich geht, erheblich, zugleich jedoch schränken sie die Fähigkeit, dieses Wissen in politisches Handeln umzusetzen, erheblich ein“ (ebd.). Der Mensch wird so zur Passivität verleitet. „Die Massenmedien befestigen das Schweigen der Menge, das in den Theatern und Konzertsälen des 19. Jahrhunderts Gestalt anzunehmen begann; sie befestigen die Vorstellung vom körperlosen Zuschauer, vom passiven Zeugen“ (Sennett 2008: 495). Andererseits ermöglichen die modernen Medien allen Bevölkerungsgruppen Zugang zu Information und medialer „Öffentlichkeit“. So beschreibt Dieter Läßle (2004) beispielsweise die Auswirkungen des

³⁰ Eine wichtige Rolle spielt dabei sicherlich die Darstellung von Kriminalität in den Medien.

³¹ Interaktion und Kommunikation war sowohl mit zeitlichem als auch mit räumlichem Aufwand verbunden.

Internet auf städtische Arbeits- und Lebensverhältnisse vor dem Hintergrund der Potentiale, die dies für Stadtentwicklung und städtische Ökonomien haben kann.

Mit der sich immer weiter fortsetzenden Bedeutung und Zunahme von Massenmedien, die heute in den verschiedensten Erscheinungsformen, als Smartphone, Tablet-Computer oder Laptop, sowohl im öffentlichen als auch im privaten Bereich anzutreffen sind, haben sich die Kommunikationsformen und -wege, die Art und Intensität von Interaktionen aber auch von Partizipation erheblich verändert. Öffentlichkeit wird in die Medien getragen, Informationen, die öffentliche Belange betreffen, können so, jederzeit und überall, auch in der Privatsphäre erlangt werden. Weite Teile der Kommunikation und Informationsbeschaffung verlagert sich in virtuelle Räume des Internets. Aber auch Konsumententscheidungen und Einkäufe können über das Internet aus der Privatsphäre heraus erfolgen. "E-shopping potentially could be a substitute for in-store shopping" (Weltevreden/van Rietbergen 2007: 69). Auf diese Weise erhält auch der öffentliche Raum als Konsumraum Konkurrenz. "Using the Internet as a substitute means that every shopping stage is handled online, which reduces the number of (or even eliminates) shopping trips to the city centre (ebd.: 70)."

Was bedeutet diese Entwicklung für die öffentlichen Räume der Stadt? So fragt Andreas Feldtkeller (1994: 144): „In einer Zeit der umfassenden Telekommunikation, der ideell fast unbegrenzten Mobilität der Computer [...], die uns die Kultur frei Haus liefern – braucht die Gesellschaft da wirklich noch die altmodische Öffentlichkeit der Stadt[...]?“ Die „Mediatisierung“ wirkt sich auf alle Funktionen aus, die klassische öffentliche Räume erfüllen: die Markt- bzw. Konsumfunktion, die Funktion einer politischen Plattform (Schubert 2002) und eines Informationsaustauschs und auch auf die Treffpunktfunktion (Schmitz 2010). Oftmals wird diese Entwicklung kritisch betrachtet: „Die soziale Dimension der Stadt, das Leben und Lernen im öffentlichen Raum, verschwindet umso mehr, je mehr die Stadt auf die neuen Kommunikationsmedien zugeschnitten wird“ (Häußermann/Siebel 1987: 226). Aber auch hier ist die Entwicklung ambivalent zu sehen: Virtueller Raum kann auch als eine Ergänzung oder Erleichterung der Orientierung im öffentlichen Raum betrachtet werden. Neue Medien erleichtern auch die Navigation im Raum, helfen Freunde zu lokalisieren, Wege schneller zurückzulegen oder einen möglichen Treffpunkt auszumachen. Die Möglichkeit sich virtuell in einem Internet-Chat zu treffen kann auch als eine Erweiterung der Möglichkeiten betrachtet werden.

Ähnlich verhält es sich hinsichtlich politischer Proteste: Hanno Rauterberg (2010) betont, dass zwar deren Organisation heute oftmals zunächst über das Internet stattfindet, tatsächliche und öffentlich wirksame Proteste werden aber immer noch in die Städte und deren öffentliche Räume getragen. Über die Plattform des Internet können diese „realen“ Protestbewegungen wiederum virtuell einer breiten Öffentlichkeit sichtbar gemacht werden. An dieser Stelle zeigen sich deutlich die Wechselwirkungen von realen und virtuellen Räumen. Die Möglichkeiten zu Partizipation und Interaktion haben sich hiermit erweitert.

Die beschriebene Entwicklung erlaubt eine weit weniger pessimistische These hinsichtlich der Nutzung öffentlicher Räume, als jene des Verfalls: Es die Entscheidung zur Nutzung öffentlicher Räume, aufgrund objektiv vorhandener Alternativen, heute insgesamt bewusster ausfällt. Dies gilt besonders für Konsumräume. Eine bewusste Entscheidung gegen das „Online Shopping“ und für den Besuch „realer“ Einkaufsräume ist heute vielfach auch verbunden mit der Suche nach einem besonderen „Einkaufserlebnis“, sei es im klassischen urbanen Raum einer Fußgängerzone oder im „quasi-öffentlichen“ Erlebnisraum einer Shopping Mall.

6.3.4 Belebung und Revitalisierung traditioneller öffentlicher Räume

Durch Privatisierung entstehen neue, öffentlich nutzbare Räume. Insgesamt sind die Eigentumsverhältnisse urbaner Räume für den Nutzer dadurch unklarer geworden, denn zum Teil überlagern sich öffentliche und private Aspekte. Was geschieht aber mit den „traditionellen“ öffentlichen Räumen?

Neben den zahlreich entwickelten Verfallsszenarien öffentlicher Räume und den Klagen über dessen Funktionsverlust gibt es noch andere Tendenzen, nämlich jene, die als Revitalisierung traditionellen öffentlicher Räume gedeutet werden können. Studien zeigen, dass die Reurbanisierung im Allgemeinen und damit auch die Nutzung urbaner öffentlicher Räume im speziellen insgesamt nicht ab- sondern eher zunimmt (Kuklinski 2003; Kunzmann 2012, Selle 2010a). Das gilt auch für öffentliche Grünräume, hinsichtlich derer Giseke (2002) vielmehr von einer „Überweidung“ als von einem Funktionsverlust spricht (dazu auch Wentz 2010). Die Aspekte der Reurbanisierung und der Revitalisierung urbaner öffentlicher Räume sind eng miteinander verknüpft. Klaus R. Kunzmann (2012) führt diese Entwicklung auf das Konzept eines „urbanen Pentagon“ zurück, welches er mit fünf Einflussfaktoren verknüpft: „(1.) die Wiederentdeckung der Innenstadt durch einen erlebnisorientierten Konsum, (2.) die zunehmende Bedeutung des internationalen Stadttourismus, (3.) die unerwartet große Wertschätzung, die Kultur in Politik und Gesellschaft gefunden hat, (4.) der kometenhafte Aufstieg der Kreativwirtschaft als neuen Hoffnungsträger lokaler Ökonomien und (5.) das neue urbanistische und politische Interesse an der räumlichen Demonstration der Wissensgesellschaft in der Stadt“ (Kunzmann 2012: 151). Die voran gegangenen Ausführungen zu Shopping Malls haben bereits Bezug auf den Siegeszug des „erlebnisorientierten Konsums“ genommen. Hinsichtlich öffentlicher Räume werden im Folgenden vor allem die Aspekte Kultur und Tourismus als Anzeichen für die Revitalisierung öffentlicher Räume herausgestellt.

Die Stadt als Bühne

Die Herausbildung „urbaner Verhaltensweisen“, wie Simmel oder Bahrdt sie beschrieben haben (vgl. Kapitel 6.2), ist auch Ergebnis einer zunehmenden gesellschaftlichen Individualisierung. Ulrich Beck (1986) beschreibt den Prozess einer „dreifachen“ Individualisierung, verstanden als: „*Herauslösung* aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge (»Freisetzungsdimension«), *Verlust von traditionellen Sicherheiten* im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen (»Entzauberungsdimension«) und – womit die Bedeutung des Begriffs gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt wird – eine *neue Art der sozialen Einbindung* (»Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension«)“ (ebd.: 206). In Verbindung mit den Überlegungen Sennetts ergibt sich für den individualisierten Städter, dessen Persönlichkeitsorientierung sein Verhalten und Auftreten in der Öffentlichkeit steuert, die Notwendigkeit einer Neuorientierung. Dieses Aufweichen sozialer und institutioneller Bindungen und Absicherungen führt zu einer zunehmenden Vereinzelung und gleichsam Verunsicherung. In Analogie zu Sennetts Beschreibung einer „intimen Gesellschaft“ wird der Fremde in der Öffentlichkeit gleichzeitig immer schwerer einzuordnen, da seine Rolle durch Äußerlichkeiten nicht mehr klar zu erkennen ist. Für den Umgang mit ihm bedeutet dies ein höheres Maß an Unsicherheit. „Neben der Tatsache, dass sich immer häufiger vorgegebene Bindungen auflösen (z.B. Krise der Familie, Scheidungsraten), steht dabei auch der Verlust traditioneller handlungsleitender Normen im Vordergrund. Beide Entwicklungen führen zu einer allgemeinen Verunsicherung in den Verhaltensstandards und das nicht zuletzt auch in den urbanen öffentlichen Räumen. Überkommene Verhaltensregeln der Höflichkeit, des Anstandes, der Rücksichtnahme verlie-

ren für Teile der Bevölkerung ihren Verpflichtungsgrad, was sich zunächst durch Lockerung der sozialen Kontrolle und damit zusammenhängend der sozialen Sanktionen anzeigt“ (Herlyn 2004: 127f.). Die Individualisierung führt, so Schubert (2010) im öffentlichen Raum zu einer stärker werdenden „Informalisierung des Verhaltens“, sichtbar zum Beispiel an freizügigem Kleidungsstil und „ignorantem Verhalten“: „Ein ‚gutes Benehmen‘, das sich in Haltung, Kleidung und Verhalten ausdrückt, wird nur noch in bestimmten etablierten Teilen der Stadtbevölkerung als Regelkodex befolgt. Andere Lebensstilgruppen, besonders aus den unteren gesellschaftlichen Schichten in der Stadt, stilisieren neue Formen der Negation und verursachen mit abweichenden Verhaltensmustern Unsicherheit in öffentlichen Räumen“ (ebd.: 189).

Veränderte Verhaltensstandards in öffentlichen Räumen und ein Verwischen der Sphären des Öffentlichen und des Privaten zeigen sich zum Beispiel an der inflationären Nutzung des Mobiltelefons in öffentlichen Situationen, was dazu führt, dass jedermann am Privatleben anderer teilnimmt. Die neue Bauweise von Telefonzellen, als Säulen, die keinen abgeschlossenen Raum mehr bieten, verdeutlicht, dass dieser Aspekt auch in der Planung Einzug erhalten hat und diese neue Tendenz der Grenzverwischung baulich manifestiert wurde (auch Herlyn 2004: 128).

Die beschriebene Entwicklung muss aber nicht ausschließlich mit Verunsicherung verbunden werden, sondern sorgt auch für eine gewisse positive Spannung und Unvorhersehbarkeit, gerade das, was Urbanität ausmacht. Größe, Dichte und vor allem Heterogenität, jene Aspekte, die nach Wirth (1974) Urbanität ausmachen gehen immer einher mit Ambivalenzen und einem gewissen Maß an Unübersichtlichkeit. In diesem Sinne können die Stadt und ihre öffentlichen Räume, ganz im Sinne Sennetts, als gesellschaftliche Bühne verstanden werden, die allen heute ausdifferenzierten Lebensstilen zur Verfügung steht. Eine Rolle in diesem Zusammenhang spielt auch die „Erlebnisorientierung“ (Schulze 1992), die öffentlichen Raum zunehmend zu einem Erlebnisraum werden lässt. Gerhard Schulze geht davon aus, dass der Mensch in seinem Alltag vor immer wiederkehrenden Wahlmöglichkeiten steht. Das kann zum Beispiel seine Konsum- oder Freizeitmöglichkeiten betreffen. Ein Wandel von einer Außenorientierung hin zu einer Innenorientierung bedingt eine stärkere Fokussierung des Subjektes. Der Mensch möchte etwas erleben, etwas, das in ihm positive Gefühle auslöst. Was zählt ist der Erlebniswert der Dinge, nicht ihr Gebrauchswert. Verbunden mit der Erlebnisorientierung ist sicherlich auch eine spezifische Konsumorientierung der durch die „neuen“ Konsumräume Rechnung getragen wird. Shopping Malls aber auch Fußgängerzonen sind nicht nur Bereiche in denen Bedürfnisse des täglichen Bedarfs gedeckt werden, sondern sie sind auch Freizeiträume (Baldauf et al. 2002). Allerdings ist eine Reduzierung von Erlebnissen auf „Konsumerlebnisse“ und von Erlebnisräumen auf „Konsumräume“ gerade vor dem Hintergrund sozialer Ungleichheit kritisch zu betrachten, da sie zu eingeschränkter Teilhabe und Zugänglichkeit führen.

Urbane Events und Tourismus

Die Zunahme von geplanten „Events“, kulturellen und meist kommerziellen Veranstaltungen, in urbanen öffentlichen Räumen (Selle 2002: 15; Davis 2010), wie Christopher Street Days, Stadt- und Straßenfeste, Open-Air-Konzerte und Festivals, Public Viewings oder auch sportliche Großveranstaltungen, zeigt die Relevanz und Lebendigkeit dieser Räume. Bernhard Schäfers (2011: 34) definiert Events als eine „Inszenierung des (bisher) Normalen und Alltäglichen als Erlebnis“. Damit werden sie zum einen als besonderes Erlebnis, zum anderen als eine Abkehr von alltäglichen Routinen verstanden. „Einzigartig sind sie vor allem deshalb,

weil zwischen ihnen bemerkbare zeitliche Abstände liegen. Ein Event durchbricht die Routinen und Zwänge des Alltags, es verspricht ein außeralltägliches Erlebnis, auf das man mit Freude und Spannung wartet, auf das man hinlebt“ (Gebhardt 2000: 19).

Gerade Innenstädte bilden eine beliebte Kulisse für derartige Veranstaltungen (Betz et al. 2011). „In allen Fällen sind besondere Räume bzw. Architekturen erforderlich, ein Tempel oder Stadion, ein Festplatz oder Festsaal, eine Festwiese (wie für das Münchener Oktoberfest) oder ein als Kulisse dienender Platz in einer attraktiven Altstadt“ (Schäfers 2011: 28). Damit kann ein attraktives und gelungenes Event auch als Vehikel zur Imageverbesserung und Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit einer Stadt fungieren. Die temporären Veranstaltungen machen Raum zur Bühne, zu einem Erlebnis, das auf großes Interesse stößt (Herlyn 2004: 126). In dieser Hinsicht werden Städte und öffentliche Räume zu einem Standortfaktor. Wird die Freizeitfunktion der Städte betont und soll diese gestärkt werden geht dies meist mit dem Bestreben einher, deren Aufenthaltsqualität zu verbessern. Dazu gehört auch die Förderung von Kultur in der Stadt. Kunst findet Einzug in die öffentlichen Räume (Hornig 2011; Kaltenbrunner 2003) und die Straße kann zu einem kulturellen Aktionsraum werden (Geschke 2009). Diese Entwicklungen machen den öffentlichen Raum der Stadt zu einer Bühne, auch über das Alltagshandeln hinaus.

Auch im Rahmen einer zunehmenden touristische Vermarktung der Städte, wird versucht diese attraktiv zu gestalten und dem Besucher Erlebnisse zu bieten: „Der Tourismus legt dem Raum ein Bezugssystem auf, das nach Bildern, Geschichten, Vorgängen, Gebäuden, Menschen etc. auf ihn so abgestimmt ist, dass er sich vermarkten, sprich verkaufen lässt“ (Wöhler 2011: 169). Durch die touristische Vermarktung werden der urbane öffentliche Raum und Urbanität an sich zu einem Produkt, das es im zunehmenden nationalen und internationalen Wettbewerb der Städte zu vermarkten gilt. Kritisch ist diese Entwicklung, da das „Urbane“ auf einen Ausschnitt reduziert wird: „In den touristifizierten Arealen einer Stadt vermengen sich Kultur und Konsum aufs engste, und es entstehen Räume, die (fast) nur gegen Entgelt angeeignet werden können. Die Touristen und suburbanen Besucher bleiben sowohl von den Alltagsräumen der Stadtbewohner als auch von den städtischen sozialen Brennpunkten abgeschirmt, so dass sie sich in einer gesicherten, mithin geschützten und postmodernen Umgebung bewegen – in touristischen Seifenblasen“ (ebd.: 173f.). Die Maxime von Sicherheit, Sauberkeit und Service ist gerade in solchen „Seifenblasen“ vorherrschend. Es entstehen quasi künstliche, inszenierte Räume in denen die Heterogenität des urbanen Lebens nicht mehr anzutreffen ist. Widersprüchliches und Fremdheit werden ausgeblendet. Touristische Räume sind dann für ökonomische Zwecke funktionalisierte Räume (ebd.: 176). „Jeder Tourist wird nicht primär als Raumbesucher, sondern als jemand sortiert, dem ein Raum bzw. Ort gegen Bezahlung zur Verfügung gestellt wird. Und dieser Raum wird zur Steigerung der Zahlungsbereitschaft des Touristen kulturalisiert“ (ebd.: 174).

Schäfers thematisiert auch die Kehrseite der neuen „Eventorientierung“ der Städte: „Die drohende Enteignung des öffentlichen Raumes für stadtfremde Gruppen und Marketing“ (2011: 34). Öffentlicher Raum ist dann temporär nicht mehr öffentlich in dem Sinne, als dass er für jedermann frei zugänglich ist. Für viele Veranstaltungen werden Eintrittsgelder verlangt. „Bei der derzeitigen Erneuerung der meisten Städte zeigt sich eine Verbindung zwischen öffentlichem Raum, der Kulturindustrie und der Bedeutung des Konsums für die gesellschaftliche Identität“ (Zukin 1998: 36).

Umnutzung

Weniger kommerziell ausgelegt und wesentlich informeller gestalten sich Umnutzungen urbaner öffentlicher Räume. Urbane Events finden meist als „temporäre Umnutzung öffentlicher Räume“ statt. Bei ihnen handelt es sich meist um Großveranstaltungen, die zentral geplant und organisiert wurden und in den meisten Fällen kommerzielle Zwecke verfolgen. Eine Umnutzung öffentlicher Räume kann jedoch auch in kleinerem Maßstab stattfinden, indem diesen Räumen neue Funktionen zugeordnet werden. Dabei sind vor allem zweierlei Formen zu beobachten: zum einen können die Funktionen, die diesen Räumen eigentlich zugeschrieben wurden, ignoriert und durch andere Funktionen ersetzt werden. Zum anderen können alte Funktionen gänzlich aufgegeben und durch neue ersetzt werden.

Die erste Art der Umnutzung, auch verstanden als „Zweckentfremdung“ von urbanen öffentlichen Räumen, ist am deutlichsten im Rahmen einer sportlichen Nutzung zu beobachten (Bette 1997; Wenzel 1997). „Viele Orte werden dabei entgegengesetzt ihrer ursprünglichen Bestimmung genutzt. Die Phantasie der Aneignung scheint keine Grenzen zu kennen. Räume wandeln und verändern ihren kulturellen Gebrauchswert“ (Schneider, in Selle 2002: 65). Jochen Schneider verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der „Offenen Räume“, die in ihrer Funktion unbestimmt sind und in diesem Sinne „Möglichkeitsräume“ darstellen. Dabei ist es vor allem die Gruppe der Jugendlichen, die sich in verschiedenen Sportarten den öffentlichen Raum aneignet (Bette, in Selle 2002: 66). „Sie wollen in ihren Bedürfnissen weder aus öffentlichen Räumen vertrieben, noch auf die traditionellen Spiel- und Hartplätze abgeschoben werden“ (ebd.). Ein Beispiel sind Treppenanlagen, die zum Skaten genutzt werden. Diese Umnutzung erfolgt in der Regel temporär (Rauterberg 2002). An diesem Beispiel wird zudem deutlich, dass unterschiedliche Nutzergruppen unterschiedliche Nutzungsanforderungen an öffentliche Räume stellen. Idealerweise ist eine Nebeneinander der Nutzungswünsche möglich, im ungünstigeren Fall entstehen Interessenkonflikte, gerade dann wenn es um eine subjektiv empfundene Bedrohung der Sicherheit oder eine Abschreckung gewollter Nutzer geht, gerade im Bereich von Konsumräumen. So wird zum Teil das bloße „Rumhängen“ von Jugendlichen als „uneigentliches Verhalten“ (Tessin 2010) definiert, dass nicht erwünscht ist.

Die andere Form der Umnutzung tritt vor allem im Zusammenhang mit schrumpfenden Städten auf (dazu Nagler 2004; Overhageböck 2010). Wenn Schrumpfung und Verödung von Stadtteilen durch massiven Bevölkerungsrückgang und brach liegende Flächen das Stadtbild prägen, entstehen auch neue, leere Räume (Doehler 2003). Der öffentliche Charakter dieser Räume steht zunächst in Frage, denn Begegnung und Urbanität zeichnen sie nicht aus. Was droht ist eine Verwahrlosung (Herlyn 2004). „Der öffentliche Raum der Stadt hat nur eine Zukunft, wenn der Zersiedlungsprozess gedämpft und der Stadtumbau als zentrale neue Gestaltungsaufgabe angegangen wird (...). Unser Zukunftsproblem ist der leere Raum, der nicht mehr benötigte öffentliche Raum in der schrumpfenden Stadt. Nicht ein zu wenig, sondern ein Zuviel an überflüssigem öffentlichen Raum“ (Hunger 2002: 4, zitiert in Herlyn 2004: 140). Probleme entstehen, und das natürlich nicht nur in diesem Zusammenhang, wenn Städte und Kommunen unter einer schlechten Finanzlage leiden, die den Unterhalt oder die Umwandlung der Räume erschwert. So beschreibt Jürgen Milchert (2002) die Vernachlässigung städtischer Grünräume wie Parks, die diese schließlich zu „Angsträumen“, in denen sich Randgruppen konzentrieren, werden lässt. Positive Beispiele, wie leere, durch Schrumpfung entstandene Räume genutzt werden können, sind zum Beispiel Gärten auf stillgelegten U-Bahntrassen, wie beispielsweise in New York, oder die Umnutzung von Branchen als Veranstaltungsflächen.

6.4 Transformation öffentlicher Räume: Verfall oder Revitalisierung?

Anhand der Ausführungen von Bahrtdt (2006) und Sennett (2008) ist deutlich geworden, dass urbaner öffentlicher Raum in einem kontinuierlichen Prozess von Wandel und Neuentstehung geprägt ist. Dieser Wandel vollzieht sowohl hinsichtlich seiner materiell physischen, Erscheinungsform, seiner sozialen Bedeutung und vor allem hinsichtlich seiner Nutzungsmöglichkeiten. Gerade hinsichtlich der Veränderung öffentlicher Räume, der Privatisierungstendenz, der Überwachungs- und Kontrolltendenz, der Entstehung neuer Raumtypen spielt der Prozess der Produktion des Raumes, und die damit verbundenen Ebenen des Wissens, der Bedeutung und der räumlichen Praxis, eine entscheidende Rolle.

Unter Bezugnahme auf die in Karl Marx „Das Kapital“ kontrastierten Begriffe des Tauschwertes und des Gebrauchswertes beschreibt Lefebvre einen Wandel von Raum, nach dem dieser „immer mehr zum Tauschwert wird, und einem bewohnten Raum, der nur noch in dem Maße Gebrauchswert hat, wie ihn der Tauschwert nicht völlig zerstören konnte oder zum Verschwinden bringt“ (Lefebvre 1977:52). Dem Tauschwert zu unterworfen sein bedeutet für einen Raum das Objekt von Spekulationen und Investitionen zu sein (ebd.). „Soweit städtische Räume dem Tauschwert unterworfen werden, wird ihr konkreter Gebrauch erschwert“ (ebd.). Der „kapitalistische Raum“ wird von Lefebvre gleichermaßen als homogen und zersplittert beschrieben: „Dieser Raum ist homogen, weil darin alles äquivalent, weil darin alles austauschbar und auswechselbar ist; weil es ein Raum ist, der dem Verkauf unterliegt und weil es nur einen Verkauf von Äquivalenten, von Austauschbarem gibt. Dieser Raum ist aber ebenso zersplittert, weil er durch Grundstücke oder Parzellen gebildet wird. Und er wird Grundstück für Grundstück oder Parzelle für Parzelle verkauft, er wird also fortwährend zersplittert und fragmentiert, mehr noch: pulverisiert“ (ebd.: 55). Er ist demgemäß der Warenwelt verpflichtet und unterliegt den Maximen der Profitmaximierung.

Das Zerfallen des kapitalistischen Raumes erfordert nach Lefebvre die Etablierung der Theorie eines neu produzierten Raumtypus, den Lefebvre als „gegensätzlichen Raum“ oder als „Raum der Gegensätze“ bezeichnet: „Es handelt sich also darum, jenes zusammenzufassen, was bislang getrennt war (z.B. das Öffentliche und das Private), Vermischung zu antizipieren und die kontinuierliche Weiterentwicklung von Separierungen zu vermeiden wie jene zwischen Zentrum und Vorstädten oder Peripherien“ (ebd.: 57).

Damit nimmt auch Lefebvre (1977), wie Bahrtdt (2006) und Sennett (1968), Bezug auf das sich wandelnde Verhältnis, die verschwimmenden Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit. Die Folgen, die derartige Transformationsprozesse nach sich ziehen, äußern sich im öffentlichen Raum zum Beispiel durch eine zunehmende Privatisierung und Verregelung, was wiederum einen erheblichen Einfluss auf die Teilhabechancen, Möglichkeitsräume und damit den „Gebrauchswert“ von Raum verursacht. Eine zunehmende Privatisierung hat vor allem Folgen für die Zugänglichkeit von Räumen: juristisch gesehen unterliegen private Räume dem privaten Hausrecht des Eigentümers, der über Zugangs- und Nutzungsweisen entscheidet. So bemerkt Hoffmann-Axthelm kritisch: „Denn letztendlich geht es um Aufenthaltsrechte. Solange man von einem privaten Grundstück vertrieben werden kann, solange ist der Asylcharakter öffentlicher Räume – daß aus ihnen, als Ergebnis der Er kämpfung der bürgerlichen Freiheitsrechte, niemand (und sei er wohnungslos, mittellos und drogenabhängig) vertrieben werden kann – unaufgebar. Solange nur private Zugriffe, und sei es auf hoch vergesellschafteter Ebene, einseitig den öffentlichen Raum kolonisieren, ohne daß Gegenleistungen erfolgen, muß man von Usurpation nicht zustehender Rechte reden und die grundbuchsscharfe Trennungslinie, so archaisch sie ihrer Herkunft nach sein mag, verteidigen“ (Hoffmann-Axthelm 1993: 139). Ein entscheidendes Problem privatisierter Räume ist

demnach die Tendenz zur Ausgrenzung unerwünschter Personen und der damit einhergehenden Selektivität der Nutzer. Unerwünschte Personen oder Verhaltensweisen können mit Verweis auf das öffentliche Hausrecht verwiesen werden (Marten 1997: 260). Auf gleiche Weise wird auch die Funktion dieser Räume als politische Plattform, zum Beispiel in Form von Kundgebungen, Demonstrationen oder das Verteilen von Flugblättern (Rauterberg 2010), verhindert. Darüber hinaus gilt die Zugänglichkeit in vielen dieser privaten, öffentlich nutzbaren Räume, wie am Beispiel der Shopping Malls gezeigt wurde (vgl. Kap. 6.3.1), für jedermann nur zu gewissen Tages- und Öffnungszeiten.

Die verschwimmenden Grenzen zwischen öffentlicher und privater Sphäre, die sich mit dieser Art der Privatisierungen ergeben sieht Hoffmann-Axthelm (1993: 139) als ein Merkmal einer sich fortsetzenden „Stadtkrise“ (ebd. 139), in der Stadtentwicklung in die Hände privater Entwickler gelegt wird. Führendes Konzept sei dabei die „Stadt in der Stadt“, deren Ausbildung er als ein eindeutiges Krisensymptom sieht (ebd.: 140), denn sie sei geprägt durch einen „funktionierenden Kapitalismus“, in dem derjenige mithalten kann, der über die notwendigen Mittel verfügt (ebd.). Voraussetzung ist demnach der erlaubte Zugang, sowohl im Sinne eines Eintrittsrechtes als auch im Sinne einer Partizipationschance durch vorhandene ökonomische Mittel.

Auch wenn eine Differenzierung nach öffentlichen und privaten Räumen vor dem Hintergrund der beschriebenen Prozesse heute selten eindeutig möglich ist, vor allem deshalb, weil sich der Begriff des „Öffentlichen“ auf verschiedenen Sachverhalten beziehen kann wie die eigentumsrechtliche Zuordnungen, Zuständigkeitsfragen bei Ordnung und Sauberkeit oder Aspekte sozialen Verhaltens (Selle 2002: 37), sind die Pole als Analyserahmen immer noch hilfreich. Öffentliche Räume, verstanden als Räume, die sich in öffentlichem Eigentum befinden, wie die Straßen oder Plätze der Stadt, sind idealtypisch gekennzeichnet durch Rollenvielfalt, Verhaltensoffenheit, Anonymität und vor allem frei Zugänglichkeit. Dass diese Aspekte jedoch nie in ihrer Gänze erfüllt waren und sind haben die bisherigen Ausführungen deutlich gemacht. „Der öffentliche Raum der Stadt war stets nach Klassen, Schichten und Ethnien unterteilt. Die Quartiersräume waren und sind stark hierarchisiert, was sich in den sogenannten guten und schlechten Adressen ausdrückt“ (von Saldern 2010: 98). Eine andere Betrachtungsweise erfolgt von Seiten der Nutzbarkeit von Raum, wodurch diese gekennzeichnet sind als „alles, was von der Öffentlichkeit genutzt werden kann – unabhängig davon, in wessen Eigentum sich die jeweilige Fläche befindet“ (Selle 2002: 24). In diesem Fall sprechen wir vielmehr von öffentlich nutzbaren Räumen.

Die Rede vom öffentlichen Raum macht es notwendig, zwischen „traditionellen öffentlichen Räumen“, wie sie durch Plätze, Parks und Straßen der Stadt dargestellt werden, und jenen „neuen“ öffentlich nutzbaren Räumen wie einer Shopping Mall zu unterscheiden. (Selle 2002). Die klassischen öffentlichen Räume von Straßen, Plätzen und Parks sind nach wie vor in unseren Städten vorhanden. Selle (2002: 68ff.) wendet sich gegen eine „Schwarzmalerei“. Wandel habe es in der Stadt, Gesellschaft und der Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit schon immer gegeben (dazu auch Sennett 2008). Auch die Ausgrenzung bestimmter Bevölkerungsgruppen, ausgelöst durch ungleiche Machtverhältnisse und Ordnungsstrukturen, ist kein neues Phänomen. Hinzu kommt, dass nicht nur privatisierte Räume kontrolliert werden, sondern auch Straßen und Plätze der Kommune. Die quasi-öffentlichen Räume der Shopping Malls sind vor allem mit zwei entscheidenden Attributen versehen: sie sind (vermeintlich) sicher und sie sind in hohem Maße dem Kommerz verpflichtet und darauf ausgerichtet Gewinne zu erzielen. Schubert (2010) spricht im Zusammenhang mit dieser Entwicklung von einer zunehmenden Tendenz der Verhäuslichung traditioneller öffentlicher Räume. Ausgrenzung von Randgruppen und Unterbindung unerwünschten Verhaltens, wie es für die

beschriebenen privatisierten Räume beklagt wird, sind jedoch auch in zentralen Bereichen der heutigen Innenstädte gängige Praxis. „Vor allem die Territorien der Innenstädte werden mit einer repressiven Verdrängungspraxis gesichert und die ausgegrenzten Personenkreise in ‚Internierungsräume‘ verwiesen“ (ebd.: 190). Auch hier greift die bereits erwähnte 3-S-Strategie: Sicherheit, Sauberkeit, Service.

Birenheide und Legnaro (2003) weisen darauf hin, dass sich die „Definition des Urbanen“ insgesamt verändert hat: „Die Stadtgestaltung dient nicht mehr der Stabilisierung und Integration der unterschiedlichen Lebensführungen, sondern maßgeblich den wirtschaftlichen Interessen und wird nur noch aus dem ‚touristischen Blick‘ (Ronneberger u.a. 1999: 70) vorangetrieben. Die Kritik dieser Entwicklung misst sich an dem Ideal der alten europäischen Stadt, die mit ihrem Marktplatz, der alle disparaten Lebensmodelle integriert, zunehmend zu verschwinden droht, allerdings in dieser idealen Form auch nie existiert hat“ (Birenheide/Legnaro 2003: 15). „Nicht-Orte“ im Sinne Augés, als was die neuen Raumtypen unter kritischen Gesichtspunkten gesehen werden können, entsprechen zwar, so Ronneberger et al. „nicht dem Bild eines traditionellen Stadtverständnisses“, dennoch wird davor gewarnt den Transformationsprozess, den Städte durchlaufen, alleine in „Kategorien des Verlusts“ zu definieren und „städtische Formen der bürgerlichen Öffentlichkeit, deren soziale und ökonomische Voraussetzungen zudem nicht mehr gegeben sind“ zu verklären (1999: 124). Vielmehr haben sich, so Ronneberger, mit Shopping Malls neue Formen der Alltagspraxis herausgebildet.

Auch die Tendenzen der Revitalisierung und die Zunahme urbaner Events sind ein Anzeichen, dass gegen den Verfall öffentlicher Räume spricht. Öffentliche Räume werden genutzt und heute vielfach auch umgenutzt, sie tragen nach wie vor zur Qualität einer Stadt bei und spielen auch im Wettbewerb eine entscheidende Rolle. Allerdings ist auch eine Konkurrenz durch neue private Raumtypen entstanden, die Aufgaben des traditionellen öffentlichen Raumes übernehmen. Insgesamt ist also von einem Wandel auszugehen, der sich in allen von Selle (2002) dazu aufgezeigten Dimensionen manifestiert: einer veränderten Produktion von Raum, die zum Beispiel nun häufig aus der Privatwirtschaft hinaus geschieht, veränderten Eigentumsverhältnissen, eine veränderte Regulierung und schließlich ein veränderter Sozialcharakter von Raum, der sich auch in Form gewandelter Nutzbarkeiten zeigt.

Die Problematik der zunehmenden Konsumorientierung und „Festivalisierung“ (Häußermann/Siebel 1993) ist jedoch trotzdem evident. Direkter und indirekter Ausschluss schränken die Zugänglichkeiten und Teilhabemöglichkeiten gerade bestimmter Nutzergruppen ein. Im Spannungsverhältnis von Sicherheit, Sauberkeit und Service treten Interessenskonflikte auf. Aus den unterschiedlichen Interessen und Nutzungsansprüchen entstehen Konflikte zwischen Nutzern und „Eigentümern“ von Raum, die wiederum Aushandlungsprozesse notwendig machen. In der Diskussion um Nutzungskonkurrenzen werden Kinder (Jacobs 1963, Zeiher 1990), aber vor allem auch Jugendliche (Wüstenrot-Stiftung 2003; Muri/Friedrich 2009) hervorgehoben, die gewissermaßen zu den „benachteiligten“ Gruppen zählen. Wie öffentlich ist also der öffentliche Raum für Jugendliche?

7 Methodisches Vorgehen

Der Wandel öffentlicher Räume beeinflusst deren Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten durch Jugendliche, so die zentrale Ausgangshypothese. Auf der anderen Seite gehen Studien davon aus, dass eine umgekehrt gerichtete Entwicklung stattfindet, in der Form, dass die Nutzung oder Aneignung ‚öffentlicher‘ Räume durch Jugendliche neue Impulse für einen Wandel geben kann. Der folgenden empirischen Untersuchung liegen fünf zentrale Forschungsfragen zugrunde (s.u.):

- Welche Möglichkeiten bietet urbaner öffentlicher Raum Jugendlichen (noch)?
- Wie werden Räume genutzt, umgenutzt und angeeignet?
- Sind Auswirkungen eines Funktions- und Strukturwandels öffentlicher Räume auf die Möglichkeitsräume von Jugendlichen erkennbar?
- Welche Rolle spielen neue Raumtypen wie Shopping Malls?
- Welche Nutzungskonflikte treten auf und in welcher Form finden Aushandlungsprozesse statt?

7.1 Auswahl der Untersuchungsorte und Settings

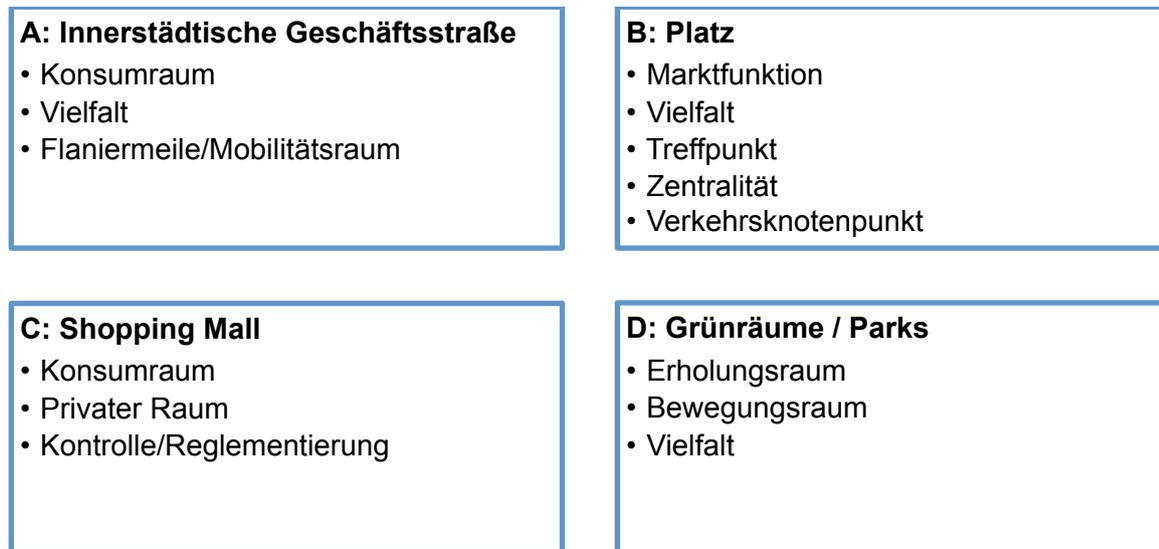
Fallstudien zielen darauf ab, eine möglichst umfangreiche Darstellung einer umgrenzten Zahl von Fällen in klar definierten Feldern zu liefern (vgl. Flick 2010). Forschungsgegenstände von Fallstudien können sehr unterschiedlich sein: Personen, Kulturen, Einrichtungen und Organisationen aber auch Räume: Der Fall ist der „Untersuchungsgegenstand“, er entsteht aus spezifischen Fragestellungen und lässt sich aus theoretischem aber auch aus empirischem Vorwissen ableiten (ebd.: 96). Interessengebiete können nach Brüsemeister (2008: 62f.) Handlungsentscheidungen (Selektionsentscheidungen) sein, zum Beispiel bei der Untersuchung „fremder“ Subkulturen, aber auch „Situative Ordnungen“, in Form institutioneller Ordnungen, oder auch in Form symbolischer Ordnungen und informeller Regeln (Situations- oder Prozessordnungen). Als Beispiel solcher „situativer Ordnungen“ können jene Verbindung zwischen Raum und Ordnung bzw. Raum und Macht gelten, die zum Beispiel von Giddens und Bourdieu (vgl. Kapitel 4) beschrieben wurde (Brüsemeister 2008: 65). Räumliche Gegebenheiten können über symbolische Bedeutungen, die mit ihnen verbunden sind (Interaktions)-Ordnungen bestimmen (ebd.: 66). In diesem Sinne können Ordnungen ausgehandelt werden oder vorgegeben sein. Damit sind Handlungsentscheidungen auch auf situative Ordnungen zurückzuführen. Bei den untersuchten Fällen handelt es sich um Momentaufnahmen bzw. Zustandsbeschreibungen zum Zeitpunkt der Forschung, vor allem verwendet zur „Beschreibung von Alltagsroutinen“ (Flick 2010: 183).

In dieser Arbeit werden die innerstädtischen öffentlichen Räume zweier Städte als Fälle betrachtet. Die zwei Fallstudien werden zunächst einzeln dargestellt und im Anschluss im Schlusskapitel diskutiert. Werden öffentlichen Räume betrachtet, so handelt es sich um komplexe Fallstudien, wobei unter der Komplexität die „Möglichkeit verschiedenartiger Situationen und die Zahl der im Feld agierenden Personen“ (Lamnek 2005: 585) zu verstehen ist. Die Heterogenität von Nutzern und Nutzungsmöglichkeiten verleiht öffentlichen Räumen eine janusgesichtige Komplexität, die ihn zu einem gewissen Grade unübersichtlich und risikobehaftet, auf der anderen Seite aber auch anziehend, aufregend und vielfältig erscheinen lässt. Über diese Komplexität hinaus stellen öffentliche Räume ein sehr offenes Forschungsfeld dar. Der „Grad der Offenheit“ eines sozialen Feldes wird nach Lamnek (2005: 585) definiert

„durch die Zahl der Interaktionen, die *nicht* innerhalb des Beobachtungsfeldes liegen“ (Hervorhebung U.N.). In Bezug auf die Untersuchungsgruppe der Jugendlichen, die ihr im Fokus steht, sind das vor allem Interaktionen in den „geschlossenen“ und privaten oder institutionellen Räumen, wie der Schule oder einem Verein. Offenheit bedeutet in diesem Zusammenhang aber auch Zugänglichkeit. Dem Forscher ermöglicht die Offenheit des Untersuchungsraumes auf der einen Seite eine leichte Zugänglichkeit des Feldes, auf der anderen Seite muss er stärker als in „geschlossenen Systemen“ den Analyserahmen festlegen. Konkret bedeutet dies, die verschiedenen Dimensionen, die im Hinblick auf die Attraktivität, Nutzbarkeit und das etwaige Konfliktpotential öffentlicher Räume für Jugendliche zu konkretisieren.

Für die folgende Untersuchung wurden vier Settings ausgewählt, die an zwei exemplarischen Orten hinsichtlich der Fragestellung analysiert werden sollen. Innerstädtische Geschäftsstraße, Platz und Grünräume stellen die „klassischen“ öffentlichen Räume dar. Sie wurden bereits (neben anderen Raumtypen) in der Studie der Wüstenrotstiftung (2003) (vgl. Kapitel 3.1.3) hinsichtlich ihrer Nutzung durch Jugendliche untersucht. Eine Shopping Mall gilt als „neuer“ Raumtyp, der nicht im eigentlichen Sinne (dem juristischen) als öffentlich gilt, aber einen „öffentlichen Charakter“ besitzt bzw. Öffentlichkeit imitiert.

Abbildung 6: Settings



1) Die *innerstädtische Geschäftsstraße* ist ein zentraler, klassischer, bekannter und viel(fältig) frequentierter Raum der Stadt, der auch eine Verbindungs- und Durchquerungsfunktion erfüllt (vgl. auch Wüstenrot Stiftung 2003). Die Vielfalt, die diesem Ort gemein ist bezieht sich nicht alleine auf die Nutzer und Nutzungsmöglichkeiten sondern auch auf den Bereich des Konsums: Zahlreiche, Geschäfte, Dienstleister, Gastronomiebetriebe etc. sind hier angesiedelt. Vor allem durch diese Konsumfunktion stellen innerstädtische Geschäftsstraßen auch einen verregelten Ort dar.

2) Der *Platz*, als ein weiterer zentraler Ort hat heute oftmals seine historischer Marktfunktion, zumindest zeitweise verloren. „Als Mittelpunkte mit Kreuzungsfunktion kann es hier zu einer besonders starken Durchdringung der Lebenssphären von Erwachsenen und Jugendlichen kommen. An den Rändern befinden sich in der Regel konsumorientierte Angebote wie Geschäfte, Diskotheken, Restaurants oder Cafés“ (Wüstenrot Stiftung 2003: 22)

3) Heidi Kaspar (2012: 18) beschreibt die gesellschaftliche Relevanz *urbaner Grünräume* anhand von drei Dimensionen: Der ökologischen Funktion, der ökonomischen Funktion, als

weicher Standortfaktor, aber vor allem besitzen sie eine gesellschaftliche Funktion, „die die als Freiräume, als Erholungs- und Bewegungsräume, als Identifikationsräume, als Quartiers-treffpunkte und Orte an denen kulturelle Vielfalt erlebbar ist, aufweisen“. Gerade Parks weisen häufig sehr gemischte Nutzergruppen auf (Wüstenrot-Stiftung 2003).

4) Eine *Shopping Mall* stellt einen neuen Raumtyp dar. Sie stellt keinen klassischen öffentlichen Raum dar, sondern ist privatisierter Raum, der privatem Hausrecht unterliegt. Shopping Malls sind als Konsumräume ausgerichtet, in ihrer Architektur und Gestaltung sind sie aber auch bemüht den urbanen Charakter von Öffentlichkeit zu imitieren. Reglementierungen spielen auch hier eine zentrale Rolle.

Als Untersuchungsorte wurden Städte ausgewählt in denen alle Settings im innerstädtischen Bereich anzutreffen sind, die in etwa die gleiche Einwohnerzahl haben aber unterschiedliche Charakteristika und Strukturen aufweisen: Saarbrücken und Ludwigshafen.

Mit einer Einwohnerzahl von 176.974³² entspricht *Saarbrücken* einer kleineren Großstadt und bildet als Landeshauptstadt ein wichtiges politisches, wirtschaftliches, kulturelles und als Universitätsstadt auch das wissenschaftliche Zentrum des Saarlandes. Die räumliche Nähe zu Frankreich und die Anbindung des Saarbrücker Hauptbahnhofs an die ICE Strecke nach Paris verstärken die nicht nur regionale, sondern auch überregionale Bedeutung der Stadt. Prägend für das Bild der Innenstadt Saarbrückens ist neben der Saar, die die Innenstadt quasi in zwei Teile teilt, auch die Stadtautobahn A620 die parallel zur Saar die Stadt durchschneidet.

Mit einer Bevölkerungszahl von 165.560 ist *Ludwigshafen am Rhein* die zweitgrößte Stadt in Rheinland-Pfalz³³ (Statistisches Landesamt Rheinland-Pfalz 2013: 12), Oberzentrum der Region und gehört zudem zur Metropolregion Rhein Neckar. Ein besonderes Merkmal hinsichtlich der Bevölkerungsstruktur der Stadt ist der hohe Anteil an Migranten an der Wohnbevölkerung: Ludwigshafen weist mit einem Anteil von 22% Prozent den mit Abstand größten Anteil in Rheinland-Pfalz auf (Statistisches Landesamt Rheinland Pfalz 2013: 12). Dieser konzentriert sich vor allem in der Innenstadt (vgl. Stadt Ludwigshafen 2006: 12). In einer Bürgerumfrage im Jahre 2011 war die Multikulturalität das Image der Stadt, dem die meisten der Befragten zustimmten (74,9%) (Stadt Ludwigshafen 2012a). Ludwigshafen gilt darüber hinaus gemeinhin als eine klassische Industriestadt, vor allem geprägt durch die chemische Industrie (Stadt Ludwigshafen 2006: 7). Seit dem Jahr 1992 ist sie jedoch von starken Arbeitsplatzverlusten betroffen (vgl. ebd. 8). Ausgelöst durch den Strukturwandel haben sich mit der Entstehung von Konversionsflächen dabei vor allem auch in der Innenstadt Veränderungen hinsichtlich der Flächennutzungen ergeben. Einen Einfluss auf die Mobilitätsstrukturen der Stadt hat ihre direkte Nähe zu Mannheim auf der anderen Rheinseite.

7.2 Qualitative Forschung und Forschungsperspektive

Den empirischen Zugang für die Studien bilden qualitative Methoden. Die Zielsetzung qualitativer Forschung liegt, anderes als in der quantitativen Forschung, nicht in der Überprüfung von Hypothesen aus bestehenden Theorien, sondern in der Entdeckung oder Generierung neuer Theorieaussagen auf Basis empirischer Daten (vgl. Brüsemeister 2008: 19; Flick

³² Bevölkerungszahl am 30.06.2013 auf Basis der Zensusdaten von 2011, http://www.saarland.de/dokumente/thema_statistik/staa_FB300613_nZ.pdf (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

³³ Stand: 31.12.2011

2010: 50). „Qualitative Forschung zielt darauf ab, das untersuchte Phänomen bzw. Geschehen von innen heraus zu verstehen (...). Verstanden werden soll die Sicht eines Subjekts (oder mehrerer Subjekte), der Ablauf sozialer Situationen (Gespräche, Diskurs, Arbeitsabläufe) oder die auf eine Situation zutreffenden kulturellen bzw. sozialen Regeln“ (Flick 2010: 96). Diese verschiedenen Blickrichtungen qualitativer Forschung basieren auf verschiedenen Forschungsperspektiven, denen in erster Linie ein „*interpretatives Paradigma* als forschungsleitendes Denkmodell“ (Mayring 2002: 10) zugrunde liegt. Es wird auf einen dezidierten Forschungsplan verzichtet um neue Aspekte, die während des Forschungsprozesses auftauchen, mit einbeziehen zu können. „Der Grundgedanke [des qualitativen Paradigmas, Anmerkung U.N] ist, dass Menschen nicht starr nach kulturell etablierten Rollen, Normen, Symbolen, Bedeutungen handeln (normatives Paradigma), sondern jede soziale Interaktion selbst als interpretativer Prozess aufzufassen ist: Der Mensch deutet jede soziale Situation für sich, um sich klar zu werden, welche Rollen von ihm erwartet werden, ihm zugeschrieben werden und welche Perspektiven er selbst hat. Wenn soziales Handeln selbst schon Interpretation ist, dann muss der Wissenschaftler natürlich erst recht »Interpret« sein“ (ebd.). Dies verdeutlicht zwei wichtige Aspekte: zum einen die Tatsache, dass soziales Handeln das Resultat von Aushandlungsprozessen ist, die sowohl auf Interaktionen mit anderen Personen als auch auf der individuellen Interpretation und Deutung der in einer Situation vorliegenden Strukturen basieren. Dabei spielen Wissen und Bedeutungen eine zentrale Rolle. Zum anderen muss sich der Forscher darüber bewusst sein, dass seine Sicht auf die gesellschaftliche Wirklichkeit auch auf seine individuelle Interpretationsleistung zurückzuführen ist.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Alltagsbezogenheit der qualitativen Forschung. Diese untersucht und beschreibt „das Handeln und Interagieren der Subjekte im Alltag“ (Flick 2010: 27). Dieses Alltagshandeln ist geprägt von einem schnellen sozialen Wandel und der daraus folgenden „Diversifikation von Lebenswelten“ (ebd.: 23). Aus diesem Grunde muss das Subjekt auch in seinem historischen Kontext betrachtet werden, der immer auch von Veränderungsprozessen geprägt ist. Um diese zu erfassen ist von der Forschungsmethode eine „Offenheit“ gefordert. Diese in qualitativer Forschung geforderte Offenheit (vgl. auch Lamnek 2005: 571) bezieht sich nach Mayring sowohl auf die theoretische (keine strenge „Hypothesengeleitetheit“) als auch auf die empirische Ebene, gegenüber dem Untersuchungsgegenstand (vgl. Mayring 2002: 28). Sie ermöglicht so auch eine Berücksichtigung von Neuem und Unvorhergesehenem und eine entsprechende Anpassung von Theorien und gewinnt damit einen explorativen Charakter.

Auch wenn es in qualitativer Forschung nicht um eine Überprüfung von aus Theorien abgeleiteten Hypothesen geht, sondern vielmehr darum neue Hypothesen zu generieren, so ist ein gewisses Vorverständnis und auch die Formulierung von Vorab-Hypothesen ein wichtiges Element des Forschungsprozesses, das auch die Interpretation beeinflusst. (Mayring 2002: 30). Theorien und Anfangshypothesen bilden das erforderliche Kontextwissen und sind nötig, um den Forschungsgegenstand überhaupt festlegen zu können und dienen der „Sensibilisierung der Aufmerksamkeit“ (Brüsemeister 2008: 25). Sie können der Ausarbeitung eines Analyseschemas dienen. Theorie und Praxis werden schließlich verknüpft. Eine Verallgemeinerung der erzielten Ergebnisse kann im Rahmen der induktiven Methode immer nur vom Einzelfall ausgehen. „Dabei ist in der qualitativen Induktion mit ‚neu‘ nichts absolut Neues gemeint, sondern die Übertragung von bereits existierenden Kategorien aus anderen sozialwissenschaftlichen Kontexten auf die Untersuchungsbefunde“ (ebd.: 27).

So bildet im Folgenden die Raumtheorie den Rahmen für die Analyse, vor allem in Form einer Orientierung an Lefebvres Modell der Raumproduktion und den herausgearbeiteten Dimensionen von Raum (vgl. Kap. 4). Die dreidimensionale Dialektik der Raumproduktion

nach Lefebvre in Form einer Produktion von Wissen, Bedeutung und (räumlicher) Praxis bestimmt die Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten von Raum. Als mentaler und symbolischer Raum ist dieser mit impliziten Bedeutungen und Wissen verknüpft. Beides impliziert räumliche Ordnungs- und Machtstrukturen, die die Nutzungsmöglichkeiten beeinflussen. In Form von Hausordnungen oder Verhaltensvorschriften können diese Ordnungs- und Machtstrukturen auch explizit sein. Gegenstand der Analyse sind also gleichermaßen Strukturen und Handlungen (vgl. Kap. 4.3.1).

7.3 Methoden

Subjekt, Gegenstand und auch die verwendeten Methoden müssen unter Berücksichtigung der Fragestellung ausgewählt werden (Flick 2010: 273). Diese Gegenstandsangemessenheit gilt nicht nur für die zugrunde liegenden Theorien, sondern ist auch für die Methodenauswahl von großer Bedeutung. Unterschiedliche Methoden interpretieren die „soziale Wirklichkeit“ auf unterschiedliche Weise. Für die Fallstudien wurden verschiedene Methoden trianguliert.

Interviews

Im Fokus von Interviews, zum einen mit Experten, zum anderen mit Jugendlichen liegen die subjektiven Sichtweisen und Wahrnehmungen der Befragten. Befragungen konzentrieren sich im Allgemeinen auf „die Ermittlung von Einstellungen, Meinungen, Gefühlen, Vorstellungen und Verhaltenserwartungen“ (Lamnek 2005: 552). Im Fokus dieser Untersuchung stehen Wissen und Bedeutungen, in Form von (Erfahrungs-)wissen über räumliche Strukturen, Verhaltenserwartungen, etwaiges Konfliktpotential und die subjektive Bedeutung, die die jeweiligen Untersuchungsräume besitzen.

Informationen zur Raumnutzung Jugendlicher und zu deren Wahrnehmung durch „Eigentümer“ und „Verwalter“ dieser Räume sollen Experteninterviews liefern. Das Experteninterview eignet sich besonders um „Kontextinformationen“ zu gewinnen und kann „zur Exploration eingesetzt werden, zur Orientierung in einem neuen Feld, um darüber das «Untersuchungsfeld thematisch zu strukturieren und Hypothesen zu generieren»“ (Flick 2010: 216 mit Verweis auf Bogner/Menz 2002: 36-38). Experten verfügen, resultierend aus ihrem beruflichen Feld, über besonderes Praxiswissen (Flick 2010). Im Rahmen der Fallstudien wurde Interviews mit dem Streetwork der Stadt, der Polizei und mit den Managern der jeweiligen Shopping Malls geführt. Gerade die Mitarbeiter des Streetwork verfügen über ein Expertenwissen hinsichtlich der Lokalisation jugendlicher Treffpunkte im öffentlichen Raum. Von Seiten der Polizei besteht ein Wissensvorrat vor allem bezüglich „problematischer Räume und Verhaltensweisen“. Mit dem Mallmanagement wird die Perspektive einer „strukturschaffenden Instanzen“ in die Untersuchung einbezogen, denn es sind in der Regel jene Experten die entweder Nutzungs- und Verhaltensbedingungen aufstellen und/oder auf deren Einhaltung bedacht sind. Die Bedeutungen von und das Wissen über Reglementierungen und geplante, erwünschte oder Unerwünschte Nutzungen sowie die praktische Umsetzung dessen stehen im Fokus des Interesses. Außerdem interessiert die Wahrnehmung von Jugendlichen in den entsprechenden Räumen.

Es wurden leitfadengestützte Interviews geführt, in denen vor allem die folgenden Fragen beantwortet werden sollen (siehe Anhang):

- Wo halten sich Jugendliche auf und wie nutzen sie den jeweiligen Raum?
- Wie werden sie wahrgenommen und wie wird mit ihnen umgegangen?
- Gibt es Probleme oder Sanktionen?

Von zentralem Interesse für den Forschungsgegenstand ist die Einstellung Jugendlicher zu den öffentlichen Räumen, die sie nutzen und in denen sie im Forschungsprozess angetroffen wurden. Um die Bedeutung spezifischer Räume für deren Nutzer zu analysieren ist es notwendig deren subjektive Sichtweisen und Einstellungen zu erfassen. Öffentlichem Raum als Sozialraum kommt für Jugendliche eine spezifische Bedeutung zu. „In einem Gespräch mit denjenigen, die diesem Sozialraum seine Bedeutung verleihen, kann man viel über die Bedingungen des Ortes erfahren“ (Valentin 2009: 87)

Aufgrund der Offenheit des Feldes bietet es sich an Interviewsituationen, ähnlich wie beim ethnographischen Interview (Flick 2010, Girtler 2001) aus Beobachtungssituationen heraus herzustellen. Befragt werden sollen Jugendliche (gemäß der Definition in Kap. 2) die sich über einen längeren Zeitraum, eventuell auch an mehreren Beobachtungstagen, am Untersuchungsort aufgehalten haben und noch aufhalten. Die Interviews finden als Gruppeninterviews im „natürlichen Setting“ statt. Das Gruppeninterview eignet sich besonders, da die Dynamiken der Gruppe genutzt werden können, da „sie Antwortende stimulieren und bei der Erinnerung von Ereignissen unterstützen und über die Antworten der Einzelnen hinausführen können“ (Flick 2010: 250). Auf diese Weise können auch kleinere Diskussionen angeregt werden. Zudem kann für die Interviewten Jugendlichen die Gruppe ein gewisses Maß an „Sicherheit“ in der ungewohnten Situation des Interviews bieten (Valentin 2009: 91). Ein weiterer Vorteil ist, dass die Situation in der Gruppe zur Validierung der Aussagen beiträgt (Flick 2010: 249). Interviewt werden reale oder natürliche Gruppen, in natürlichen Situationen, das heißt an dem Ort, an dem sie auch angetroffen wurden. Das soll dazu dienen, eine Interaktionssituation zu schaffen, die eine große Alltagsnähe besitzt (ebd.: 249). Gerade hier ähnelt das Verfahren dem Vorgehen in ethnographischen Interviews, in dem „Gelegenheiten für Interviews häufig spontan und überraschend aus regelmäßigen Feldkontakten“ (ebd.: 220) entstehen.

Hinsichtlich der Auswahl der Interviewmethoden musste eine Entscheidung in Bezug auf das Wechselverhältnis von Offenheit gegenüber dem Untersuchungsgegenstand und Interviewpartner auf der einen Seite und dem Maß an Strukturiertheit und Steuerung auf der anderen Seite getroffen werden (Flick 2010: 268ff). Aus der Theorie wurden, im Sinne eines deduktiven Vorgehens, Forschungsfragen abgeleitet, anhand derer der Fragebogen konstruiert wurde. Dabei wurde das Instrument Fragebogen jedoch so offen gehalten, dass auch neue Elemente die sich aus der Theorie noch nicht ableiten lassen, aufgenommen werden können. Die Interviews wurden insgesamt relativ offen gestaltet um ein offenes Diskussionsklima ohne stark regulierende und steuernde Eingriffe zu ermöglichen. Ein Leitfaden (siehe Anhang) diente als Orientierungshilfe und Impulsgeber. „Frage ich die Jugendlichen: „Was bedeutet dir dieser Ort?“ Dann werde ich wahrscheinlich ein Achselzucken erhalten oder eine kurze Antwort wie „Wir treffen uns halt hier.“ Erst wenn ich geschickt durch einen Erzählimpuls und durch offenes Nachfragen einen Erzählfluss anrege, erhalte ich die Informationen, die für mich interessant sind.“ (Valentin 2009: 88). Zentrale Fragen in den Interviews mit Jugendlichen richteten sich vor allem auf die Beweggründe des Aufenthalts, die Wahrnehmung des Raumes und etwaiger Konflikte:

- Warum nutzen Jugendliche den entsprechenden Raum, in dem sie sich gerade aufhalten? Was macht seine Attraktivität aus?
- Sind sie regelmäßig vor Ort?
- Welche Bedeutung kommt dem Raum zu? Freizeitraum? Konsumraum? Treffpunkt?
- Treten Probleme mit anderen Nutzern, Eigentümern oder der Polizei auf?
- Sind Veränderungen erwünscht?

Die Auswertung des Interviewmaterials erfolgte gegenstandsbezogen qualitativ inhaltsanalytisch nach Mayring (2010). Die Entwicklung der Kategorien erfolgte in einer Mischung aus deduktiver und induktiver Vorgehensweise. Gruppendynamische Gesichtspunkte in den Interviews mit Jugendlichen wurden nicht in die Analyse einbezogen.

Beobachtung

Ergänzende Informationen lieferten Beobachtungen. Die Methode der Beobachtung ist besonders dazu geeignet, soziales Verhalten in Alltagssituationen und zu dem Zeitpunkt in dem es tatsächlich stattfindet zu erheben (z.B. Lamnek 2005). Die bewusste Auswahl des Untersuchungssettings und dessen, was genau beobachtet werden soll, zählt nach Flick (2010: 283f) bereits zur ersten Phase der Beobachtung, da hier festgelegt wird, wo die sozialen Phänomene, die von Interesse sind überhaupt erst stattfinden und welche Phänomene für die Fragestellung relevant sind. Einen weiteren wichtigen Bestandteil bildet dann die „allgemeine Darstellung des Feldes“ (ebd.: 283), die zunächst eine Beschreibung des Settings darstellt. Erst darauf folgen fokussierte und selektive Beobachtung der für die jeweilige Fragestellung relevanten Aspekte und Phänomene.

Gerade in offenen Feldern und öffentlichen Räumen ist die nicht-teilnehmende Beobachtung eine sinnvolle Methode (Flick 2010: 360). Nicht-Teilnehmende Beobachtung betrachtet das soziale Verhalten von außen, der distanzierte Beobachter nimmt nicht am Geschehen teil. Es werden „natürliche“ Handlungen und Situationen untersucht, ohne das Feld zu beeinflussen. In diesen Situationen ist der Beobachter als „vollständiger Beobachter“ (ebd.: 283) definiert, dessen Rolle sich durch Distanz zum Geschehen auszeichnet. In der verdeckten Beobachtung werden die beobachteten Personen nicht informiert. Das Vorgehen ist einerseits ethische fragwürdig. Andererseits: „Häufig wird diese Art von Beobachtung jedoch in öffentlichen Räumen durchgeführt – auf Bahnhöfen oder Plätzen, in Cafés mit häufig wechselnder Frequenzierung -, wo dieses Einverständnis nicht eingeholt werden kann.“ (ebd.: 283). Gerade in öffentlichen Situationen und Räumen bleiben die beobachteten Personen anonym und können nicht identifiziert werden. Eine Zustimmung erfolgt hier nicht. Der zentrale Vorteil ist dabei die Beibehaltung des natürlichen Settings (Brüsemeyer 2008). Brüsemeyer (2008: 73f) betont jedoch, dass Modulationen der Beobachtersituation unausweichlich sind, denn sobald ein nicht-teilnehmender Beobachter als solcher erkannt wird, wird er zu einem Teilnehmer der Situation, kann sie jedoch, sobald er nicht mehr bewusst wahrgenommen wird, wieder verlassen. „Je öffentlicher und unüberschaubarer das Feld ist, desto leichter dürfte es sein, eine Rolle einzunehmen, die nicht weiter auffällt und das Feld nicht weiter beeinflusst“ (Flick 2010: 284). Da öffentliche und frei zugängliche Räume untersucht werden sollen besteht keine Problematik hinsichtlich des Feldzugangs. Die Belebtheit der Räume ermöglicht es dem Beobachter zudem in einem natürlichen Setting (zumindest anfangs) verhältnismäßig wenig aufzufallen und so die Beobachtungssituation nicht zu verändern.

Die Rahmenbedingungen der Beobachtungen werden im Vorfeld in einem Erhebungsplan festgelegt. Um wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen, muss eine Beobachtung, egal ob strukturiert oder unstrukturiert, systematisch geplant sein und erfordert eine systematische Aufzeichnung der gewonnenen Daten (Lamnek 2005: 559f). Auch die Aufstellung eines Erhebungsplans und eine mögliche Strukturierung beginnt bereits bei der Festlegung der zu untersuchenden Gruppen und der Bestimmung des jeweiligen Setting, indem die Beobachtungen stattfinden sollen. Eine systematische Planung der Beobachtungen nach einem strengen Beobachtungsplan bietet sich dann an, wenn im Vorfeld durch zahlreiche Ausgangshypothesen der Untersuchungsgegenstand bekannt und klar strukturiert ist. Strukturierte Beobachtungen auf Basis konkreter Hypothesen arbeiten mit festgelegten Kategoriensystemen (ebd.: 560).

Geht es jedoch darum, ein verhältnismäßig offenes Forschungsverfahren zu realisieren liegt die nicht-systematische Beobachtung näher, denn sie entspricht quasi einem „Protokoll tatsächlicher Beobachtungsreihen“ (Brüsemeister 2008: 79), vor allem wenn das Feld und der untersuchte Gegenstand relativ unbekannt sind. Nachvollziehbar wird die unsystematische oder nicht-standardisierte Beobachtung dadurch, dass in den Feldnotizen von den Beobachtern festgehalten wird „warum sie zu bestimmten Zeitpunkten bestimmte Beobachtungen für angemessen hielten“ (Brüsemeister 2008: 79). Mayring empfiehlt einen „Mittelweg“, in der Form, „dass vorab die wichtigsten Beobachtungsdimensionen theoriegeleitet festgelegt und in einem Beobachtungsleitfaden zusammengestellt werden“ (Mayring 2002: 81f). Damit ist wird sowohl der in der qualitativen Forschung gewünschten Offenheit für neue und unerwartete Situationen, als auch eine gewisse Möglichkeit der Vergleichbarkeit von Situationen Rechnung getragen.

Grundlegend für qualitative Forschung insgesamt ist das „interpretative Paradigma“: „Die soziale Wirklichkeit wird als eine durch Interpretationshandlungen konstruierte Realität begriffen, wobei soziale Tatbestände Ergebnisse der interpretatorisch bestimmten Interaktionen sind“ (Lamnek 2005: 574). Beobachtung und die Erfassung der Daten ist gleichsam auch eine Interpretation der sozialen Umwelt (vgl. Brüsemeister 2008: 75). In der Beobachtung geht es immer um eine Analyse von Handeln und Strukturen und um deren Zusammenwirken. Es sind die soziale Konstruktion von Wirklichkeit und die Aushandlungsprozesse, die in diese Zusammenhang stattfinden, die im Interesses des Forschers stehen (in Bezug auf die teilnehmende Beobachtung: Lamnek 2005: 548).

In der nicht-teilnehmenden und verdeckten Beobachtung ist der Forscher dabei in höchstem Maße auf seine eigene Interpretationsleistung angewiesen (Flick 2010: 285) Die Interpretation erfolgt hier aus einer reinen Außenperspektive. Damit ist eine spezifische Gefahr verbunden, denn „Das Fremdverstehen ist Voraussetzung und Methode der Beobachtung.“ (Lamnek 2005: 552) Eine Gefahr ist die so genannte „selektive Wahrnehmung“: „Zu der die Beobachtung verzerrenden, selektiven Perzeption gehört auch die Tatsache, dass gewisse Inhalte bevorzugt registriert werden und auf diese Weise die Aufnahme anderer Inhalte hemmen, d.h. die Wiedergabe der Beobachtung wird beeinflusst durch Ziele und Vorstellungen des Beobachters“ (ebd.: 557). Auch Vorwissen wirkt verzerrend, dessen muss sich der Forscher bewusst sein (ebd.: 591). Das eigene Sinnverstehen muss von dem der beobachteten Gruppe unterschieden werden, eine bewusste Reflexion ist notwendig (ebd.: 551.).

Das jeweils beobachtete Verhalten besitzt sowohl einen subjektiven Sinn als auch eine objektive soziale Bedeutung die beide in der Interpretation des Beobachters berücksichtigt werden müssen (Lamnek 2005: 549). Gerade aus diesem Grund ist eine Triangulation mit anderen Methoden der Datenerhebung (Flick 2010: 285) sinnvoll, denn die nicht-

teilnehmende Beobachtung geht einher mit der Analyse der Außenperspektive, die Innenperspektive hingegen wird vernachlässigt und soll durch die Durchführung von Interviews ergänzt werden.

Der Raum in dem Beobachtungen durchgeführt wurden war klar definiert und umgrenzt, denn die räumliche und soziale Definition des Beobachtungsfeldes bezieht sich auf den Untersuchungsgegenstand: öffentliche und „quasi-öffentliche“ Räume und das soziale Handeln Jugendlicher, untereinander und mit anderen Nutzergruppen, dass in diesen Räumen stattfindet. Eine vorherige detaillierte Beschreibung des Beobachtungsfeldes diente dazu, die Strukturen zu erläutern. Dies umfasst eine Beschreibung des physisch, materiellen Raumes, der baulichen Strukturen und eventuellen symbolischen Barrieren. Die weiteren Beobachtungen bezogen sich auf eine relativ klar definierte Gruppe, die der Jugendlichen und auf deren (räumliche) Praxis. Für einzelne Beobachtungssituationen galt innerhalb dieser Gruppe eine weitere Begrenzung auf eine ausgewählte kleinere Gruppe. Beobachtungen sind zudem zeitlich limitiert, sie erfassen den sozialen Alltag in Ausschnitten. Die Festlegung spezifischer Beobachtungszeiträume erlaubt es möglichst alle relevanten Zeiten abzudecken.

Die Nutzung öffentlicher Räume durch Jugendliche, die in den folgenden Fallstudien von Interesse ist, umfasst in der Hauptsache den Bereich der konkreten Nutzung in der Freizeit über einen längeren Zeitraum in Form und nicht jene Form des Durchquerens zum Beispiel auf dem Weg zur Schule. Untersucht werden sollen „Aufenthalts- und Freizeitorte“. Aus diesem Grunde musste bei den Beobachtungen danach differenziert werden, ob in der Woche oder am Wochenende beobachtet wurde, und es musste nach verschiedenen Tageszeiten unterschieden werden. Gerade in Schulzeiten ist davon auszugehen, dass vormittags eine geringere Frequentierung öffentlicher Räume durch Jugendliche zu beobachten ist. Insgesamt fanden an allen Untersuchungsorten in beiden Städten Beobachtungen in drei Zeitfenstern statt: Nachmittags (15-17 Uhr), am frühen Abend (17-19 Uhr) und abends (19-21 Uhr), jeweils wochentags und am Wochenende. Die Beobachtungen umfassten einen Gesamtumfang von insgesamt 66 Stunden.

Ziel war die Beobachtung von Handeln und Verhalten in konkreten Situationen, sowie Handlungsfolgen. Als Beobachtungseinheiten wurden soziale Situationen definiert, die zum Teil komplex sein können und aus verschiedenen Interaktionszusammenhängen bestehen können. Es existiert keine standardisierte, klar definierte Situation, die den Fokus der Beobachtung bilden soll. Die Beobachtungseinheiten ergeben sich vielmehr situativ, allerdings stehen bestimmte Sachverhalte im Fokus des Interesses, es werden also für die Fragestellung relevante Situationen beobachtet. Die Frage was im Rahmen der Beobachtungen dokumentiert werden soll, ist im Vorfeld zunächst nur sehr allgemein zu beantworten, um dem Prinzip der Offenheit gegenüber dem Gegenstand gerecht zu werden.

Der Beobachtungsfokus lag darauf, die Nutzung und Aneignung öffentlicher Räume zu erfassen. Die zentralen Aspekte der Beobachtung waren an die folgenden Fragen geknüpft:

- Wie nutzen Jugendliche den jeweiligen Raum? Welche Tätigkeiten sind zu beobachten? Wie gestaltet sich die „räumliche Praxis“?
- Hat der jeweilige Raum Treffpunkt- oder Durchgangsfunktion? Sind Aufenthalte dauerhaft oder zufällig?
- Gibt es Interaktionen mit anderen Nutzergruppen? Treten Konflikte auf?
- Sind spezifische Aneignungsweisen oder Umnutzungen zu beobachten?

Die in der Beobachtungssituation erfassten Daten wurden, wenn es die Situation zu lies, unmittelbar während der Beobachtung auf einem teil-strukturierten Beobachtungsbogen (siehe Anhang) stichpunktartig dokumentiert. Dabei wurden auch spezifische Kontextbedingungen festgehalten.

Dokumentenanalyse

Eine Dokumentenanalyse soll ergänzend dazu dienen, ein spezifisches Hintergrundwissen über den Untersuchungsraum und dessen Strukturen zu gewinnen. Im Interesse liegen dabei zum einen städtebauliche Entwicklungskonzepte der jeweiligen Untersuchungsorte, vor allem im Hinblick auf die angestrebte Innenstadtentwicklung, zum anderen die Hausordnungen der Shopping Malls. Diese „strukturegebenden Elemente“, in Form von Reglementierungen, sichtbaren oder auch symbolischen Barrieren spielen eine große Rolle hinsichtlich der Wahrnehmung und Nutzbarkeit von Raum und wirken sich so (möglicherweise) auch auf die Handlungsweisen von dessen Nutzern aus.

Für einige öffentliche Räume existieren von Seiten der Städte spezifische Reglementierungen und Verbote bis hin zu so genannte „Gefahrenabwehrverordnungen“, welche die Nutzbarkeit der Räume und die Verhaltensoffenheit der Nutzer einschränken können. Auch diese Art der „Strukturgebung“ ist ein Bestandteil der Untersuchung. Für die verschiedenen Untersuchungsorte und Setting sollen die folgenden Fragen beantwortet werden:

- Gibt es Verbote, Verhaltensvorschriften oder andere Reglementierungen?
- Werden Sanktionen (z.B. Platzverweise, Hausverbote) ausgesprochen?
- Gibt es Hinweise zu erwünschten Nutzungsweisen des Raumes?

8 Zwei Fallstudien

Im Folgenden werden anhand von zwei Fallstudien aus dem Sommer 2013 die in den beiden Untersuchungsorten Saarbrücken und Ludwigshafen durchgeführten Studien getrennt voneinander betrachtet, bevor im folgenden Schlusskapitel die Ergebnisse zusammengeführt und diskutiert werden.

8.1 Saarbrücken

8.1.1 Rahmenbedingungen: Tendenzen und Zielsetzungen der Innenstadtentwicklung

Die von der Stadt Saarbrücken im Rahmen eines städtebaulichen Entwicklungskonzeptes formulierten Zielsetzungen geben Rahmenbedingungen und Nutzungserwartungen an den öffentlichen Raum seitens der Stadt vor und betonen dabei insbesondere die Bedeutung der Entwicklung der Innenstadt:

„Die Innenstadt ist ein einzigartiger und unverwechselbarer Identifikationsort für die gesamte Bürgerschaft. Hier sind die historischen Ursprünge der Stadt spürbar, hier ist die deutsche und europäische Stadtgeschichte erlebbar. Trotz der Kriegszerstörungen befinden sich in der Innenstadt von Saarbrücken die bedeutsamen historischen Gebäude und Anlagen. In der Innenstadt findet man zudem Rathaus, Kaufhäuser, Kirchen und Theater. Die Innenstadt stiftet der Bürgerschaft Heimat und Identität. Hier werden die Feste für Alle gefeiert, die innerstädtische Gastronomie ist der Treffpunkt. Das Leben und der Ort, an dem es sich abspielt, sind zugleich vielfältig, einzigartig und unverwechselbar. Unsere Innenstadt ist Visitenkarte für das Leben in der Stadt und in der Region. Sie bedarf deshalb unserer besonderen Aufmerksamkeit.“
(Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 1)

In dieser Beschreibung auffällig sind insbesondere die Attribute Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit, Historizität, Heimat und Identität, Integration, Treffpunktfunktion sowie Konsum und Gastronomie. Während, wie in Kapitel 5 ausgeführt, die Einzigartigkeit, die Historizität und die Funktionen als Treffpunkt und Ort der Integration Aspekte sind, die in der allgemeinen Theorie mit öffentlichen Räumen assoziiert werden und dessen Qualität ausmachen, liegt der Fokus des städtebaulichen Entwicklungskonzeptes vor allem auf der Förderung der Konsumfunktion und einer allgemeinen Attraktivitätssteigerung der Innenstadt. Damit sind zum einen spezifische Nutzungserwartungen an die Besucher gebunden, zum anderen wirkt sich diese Zielsetzung auf die gestalterischen, ordnungspolitischen und regulativen Maßnahmen in diesen Räumen aus.

8.1.1.1 Kommerzieller Fokus

Die Stadt Saarbrücken definiert die Innenstadt als „der Bereich mit den zentralen Einzelhandels- und Dienstleistungsfunktionen“, also das „Geschäftszentrum von Saarbrücken“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 4). Den Nutzungen und Funktionen dieses Stadtraumes kommen, wie auch traditionell in der Stadtentwicklungsgeschichte üblich, zentrale Bedeutungen zu, vor allem in Form eines wesentlichen Einkaufsbereichs und kommerziellen Zentrums, das auch eine überregionale Bedeutung hat. Die Innenstadt Saarbrückens ist direkt an den öffentlichen Personennah- und Fernverkehr angebunden. Eine wichtige Drehscheibe ist

der Hauptbahnhof, mit dem ihm vorgelagerten Busbahnhof und der Haltestelle der Saarbahn (Straßenbahn), die das Oberzentrum Saarbrücken mit der umliegenden Region verbindet. Die Bahnhofstrasse gilt als „kommerzieller Kern des Geschäftszentrums“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 6). Leerstände existieren hier kaum (ebd.: 28).

„Entlang dieser zentralen Achse befinden sich die Kaufhäuser und größeren filialisier-ten Handelsbetriebe sowie einige kleinere Einzelhandelsfilialen. [...]. Ausdehnung und Geschäftigkeit der Bahnhofstraße geben ihr ein großstädtisches Flair. Nach Einschätzung der Branche ist die Bahnhofstraße die Haupteinkaufsstraße und einzige wirkliche 1-A-Lage der Region.“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 6)

Das Alleinstellungsmerkmal als einzige 1a-Lage der Region verdeutlicht noch einmal, dass auch Kunden von Außerhalb angezogen werden sollen und dies offenbar auch gelingt. Die Wettbewerbsfähigkeit der Innenstadt Saarbrücken kann so gefestigt werden. Es gibt jedoch auch eine kritische Sichtweise auf die Innenstadtentwicklung, vor allem im Hinblick auf die zunehmende Filialisierung auf Kosten kleinerer, inhabergeführter Geschäfte.

„In der City geht mit der Reduktion hochwertiger Betriebstypen die Verlagerung der Preislagen und Sortimente einher. Uniformität und Verwechselbarkeit bestimmen immer mehr das Angebot. Es fehlt ein hochwertiges individuelles Sortiment, welches auch anspruchsvollere Kunden befriedigt. Da sich diese Kunden eher zu kleinen, originellen und hochwertigen Geschäften orientieren, droht die City gegenüber der Konkurrenz zurückzufallen.“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 27)

Diese Austauschbarkeit von Innenstädten, der Verlust der Einzigartigkeit und eines individuellen Charakters ist eine Begleiterscheinung, die in vielen Innenstädten zu beobachten ist. Das Angebot bestimmt auch darüber, welche Kunden Zielgruppe sind und wen es dann tatsächlich in die Innenstädte zieht. Anspruchsvollere und gleichzeitig zahlungskräftige Kunden werden weniger angesprochen. „Andererseits führen weiter sinkende Preislagen der Sortimente dazu, dass für preisbewusste Kunden die Saarbrücker City zunehmend in Konkurrenz zu kostengünstigeren Nebenzentren im Umland (...) tritt.“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 27)

Im Oktober 2010 wurde in der Saarbrücker Innenstadt, in zentraler Lage direkt am Hauptbahnhof, die Shopping- Mall Europa-Galerie eröffnet (Landeshauptstadt Saarbrücken 2010: 6, vgl. auch CM1). Von der Stadt wird proklamiert, dass Saarbrücken mit der Entstehung der Europa-Galerie „erheblich kommerziell aufgewertet“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 6) wurde. Darüber hinaus wirbt die Europa-Galerie mit ihrer zentralen Lage und der guten Anbindung an den öffentlichen Personennah- und fernverkehr sowie an die Autobahnen. Damit wird sie auch für Kunden aus der Region, einschließlich Frankreichs, zu einem Anziehungspunkt (CM1). Die Etablierung der Shopping Mall wurde dabei von Seiten der Stadt im Jahr 2011 durchaus ambivalent betrachtet:

„Einmal entstand mit der zusätzlichen Verkaufsfläche der Europa-Galerie eine weitere Flächenkonkurrenz, zum können die Marktvorteile eines Shoppingcenters gegenüber den traditionellen Lagen in der neuen Konzeption zum Tragen kommen. Shopping-Center besitzen gegenüber der übrigen Innenstadt den Vorteil die Handels- und Angebotsstruktur attraktivitätswirksam zentral steuern zu können. Andererseits bietet das Center aber auch die Chance, die Innenstadt überregional bedeutsamer zu machen, sodass auch der übrige Einzelhandel davon profitiert.“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 27)

Mit der Etablierung der Europa-Galerie funktioniert die Einzelhandelsstruktur in der Saarbrücker Innenstadt nach einem so genannten „Knochenprinzip“, mit den beiden Schwerpunkten Europa-Galerie und St. Johanner Markt, die mit der Fußgängerzone verbunden sind (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 6f). Der St. Johanner Markt wird von der Stadt als das „Herzstück des Saarbrücker Lebens“³⁴ beschrieben wird. Den Platz umgeben zahlreiche gastronomische Betriebe und einige kleinere Geschäfte. „Hier trifft man sich oder man bummelt durch die malerischen Gässchen rund um den Markplatz. Seit 1978 ist der Altstadtbereich Fußgängerzone“ (s.u.). Auf dem Platz befindet sich ein barocker Brunnen, der, neben der bei schönem Wetter zahlreich vorhandenen Außenbestuhlung, das Bild des Platzes prägt. Der St. Johanner Markt ist zentraler Punkt der historischen Altstadt Saarbrückens. Mit dem immer noch regelmäßig stattfindenden Wochenmarkt bleibt auch die klassische Marktfunktion eines zentralen Innenstadtplatzes erhalten. Der Altstadtbereich insgesamt steht für eine Funktionsmischung:

„Die Altstadt stellt heute aufgrund ihrer historischen Bausubstanz und ihrer Funktion als Wohn-, Dienstleistungs-, Kneipen- und Restaurantviertel die sog. „gute Stube“ Saarbrückens dar. Der Bereich ist als Fußgängerzone ausgebildet und erlaubt über alle Jahreszeiten eine hohe Anzahl von Aktivitäten im Freien. Die historischen Gebäude, die entspannte, fußgängerfreundliche Atmosphäre, die Mischung aus Wohnen, Einzelhandel und Gastronomie führen zu einem attraktiven „Flair“, mit dem sich Saarbrücken positiv präsentieren kann.“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 10f)

Jedoch werden im städtebaulichen Entwicklungskonzept auch die Schwierigkeiten, die eine solche Mischung der Funktionen mit sich bringen, thematisiert. Außengastronomie oder auch Stadtfeste stehen zum Teil im Konflikt mit dem Ruhebedürfnis der Bewohner der Altstadt. Nutzungskonflikte sind demnach also durchaus bekannt, können jedoch nicht vermieden werden (vgl. Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 10f).

8.1.1.2 Aktionsprogramm Innenstadt: Außenraumgestaltung und Stadtraummöblierung

Im Rahmen von City Marketing Initiativen, wie dem „Aktionsprogramm Innenstadt“ und dem „Arbeitskreis Öffentlicher Raum“ der Stadt Saarbrücken, werden verschiedene Maßnahmen angestrebt, um die öffentlichen Freiräume der Innenstadt aufzuwerten (vgl. Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 48ff). Wichtige Schwerpunkte bilden dabei die Festlegung von Standards für die Stadtmöblierung und das Aufstellen von Gestaltungsleitlinien.

„Ziel der Landeshauptstadt ist es, bei Neubau – und auch bei Sanierungsmaßnahmen im Bestand, eine Vereinheitlichung der Materialien und des Stadtmobiliars herbeizuführen, um daraus Standards für den öffentlichen Raum abzuleiten. So sollen Materialien und Ausstattungsgegenstände verwendet werden, die sich bereits im Stadtraum bewährt (langlebig, robust) oder aus der Historie heraus Stadtraum prägenden Charakter haben.“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 49)

Die Zielsetzung der Gestaltungsrichtlinien ist eine Verbesserung der Aufenthaltsqualität in den öffentlichen Räumen der Stadt. Dazu zählt neben baulichen Maßnahmen auch die Ver-

³⁴ Internetauftritt der Stadt Saarbrücken: http://www.saarbruecken.de/tourismus/sehenswertes/sehenswuerdigkeiten/st_johanner_market (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

besserung der Sauberkeit (vgl. Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 50), ein wichtiges Element der in Kap. 6 beschriebenen 3-S-Strategie (Sicherheit, Sauberkeit, Service).

„Eigentümer, die ihre Fassade mit großflächigen Werbeanlagen bedecken, Einzelhändler, die den Straßenraum zur Warenpräsentation nutzen oder Gastronomiebetriebe mit Außenbestuhlung und Servicestationen - das Ausmaß und die Gestaltung dieser Aktivitäten prägen letztlich das Gesamterscheinungsbild. Die Bahnhofstraße, der St. Johanner Markt, die Eisenbahnstraße und die Kaiserstraße wurden in der Vergangenheit von aggressiv dargestellten Einzelinteressen oder gedankenloser optischer „Vermüllung“ geprägt.“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 50)

Im Rahmen einer Sondernutzungssatzung wurden darüber hinaus Rahmenbedingungen und Empfehlungen für den Handel und die Gastronomie erlassen, die sich zum Beispiel auf Außenmöblierungen, Werbung oder Warenpräsentationen außerhalb der Geschäfte beziehen (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 50).

Die beschriebenen Maßnahmen sprechen zum Teil sehr individuell die Besitzer von Einzelhandels- und Gastronomiebetrieben an und bewegen sich auf einem vergleichsweise niedrigschwelligem Niveau. Eine Aufwertung der Innenstadt wird jedoch auch in größerem Maßstab angestrebt. Im Rahmen des EU-Großprojektes „Stadtmitte am Fluss“ ist die Berliner Promenade, die parallel zur Bahnhofstraße entlang des Saarufers verläuft, umgestaltet und revitalisiert worden. Auch hier waren zentrale Planungsleitsätze die Vereinheitlichung der Gestaltung, eine Verbesserung der Aufenthaltsqualität und eine funktionale Aufwertung³⁵. Die Berliner Promenade besteht aus einer oberen und einer unteren Ebene entlang der Saar, die durch Treppen- und Aufzugsanlagen miteinander verbunden sind. Besonders eine große Freitreppe und zahlreiche Bänke laden zum Verweilen ein.

8.1.2 Treffpunkte für Jugendliche im öffentlichen Raum

Jugendliche in den innerstädtischen öffentlichen Räumen der jeweiligen Untersuchungsorte zu lokalisieren könnte auf einfachste Weise durch Beobachtungen erfolgen, dafür reicht ein Spaziergang durch die Innenstadt. Offen ist, ob die Jugendlichen, die hier anzutreffen sind, regelmäßig dort sind und ob sie den Ort gezielt aufsuchen. Um regelmäßige und relevante Treffpunkte von Jugendlichen in den öffentlichen Räumen der Innenstadt als Untersuchungsorte ausfindig zu machen, wurden zunächst Interviews mit „Streetworkern“ durchgeführt, die mit relevanten Treffpunkten Jugendlicher in den Innenstädten vertraut sind.

Der SOS-Jugenddienst in Saarbrücken ist eine Anlauf- und Beratungsstelle für Jugendliche und versteht sich als „niedrigschwelliges Angebot für Kinder und Jugendliche, die aus unterschiedlichen Gründen die Straße als Lebensraum gewählt haben“³⁶. Die Altersspanne der angesprochenen Jugendlichen ist relativ breit und reicht von etwa 14 bis 27 Jahren (SW1a). Der überwiegende Teil dieser Jugendlichen und jungen Erwachsenen, hat keine Ausbildung, oftmals auch keinen Schulabschluss. Es ist offenkundig, dass diejenigen Jugendlichen, die durch den SOS-Jugenddienst angesprochen werden, nicht dem „durchschnittlichen Jugendlichen“ entsprechen und häufig aus schwierigen familiären Verhältnissen stammen. Es sind

³⁵ Internetauftritt der Stadt Saarbrücken: http://www.saarbruecken.de/rathaus/stadtentwicklung/stadtmitte_am_fluss/berliner_promenade/wichtige_planungsaspekte (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

³⁶ Internetauftritt des SOS-Jugenddienstes in Saarbrücken: <http://www.sos-kinderdorf.de/kinderdorf-saarbruecken/jugendhilfe-kd-saarbruecken/jugenddienst-kd-saarbruecken> (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

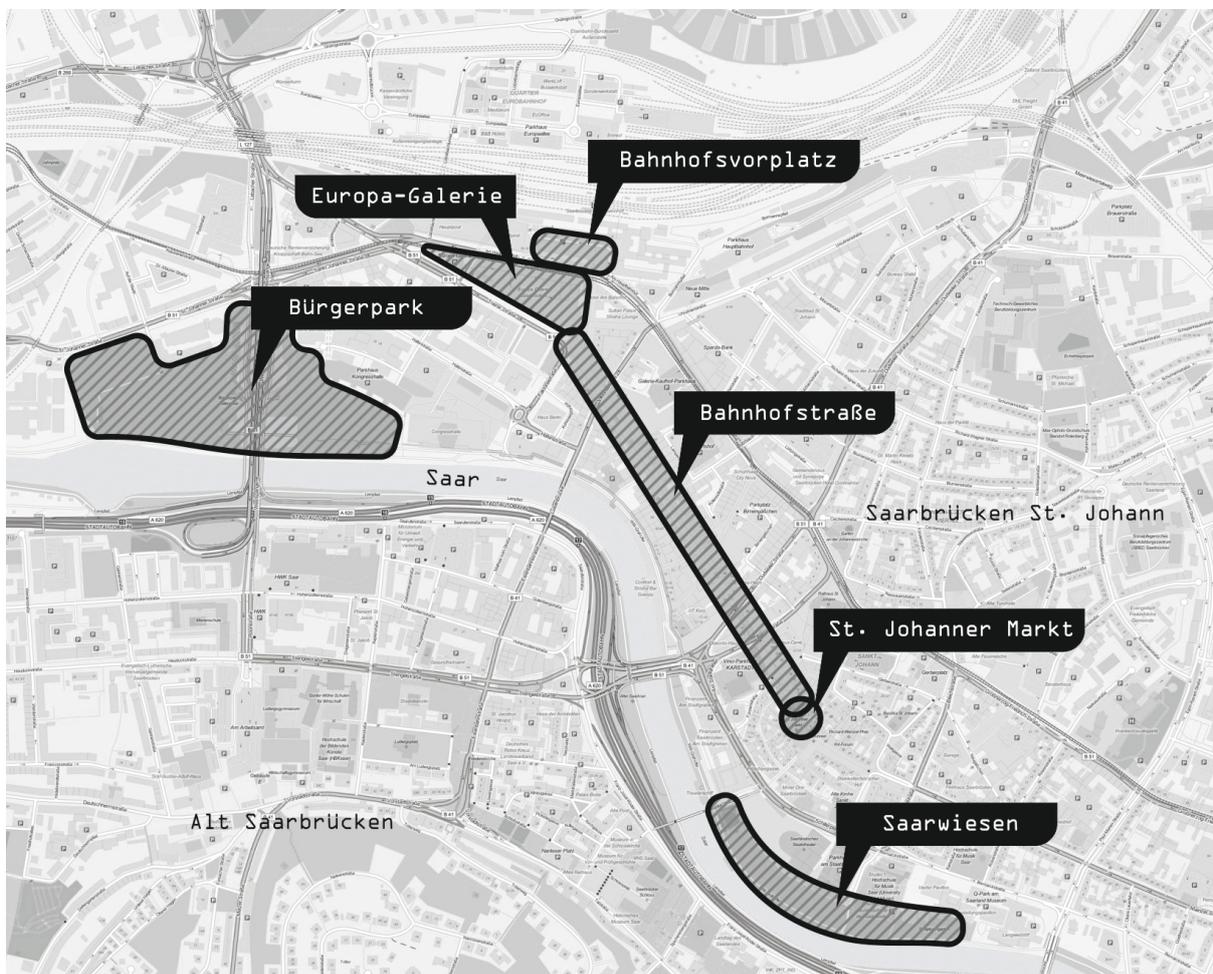
meist Jugendliche, deren Lebensmittelpunkt tatsächlich die Straße darstellt. Unabhängig davon ist davon auszugehen, dass die Informationen, die die Streetworker des SOS- Jugenddienstes geben können, insgesamt relevant sind, wenn es um die Lokalisierung von Treffpunkten von Jugendlichen in den öffentlichen Räumen Saarbrückens geht. Im Rahmen ihrer aufsuchenden sozialen Arbeit sind sie mit dem gesamten Innenstadtbereich und seinen öffentlichen Räumen vertraut. Treffpunkte von Jugendlichen, nicht nur derjenigen, mit denen sie konkret zu tun haben, sind den Streetworkern des SOS-Jugenddienstes bekannt:

„Also, da ist natürlich der St. Johanner Markt, der war früher auch Schwerpunkt, auch heute noch, die Bahnhofstraße, der Bahnhof, dann der Staden, als die Saaranlagen, das ist unterhalb des Theaters, ist so eine Grünfläche, da ist so eine Liegewiese, wenn's richtig schönes Wetter ist dann liegen da ja, also, Schüler, ja, Arbeitnehmer, aber auch Teile von unserer Klientel, die hängen da ab. Dann gibt's immer wieder neue Orte, die man ausfindig machen kann.“ (SW1a)

„...Bürgerpark, hätte ich jetzt beinahe vergessen, ist auch, gehen insbesondere Junge also Jugendliche, Minderjährige auch hin, wird von denen häufig kontaktiert.“ (SW1a)

Die genannten Räume entsprechen den in anderen Studien (vgl. v.a. Wüstenrot Stiftung) erwähnten Typen innerstädtischer öffentlicher Räume, die für Jugendliche von Interesse sind: In Saarbrücken sind dies: Grün- und Freiflächenflächen (Saarwiesen, Bürgerpark), zentrale Stadtplätze (St. Johanner Markt, Bahnhofsvorplatz) sowie die Fußgängerzone (Bahnhofstraße).

Abbildung 7: Untersuchungsräume in Saarbrücken



Quelle: Eigene Darstellung auf Kartengrundlage von OpenStreetMap

Im Folgenden werden die Räume vorgestellt und ihre Qualitäten und Nutzungsweisen ausführlich dargestellt.

8.1.2.1 Grün- und Freiflächen

Der Anteil an Freiflächen in der Innenstadt Saarbrückens ist insgesamt gering. Der Stadtteil St. Johann, der auch den zentralen Innenstadtbereich umfasst, ist stark verdichtet und der Freiraumanteil, definiert als „funktionsgebundene Freiflächen“, liegt lediglich bei 6,4 % (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 37). Die Frei- und Grünflächen konzentrieren sich vor allem am Saarufer. Die so genannten „Saarwiesen“ sind durch die am gegenüberliegenden Ufer liegende Stadtautobahn jedoch stark durch Verkehrslärm belastet. „Trotzdem werden sie in Ermangelung anderer Flächen stark genutzt“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 37).

Der Bürgerpark, eine weitere der wenigen innerstädtischen Grünflächen, wird im städtebaulichen Entwicklungskonzept nur am Rande thematisiert, vor dem Hintergrund der neu gestalteten Berliner Promenade, die sich parallel zur Bahnhofstraße entlang des Saarufers erstreckt und quasi die Saarwiesen und den Bürgerpark verbindet. Der etwa neun Hektar große Bürgerpark auf der Hafensinsel wurde 1989 eröffnet. Der Park entspricht nicht der klassischen Vorstellung eines Stadtparks, sondern ist recht ungewöhnlich und modern gestaltet:

„Im Bürgerpark wurden geschickt Relikte aus der Kohle- und Stahlzeit und moderne Elemente miteinander verknüpft. Und so findet man neben ehemaligen Schienenstücken oder Fundamenten auch ein Kastanienhain mit kleinem Amphitheater, ein "antikes" Wassertor oder ein großes Rondell inmitten von Heckengängen und Buschinseln sowie zahlreiche Baumalleen“³⁷

Der Park ist, so ist es auf der Internetseite der Stadt Saarbrücken zu lesen, konzipiert als Treffpunkt für die Bürger der angrenzenden Stadtteile. Seine abwechslungsreiche Gestaltung soll vielfältige Nutzungsmöglichkeiten bieten³⁸. So kann das Rondell als Freilichtbühne für kulturelle Veranstaltungen genutzt werden. Auffällig ist die Zweiteilung des Parks: der östliche Teil ist großflächiger gestaltet und es gibt Flächen, auf denen auch größere Veranstaltungen wie das Farbgefühl Festival 2013 stattfinden können. Zudem gibt es einen Skaterplatz und einen Boule-Platz. Eine große Wasserfläche unterhalb der Westspangenbrücke teilt den östlichen Teil vom westlichen Teil des Parks, der deutlich kleinräumiger und hügelig gegliedert ist und durch ein verschlungenes Wegenetz, zahlreiche, wenig einsehbare, durch Hecken und Mauern abgeteilte Wiesen. Die beiden Teile des Parks sind über einen Steg verbunden, aber auch über die Außenseiten am Saarufer entlang erreichbar. Seit 2011 gibt es in Saarbrücken eine „Bürgerpark-Initiative“, „mit dem Ziel, den Bürgerpark Saarbrücken als öffentlichen Park im Herzen der LHS Saarbrücken in die Diskussion zu bringen und sein Ansehen aufzubessern, für den Erhalt des Areals einzustehen, und ihn als kulturellen Austragungsort der verschiedensten Sparten zu fördern“³⁹.

³⁷ Internetauftritt der Stadt Saarbrücken: http://www.saarbruecken.de/leben_in_saarbruecken/freizeit/im_gruenen/buergerpark_hafensinsel (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

³⁸ ebd.

³⁹ Internetauftritt der Bürgerpark-Initiative e.V. Saarbrücken: <http://www.buergerpark-sb.de/node/15> (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Im Vergleich zu den Saarwiesen ist der Bürgerpark auch bei gutem Wetter jedoch weniger intensiv genutzt. Die beiden Grün- und Freiflächen unterscheiden sich auch stark hinsichtlich ihrer physischen Gestalt: Im Unterschied zu den Saarwiesen, die durch ihre großzügigen und übersichtlichen Rasenflächen sehr klar strukturiert sind, ist der Bürgerpark durch seine Gestaltung weniger einsehbar und hat damit – im positiven Sinne – einen „verwunschenen“, aber damit gleichzeitig auch einen undurchsichtigen, und dadurch auch möglicherweise abschreckenden Charakter. Mit der Skateanlage, dem Boule-Platz und dem „Rondell“ bietet er darüber hinaus stärker „funktionalisierte“ Flächen an. So stellen Saarwiesen und Bürgerpark Raum für unterschiedliche Nutzungsansprüche zur Verfügung.

Saarwiesen

Die Saarwiesen wurden von allen interviewten Jugendlichen als Treffpunkt genannt. Zum Teil sind sie sogar der einzige öffentliche Raum in der Innenstadt Saarbrückens der regelmäßig und gerne genutzt wird (SB1). Voraussetzung ist dabei, wie bei jeder Grünfläche, das entsprechende Wetter. Bei schönem, trockenem Wetter werden die Saarwiesen, das haben auch die Beobachtungen bestätigt, intensiv genutzt. Die Nutzergruppen sind dabei insgesamt, auch hinsichtlich des Alters, sehr durchmischt (SB5). Möglicherweise aufgrund des relativ geringen Angebots an innerstädtischen öffentlichen Grünflächen in Saarbrücken sind sie zudem ein Ort, der allseits bekannt ist, und von Jugendlichen schon in deren Kindheit genutzt wurde. Alleine die Funktionen und Nutzungsweisen haben sich verändert:

„Ich war immer schon dort. Von klein an. Schon auf dem Spielplatz immer dort oder halt jetzt in der Jugend bin ich ständig dort gewesen einfach nur um zu entspannen und in der Sonne zu liegen. Und jetzt mittlerweile halt mehr um Shisha zu rauchen oder halt mit Freunden was zu unternehmen, zu reden. (SB5)

Abbildung 8: Saarwiesen Saarbrücken



Quelle: Eigene Aufnahme

Genutzt werden die Saarwiesen vor allem um Freunde zu treffen, zu „Chillen“ (SB6), zum „Entspannen. Die Sonne genießen. Die Ruhe genießen“ (SB5), zum „Musik hören“⁴⁰ (SB1), oder auch zum „Shisha-Rauchen“ (SB5). Dabei wird auch Alkohol konsumiert (SB1). Eine typische Situation ist die folgende: Auf der Wiese sitzen oder liegen verschiedene kleinere Gruppen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der Sonne und unterhalten sich. Sie rauchen, haben zum Teil in ihrer Mitte einen Kasten Bier platziert und hören Musik in angemessener Lautstärke. Die Gruppenzusammensetzungen wechseln, es kommen neue Personen hinzu, andere gehen. Die Atmosphäre ist ruhig und entspannt. Zwischen den verschiedenen Gruppen findet kaum Interaktion statt. Während der Beobachtungen wurden zudem keine Konflikte registriert.

Die Saarwiesen gelten als „gechillter“ (SB1), relativ konfliktarmer Ort:

„Es gibt nicht so viel Stress. Weil auf der Saarwiese ist es ja auch immer so dass, hab ich jetzt schon öfters mitbekommen, auf der Saarwiese kommt auch oft das Ordnungsamt vorbei und alles Mögliche und auf der Saarwiese gibt es eigentlich kaum Stress. Da hockt jeder in seiner Gruppe für sich und denjenigen interessieren die anderen Gruppen nicht.“ (SB1)

Konflikte werden demnach zum einen durch die Anwesenheit und damit soziale Kontrolle von Mitarbeitern des Ordnungsamtes vermieden, zum anderen sind es aber auch physische Gegebenheiten, die den Saarwiesen, im Gegensatz zum Bürgerpark, den Charakter eines „gechillten“ Ortes geben:

„Also es ist nicht so wie im Bürgerpark. Bürgerpark ist halt ne großflächige Asphalt- und Steinatmosphäre, es ist sozusagen ein Todfallpflaster, wenn auch da ne Flasche hinfällt ist sie direkt kaputt. Und das wollen wir nicht. Wir in der Gruppe, ich glaube da spreche ich auch für alle, wollen das wenn wir da schon die Möglichkeit haben was zu trinken und dann auch Müll machen, das wir es selber wegräumen. Wir halten diesen Platz sauber, wir verlassen ihn so wie wir ihn vorfinden möchten“. (SB1)

Auffällig ist, dass es bei den interviewten Jugendlichen klar präferierte Orte innerhalb der Saarwiesen gibt und sich verschiedene Abschnitte der Grünanlage am Ufer der Saar nach Nutzergruppen unterscheiden lassen. Der nördliche Bereich unterhalb des Theaters wird in den Beobachtungszeiträumen meist ausschließlich von Jugendlichen genutzt. Der südlichere Bereich „Am Staden“ eher weniger. Auf die Frage wer sich dort aufhält, antwortet ein interviewter Jugendlicher: „Bin ich nicht. Irgendwelche normalen Leute. Familien und alles“ (SB1). Er selbst sieht sich offenbar nicht der Gruppe der „normalen Leute“ zugehörig und distanziert sich bewusst und freiwillig von diesem Raum, der für ihn keine Bedeutung hat. Die Wahrnehmung als „Familientreffpunkt“ stimmt mit den Beobachtungen und der im Online-Auftritt der Stadt Saarbücken intendierten Nutzung des Bereichs überein: „Der Staden ist Treffpunkt für Jung und Alt. Gerade Familien mit Kindern genießen die Spielmöglichkeiten an den großen Spielplätzen am Saarufer“⁴¹. Die Bebauung und Gestaltung des Bereichs, der einen großen Kinderspielplatz, einen Kiosk und zahlreiche Sitzmöglichkeiten umfasst, unterstützen diese Funktion.

Ein kleinerer Abschnitt der Saarwiesen wird darüber hinaus als „Rockwiese“ (SB1, SB3) bezeichnet: „Da, wo man Graffiti sprühen darf. Offiziell. [...] Und da sitzen auch schon ganz

⁴⁰ Mit dem Handy und über Batterien betriebene Lautsprecher (SB1)

⁴¹ Internetauftritt der Stadt Saarbücken: http://www.saarbruecken.de/leben_in_saarbruecken/freizeit/erlebnis_saar/staden (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

schön viele Leute so. Die treffen sich halt gerne da. Grad wenn gutes Wetter ist. Ja es gibt schon, auch wenn Saarbrücken klein und unscheinbar ist, nee, es ist schon viel los“. (SB3) Diese Rockwiese ist auch ein Treffpunkt der Punkszene in Saarbrücken, auch als „Punkerpicknick“ bezeichnet (SB1).

Verschiedene Bereiche der Wiesen haben sich demnach als Treffpunkte unterschiedlicher jugendlicher Subkulturen etabliert. Die Zahl der Punks in Saarbrücken hat jedoch, nach Angaben des Streetworks, im Vergleich zu früher, deutlich abgenommen.

„Punks waren es früher, sind es heute weniger. Heute kann man die gar nicht mit einem Etikett versehen, das ist ganz schwer. Es sind wie gesagt teilweise junge Skater, die da auch schon Alkohol trinken. Es sind teilweise aber auch, im Sommer ist es so, sagen wir mal, so ein Tourismus zu beobachten, das sind dann so, wir sagen dann immer so Pseudo-Punks, das sind Gymnasiasten teilweise sogar, die kommen mit der Bahn an, legen sich dann an die Saar und probieren sich mal aus so ein bisschen im Punkerdasein und wenn der Sommer vorbei ist verschwinden die wieder. Ich sag jetzt mal, Gott sei Dank bleiben die wenigsten dabei hängen. Es war schon in manchen Sommer, war das schon sehr auffällig“. (SW1b)

Neben den „Punks“ ist vor allem die so genannte „Emo-Szene“ vertreten, die eigene „Territorien“ für sich reklamieren und unter sich bleiben. Jede Szene hat ihren festen Platz: „Die eine sitzt an der Statue, die Stein der Fruchtbarkeit genannt wird, das ist eine lange, große undefinierbare hässliche Steinsäule, und, manche Leute sitzen da, manche Leute sitzen eher mitten auf der Wiese, manche eher gegenüber von dem Schiff Piraterie“ (SB1). Zwischen den verschiedenen Subkulturen existiert ein freundliches „Nebeneinander“: „Die sind dann verstreut, und dann sehen sie auf einmal einen riesengroßen schwarzen Fleck durch die Gegend wandeln, sich zwischen zwei Bäume setzten in den Schatten und dann denken sie, egal, wir haben unseren Spaß, die haben ihren Spaß und es gibt keinen Stress (SB1)“

Gerade für die Emo-Szene⁴² in Saarbrücken stellen die Saarwiesen einen etablierten und regelmäßigen Treffpunkt dar. „Da gibt's alle zwei Wochenende so einen Treff, so einen Szenetreff, da geh ich immer hin und dann gehen wir dahin, trinken was, feiern ein bisschen“ (SB1:1). Das Treffen wird als ET (Emo-Treff⁴³) bezeichnet (vgl. SB1, SB4). Zum Teil treffen sich bis zu 40 Jugendliche, die meist von außerhalb anreisen (SB1). Sie verabreden sich am Hauptbahnhof, um von dort weiter zu den Saarwiesen zu laufen. Während der in Saarbrücken durchgeführten Beobachtungen ergab sich folgende Szene: Samstag, halb vier, Saarwiesen, unterhalb des Staatstheaters, Schattenplatz unter drei Bäumen: Eine große Gruppe Emos (zunächst 14) sitzt in einem Kreis auf der Wiese, ein kleiner Hund läuft um sie herum, jemand spielt auf einer Gitarre, man trinkt, Eistee, Bier und Wodka, zum Teil haben die Jugendlichen Essen dabei und sie unterhalten sich. Es kommen immer neue Jugendliche hinzu. Nach einer Stunde sind es bereits über zwanzig. Um acht Uhr abends sind sie immer noch zu beobachten. Die Gruppe ist geschlechts- und altersspezifisch gemischt, die meisten sind zwischen sechzehn und zwanzig Jahren alt.

⁴² Die jugendkulturelle Szene der „Emos“ leitet sich ab vom Musikgenre des „Emotional Hardcore Punk“. Angehörige der Szene werden meist als sehr emotional und sensibel dargestellt. Ihr äußeres Erscheinungsbild ist meist geprägt von schwarz gefärbten, asymmetrisch geschnittenen Frisuren und einem auffälligen Kleidungsstil.

⁴³ Früher hat es auch einen GT (Gothic-Treff) gegeben, der sich inzwischen aber aufgelöst hat, bzw. in einen Emo-Treff übergegangen ist (vgl. SB1)

Die Größe des Areal, die Ungestörtheit und die Konfliktfreiheit sind Aspekte die die Saarliesen für die „Emos“ zu einem attraktiven Raum machen:

B2: Es ist groß, man kann sich dort aufhalten, es stört einen keiner.

B1: Und es sind auch nicht die ganzen Leute da, die einen ärgern.

B3: Man hat auch die ganzen Möglichkeiten.

B4: Und es ist auch friedlich.

B1: Ruhe vor Punkern und so.

B4: Und vor Leuten, die...

B1: ...die wir angeblich provozieren, durch unsere Offenheit.

B2: Die fühlen sich halt angegriffen, weil wir so aussehen, wie wir aussehen. (SB4)

Die Saarliesen stellen hier einen Freiraum dar, im Sinne einer Konflikt- und Verhaltensfreiheit. Sie sind Möglichkeitsraum für eine Gruppe, die in stärker regulierten Räumen möglicherweise als „abweichend“ auffällt und aus diesem Grunde nicht akzeptiert wird.

Bürgerpark

Auch der Bürgerpark ist bekannt (SB5, SB6), wird aber nicht von allen befragten Jugendlichen genutzt. Als Treffpunkt wird er vor allem in Verbindung mit „Skatern“ genannt, sowohl von den Experten der Polizei (PO1) als auch von interviewten Jugendlichen, die nicht dieser Szene angehören (SB5, SB6). Im Bürgerpark befindet sich seit 1999 ein asphaltierter „Skaterplatz“ mit einer Halfpipe, einem Geländer und zwei kleineren Rampen, der, das haben auch die Beobachtungen gezeigt, als solcher genutzt wird. Die Ausstattung und Möblierung dieses Raumes macht für Jugendliche der Skaterszene einen großen Teil seiner Attraktivität aus: „Wir halten uns hier auf weil, es ist halt ein schöner Platz, es ist zwar manchmal sind hier schon seltsame Gestalten, aber es ist halt ein schöner Platz. Hier gibt es einen Skatepark. Das ist für die Skater ganz gut“ (B3).

Abbildung 9: Bürgerpark Saarbrücken



Quelle: Eigene Aufnahme

Saarbrücken ist ein wichtiger Treffpunkt für die Skaterszene des südlichen Saarlandes. Insgesamt ist die Szene der Skater eher als Nische zu verstehen, durch ihre notwendige Nutzung und Umnutzung öffentlicher Räume besitzen sie jedoch eine vergleichbar hohe Sichtbarkeit. Die Skaterszene in Saarbrücken umfasst insgesamt etwa 50-60 Personen (B3). Hinsichtlich des Alters ist sie sehr heterogen. Die meisten Jugendlichen, die der Saarbrücker Skaterszene angehören sind zwischen 15 und 18 Jahren alt, jedoch gibt es auch deutlich ältere, aber auch jüngere Mitglieder (SB3)⁴⁴, „aber Skaten ist Skaten und egal wie alt der Mensch ist“ (SB3). Über das gemeinsame Interesse am Skaten werden Kontakte hergestellt und man freundet sich an: „Skaten verbindet einfach so“ (SB3: 14). Die „Skater“ kommen größtenteils aus Saarbrücken zum Teil aber auch aus anderen Orten des Saarlandes. „Und da Heußweiler, Völklingen und Neuenkirchen jetzt zum Beispiel ein bisschen weiter weg liegt, ist Saarbrücken so der zentrale Punkt wo man sich treffen kann. Weil das liegt so ziemlich in der Mitte. So. Ja in Saarbrücken gibt es halt einfach schon viel, obwohl es so eine kleine unscheinbare Hauptstadt ist.“ (SB3). Eine wichtige Qualität des Bürgerparks ist für die Skater seine Zentralität, die ihn zum „Wohnzimmer von den Leuten“ (SB3) macht. Man trifft sich „um hier ein bisschen zu sitzen, um ein bisschen miteinander zu quatschen, mal die ein oder andere Zigarette zu rauchen“ (SB3). In diesem Zusammenhang wird der Bürgerpark von einem anderen Jugendlichen einfach als ein „cooler Ort“ (SB3) bezeichnet, an dem man „gemütlich sein Bierchen trinken“ (SB3) kann. Diese Aktivitäten gelten als „soziale Gepflogenheiten, so wie bei jedem“ (SB3).

Die Skater treffen sich regelmäßig im Bürgerpark, beinahe täglich. „Also das hier alles nicht so wirklich abgemacht. Wir kommen alle einfach spontan her und treffen dann einfach unsere Leute“ (SB3). Er ist ein etablierter Treffpunkt, die Jugendlichen können durch die Größe der Szene davon ausgehen, immer jemanden dort zu treffen. Aber auch die Möglichkeit andere Personen, die nicht der eigenen Szene angehören, zu treffen wird geschätzt: „Weil der Bürgerpark ist ja auch groß, je nachdem wo man lang geht, weil die Skater sind halt meistens hier, weil hier die Skaterbahn ist so, aber der Bürgerpark überstreckt sich ja bis da hinten, da kann auch natürlich ganz neue Leute kennenlernen, das ist ganz cool so“ (SB3). Einige Personen aus der Gruppe halten sich auch in anderen innerstädtischen öffentlichen Räumen auf, wie auf den Saarliesen oder in der Fußgängerzone, andere sehen keine anderen Aufenthaltsmöglichkeiten „Es gibt keine andern Orte, deswegen sind wir immer hier“.

Der Skatepark im Bürgerpark steht jedoch in der Skaterszene, und nicht nur hier, schon länger in der Kritik. So berichtete die Saarbrücker Zeitung bereits Ende des Jahres 2012 von der Initiative „SB Movement“, die sich für einen neuen Skatepark in Saarbrücken einsetzt⁴⁵. Die Skater sind dabei selbst an die Zeitung herantreten, um die Missstände öffentlich zu machen (SB3). Die Skateanlage wird als mangelhaft, falsch konzipiert und sogar gefährlich eingeschätzt.

„Soweit ich das mitbekommen habe, das ist ein etwas älterer Skater, der war hier auch dabei, als die Saarbrücker Zeitung da war und der hat gemeint, den Skatepark hier hat eine Firma angefertigt, die eigentlich Spielplätze anfertigt. Und das ist hier halt alles einfach so angeordnete, wie sie sich das gedacht haben [...]Wie man hier sieht, ist hinten dran auch gar kein Boden um weiter zu fahren. Wenn man da runter

⁴⁴ Die Altersspanne bei dem Gruppeninterview mit sechs Jugendlichen lag bei 15 bis 30 Jahren.

⁴⁵ Artikel in der Online-Ausgabe der Saarbrücker Zeitung vom 30.12.2012: <http://www.saarbruecker-zeitung.de/meldungen/lokalnews/Buergerpark-Saarbruecken-Skatepark-Initiative-Anlage;art27857,4574380> (Letzter Zugriff 05.07.2015)

springen will, da fängt direkt der Pflasterstein an und das ist halt nicht gut, weil es müssten schon Firmen sein, die Skateparks machen.“ (SB3)

Es wurden Unterschriften gesammelt und das Gespräch mit der Stadt gesucht. Interessant ist, dass es früher eine, den Angaben nach, weitaus bessere Skateanlage unterhalb der Westspangenbrücke im Bürgerpark gegeben hat, die jedoch entfernt wurde.

„Und da vorne, direkt unter der Brücke, wo Du da hinten die Steine siehst, da hat damals eine Holzhalfpipe gestanden, so eine Minipipe, die wurde, auch schon vor Jahren war das jetzt, aber die wurde auch weg gemacht. Die war cool, da konnte man gut skaten. So aber die wurde einfach weg gemacht. Und die Stadt gibt die ganze Zeit einfach Geld aus, so für irgendwelche Baustellen, es wurde auch schon oft gesagt Saarbrücken hat viel zu viele Baustellen, was den Leuten, die in Saarbrücken wohnen auch schon sehr auffällt. Aber für uns wird nichts gemacht. Es wird auch oft irgendetwas gemacht, was man gar nicht braucht. So es würde keiner etwas dagegen sagen, wenn das jetzt immer noch so wäre wie damals. Aber sie bauen trotzdem noch irgendetwas Neues hin.“ (B1)

Die Skater sehen ihre Interessen von der Stadt nicht vertreten. Das „Wohnzimmer“ Bürgerpark, wird nach Ansicht der Jugendlichen von der Stadt aus den Augen verloren und vernachlässigt:

„Also von der Stadt und generell ist es, ja, da halt die Leute nicht mehr denken, dass das hier das Wohnzimmer wäre, sehen die Leute, die das ganze finanzieren mehr in dem Aspekt, dass es halt sich nicht lohnt etwas aufzubauen, wenn es eh verschandelt wird oder, keine Ahnung.“ (SB3)

Der Initiative ist es jedoch inzwischen gelungen mit Vertretern der Stadt in Kontakt zu treten um an Lösungsstrategien zu arbeiten. Auch der Ortsverband Saarbrücken-Mitte der Grünen hat sich im Kommunalwahlkampf 2014 für eine Modernisierung des Skatparks eingesetzt. Über soziale Netzwerke wie Facebook⁴⁶ werden Neuigkeiten und die Interessen der Skater nach außen getragen. Von Seiten der Jugendlichen wird auf diese Art versucht, den vorhandenen Raum zu verändern, ihn umzugestalten. Da es sich um eine größere und damit auch kostenintensive Umgestaltung handelt, die von der Stadt finanziert werden soll, muss ein Konsens geschaffen werden. Die Jugendlichen selbst haben in diesem Fall (vor allem aufgrund fehlenden ökonomischen Kapitals, aber auch aufgrund der aus ihrer Sicht mangelhaften Wahrnehmung ihrer Interessen und Bedürfnisse) keine Gestaltungsmacht. Die unterschiedlichen Machtverhältnisse zwischen jugendlichen Nutzern und erwachsenen Gestaltern des Raumes und die Diskrepanz zwischen tatsächlicher räumlicher Praxis und den Plänen und Entwürfen des Raumes in den Büros der städtischen Verwaltung haben die Aushandlung der Interessen scheitern lassen. Sicherlich spielen dabei auch finanzielle Aspekte eine Rolle.

Einige Skater suchen auch Alternativen vor der Europa-Galerie, an der Kongresshalle, der neuen Berliner Promenade oder im Parkhaus, das sich in unmittelbarer Nähe des Bürgerparks befindet. In einigen dieser Orte sind sie jedoch nicht gerne gesehen, denn sie sind nicht für solche Nutzungen vorgesehen. An dieser Stelle kommt es zu Konflikten (vgl. Kapitel 8.1.3).

⁴⁶ Facebook-Seite der Skatepark Initiative „Für einen anständigen Skatepark in Saarbrücken“: <https://de-de.facebook.com/SBmovement> (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Auch von der Emo-Szene wird der Bürgerpark manchmal als Treffpunkt genutzt, wobei sie, nach eigenen Angaben, häufiger auf den Saarwiesen anzutreffen sind. An einem Beobachtungstag wurde eine Gruppe von etwa 30 „Emos“ unterhalb der Westspangenbrücke im Bürgerpark beobachtet. Sie saßen zusammen, unterhielten sich, hörten Musik und alberten herum. Eine Attraktivität des Bürgerparks besteht für sie darin, dass er einen Freiraum bietet und die Jugendlichen ungestört sind: „Wir treffen uns halt, hier kommen fast keine Leute hin“ (SB4). Sie bleiben weitestgehend unter sich und man kennt sich (SB4). Der Treffpunkt bietet ihnen aber auch die Möglichkeit innerhalb ihrer Szene neue Bekanntschaften und Freundschaften zu schließen. Ein Mitglied der interviewten Gruppe ist zum ersten Mal dabei und gibt an sofort „nette Leute“ kennengelernt zu haben. Die Jugendlichen hören Musik, unterhalten sich machen „Quatsch“:

B1: Also, schwachsinniges Zeug reden, Fotos machen, knuddeln.

B3: Knuddeln.

B1: Manchmal machen wir auch Videos, hier die Rampe hochgehen, manchmal sich dabei auch fast auf die Fresse legen.

B2: Handstand die Treppe runter. (SB4)

Die Möblierungen und die baulichen Strukturen des Bürgerparks werden genutzt. In der Nähe der Skateanlage waren sie jedoch nie zu beobachten. Die „Emos“ bleiben ganz bewusst unter sich und suchen auch nicht den Kontakt zu anderen Nutzern.

B1: Es ist auch hier wie in Las Vegas, alles was hier passiert.

B2: Genau, alles, was hier passiert, bleibt auch in Saarbrücken.

B4: So wie in „Hangover“.

I: Dann müssen hier ja schlimme Sachen passieren?

B1: Nein, schlimmes passiert eigentlich nix. Hier passiert eigentlich gar nix, aber die Eltern müssen nicht unbedingt von dem wissen, weil, manches erlauben sie ihren Kindern auch nicht. (SB4)

Bei „Hangover“ handelt es sich um eine amerikanische Filmkomödie aus dem Jahr 2009. Eine Gruppe junger Männer verbringt einen Junggesellenabschied in Las Vegas und erlebt, begünstigt durch eine Mischung aus Alkohol und K.O.-Tropfen, zahlreiche absurde Abenteuer, gefolgt von einem Filmriss. Sie rekonstruieren die Erlebnisse, schweigen jedoch über ihre Taten: was in Las Vegas passiert ist, bleibt in Las Vegas. So erleben es die Jugendlichen im Bürgerpark auch. Was in Saarbrücken passiert, bleibt in Saarbrücken. Für sie bietet der Bürgerpark, gemäß der von Lieberg (1996) beschriebenen Funktionen öffentlicher Räume für Jugendliche, demnach nicht nur einen Ort der Interaktion untereinander sondern vor allem auch einen Rückzugsraum. Sie halten in ihrer Subkultur fest zusammen und sehen sich selbst als „Familie“. Saarbrücken ist ihr zentraler Treffpunkt, weil es im Saarland sehr wenige Mitglieder ihrer Subkultur gibt. Ihre äußere Erscheinung ist durch Kleidungsstil und Frisur sehr auffällig. In den Interviews ist deutlich geworden, dass die Fremdwahrnehmung für sie durchaus eine Rolle spielt, die jedoch ambivalent ist. Einem Teil der interviewten Gruppe ist es unangenehm aufzufallen, weshalb sie Rückzugsorte suchen, an denen sie innerhalb ihrer Subkultur unter sich sind (SB4). Andere spielen gerade mit ihrer Andersartigkeit und präsentieren sich gerne:

B1: Also mir macht das nix aus, wenn die Leute mich anschauen, als wäre ich von einem anderen Planeten.

B4: Als wärst du Pikachu.

B1: Genau, ich habe die Haare ja gelb-rot. (SB4)

In den Beobachtungszeiträumen wirkte der Bürgerpark jedoch insgesamt meist relativ ausgestorben. Erwachsene waren kaum zu sehen, die Anlage wurde lediglich am Rande oder über einen Verbindungsweg von Radfahrern oder Fußgängern durchquert. Andere in der Innenstadt interviewten Jugendlichen nutzen den Bürgerpark nach eigenen Angaben lediglich um hin und wieder mal zu Grillen, ansonsten ziehen sie die Saarwiesen als Grünfläche vor (SB2). Die in der Europa-Galerie interviewten weiblichen Jugendlichen (SB5) kritisieren, dass es in Saarbrücken zu wenige Grünanlagen gebe. „Deshalb geht man halt hauptsächlich auch, wenn man jetzt nicht unbedingt so viele Leute hat an die Saarwiesen. Aber immer jedes mal so weit zu laufen, es wäre schöner halt, wenn man das irgendwie kombinieren könnte“ (SB5).

8.1.2.2 Innerstädtische Geschäftsstraße

Seit 1995 ist die vom Bahnhof in Richtung Innenstadt führende Bahnhofstraße als Fußgängerzone ausgebaut. Im Vergleich zu den beiden Grünanlagen gab es während der Beobachtungszeiträume kaum länger andauernde Situationen mit Jugendlichen in der Bahnhofstraße zu verzeichnen. In erster Linie nutzen sie den Raum indem sie ihn, wie auch die meisten anderen Nutzer, durchqueren, oftmals zielstrebig auf der Achse zwischen St. Johanner Markt und Hauptbahnhof, oder, weniger zielstrebig, um von Geschäft zu Geschäft zu gelangen. Viele der beobachteten Jugendlichen haben Einkaufstüten dabei, die meisten davon, jene eines großen, Textildiscounters, der Mode zu sehr niedrigen Preisen verkauft. Die meisten Jugendlichen sind dabei in kleiner Gruppen von zwei bis vier Personen unterwegs. Meistens sind die Gruppen jugendlicher, die gemeinsam beim „Shoppen“ beobachtet wurden, geschlechterhomogen.

B2: Ich bin eher so draußen in der Bahnhofstraße. [...] Da sieht man mehr Leute.

I: Und was machst Du da?

B2: Shoppen. Das macht jeder Jugendliche. (SB5)

Der Konsumfunktion kommt, wie es auch vom städtebaulichen Entwicklungskonzept intendiert ist, die herausragende Bedeutung zu. Die Gestaltung der Bahnhofstraße unterstreicht diese Funktion: sie ist geradlinig, breit und übersichtlich, einheitliches Pflaster, keine Nischen, wenig Bebauung und Begrünung.

Abbildung 10: Bahnhofstraße Saarbrücken



Quelle: Eigene Aufnahme

In vielen Fällen erfüllt die Bahnhofstraße jedoch lediglich die Funktion eines Durchgangsraumes (SB1, SB4, SB6). So gaben die im vorherigen Kapitel beschriebenen Jugendlichen der „Emo-Szene“ an, sich am Bahnhof zu treffen und dann durch die Fußgängerzone zu den Saarwiesen oder zum Bürgerpark zu gehen. In einem Lebensmittelgeschäft in der Europa-Galerie am Bahnhof kaufen sie sich vorher alkoholische Getränke. Im Interview wird zum Beispiel eine „Dreierkette“ beschrieben, in der sich die Gruppe Jugendlicher dann durch die Bahnhofstraße bewegten: „Da waren zu viele Kästen und zu wenig Leute. Da hab ich gesagt: Jungs, ich geh in die Mitte, ihr zwei rechts und links und ich halte dann die einen zwei Kasten und ihr die anderen mit einer Hand. Dann sind wir zu dritt so durch die Fußgängerzone spaziert“ (SB1). Die Reaktion anderer Nutzer des Raumes wird dabei auch wahrgenommen: „Die Leute haben geguckt wie doof, aber es hat Spaß gemacht“ (SB1). Dieses „Auffallen“ und Polarisieren ist ein wichtiger Bestandteil des Verhaltens Jugendlicher in öffentlichen Räumen (vgl. Kapitel 2 und 3). Gerade in einem Durchgangsraum, wie die Fußgängerzone ihn darstellt, ist durch die kurze Dauer des Aufenthalts jedoch mit weniger Konfliktpotential zu rechnen.

In den Beobachtungszeiträumen sind die Bänke, die in der Bahnhofstraße aufgestellt sind, von Jugendlichen wenig oder maximal kurz genutzt worden. Auffällig war, dass die Möblierung vor dem Eingang der Europa-Galerie, zwei große Holzrondelle, anders als die Sitzbänke, sehr oft als Sitzgelegenheit genutzt wurden, sowohl von Jugendlichen, als auch von anderen Nutzern des Raumes. Auch die im Bürgerpark interviewten Skater geben an, des Öfteren in der Bahnhofstraße unterwegs zu sein, vor allem in diesem Bereich vor der Europa-Galerie. Sie zweckentfremden „diese runden Holzdinge“ (SB3) auch zum Skaten.

Als tatsächlicher Treffpunkt oder für längere Aufenthalte wird die Bahnhofstraße insgesamt jedoch weniger genutzt: „Wenn ich dann in der Stadt bin, dann bin ich meistens mehr am

Durchjagen um irgendwas halt zu erledigen oder zu kaufen.“ (SB5) Nutzung und Funktion der Bahnhofstraße konzentrieren sich in erster Linie auf die Konsum- und Durchgangsfunktion des Raumes. Dahingehend wird er von den meisten interviewten Jugendlichen gerne genutzt. Es gibt jedoch nicht ausschließlich positive Beurteilungen. Der Raum wird auch bewusst gemieden: „Fußgängerzone ist tabu“ (SB2). Dies gilt in besonderem Fall für die Fußgängerzone als Aufenthaltsort. Diese Jugendliche möchten nicht mit den Obdachlosen die sich dort aufhalten gleichgesetzt werden: „Wir wollen unter uns sein und in der Fußgängerzone sind meistens nur die Penner die Geld sammeln et cetera, aber wir sind keine Penner“ (SB2). Auffällig ist, dass auch in einem weiteren Interview die Fußgängerzone mit Obdachlosen in Verbindung gebracht wurde, die Alkohol konsumieren (SB1). Man möchte sich auf der einen Seite in gewissem Sinne ähnlich abweichend verhalten, jedoch eine deutliche Abgrenzung zu jenen Obdachlosen ziehen, die auch von den Jugendlichen mit Argwohn betrachtet werden. An dieser Stelle wird die Abgrenzungsproblematik Jugendlicher deutlich. Entscheidend ist vermutlich aber die zeitliche Dimension: auch das Verhalten Jugendlicher kann dem Obdachloser ähneln und auch eine Form des Eskapismus darstellen, dieses ist jedoch selbst gewählt und zeitlich begrenzt. In gewisser Weise möchte man draußen sein, aber nicht Außenseiter.

Anhand des vorangegangenen Zitats wird ein weiterer wichtiger Aspekt deutlich, der eine Qualität eines Aufenthaltsraumes für viele Jugendliche ausmacht: man möchte unter sich sein. Diese Möglichkeit bietet die Bahnhofstraße in Saarbrücken alleine durch ihre starke Frequentierung, aber auch durch das Fehlen von Nischen und weniger einsehbaren Orten nicht. Begegnungen in der Bahnhofstraße sind, wie typisch für den öffentlichen Raum, Begegnungen mit Fremden. Viele Jugendliche präferieren jedoch das Aufsuchen und Zusammensein mit bekannten und vertrauten Personen, vornehmlich der eigenen Peer-Group, an ebenfalls bekannten und vertrauten Orten.

8.1.2.3 Zentrale Stadtplätze

St. Johanner Markt

Der St. Johanner Markt ist zentraler Stadtplatz in der Altstadt Saarbrückens. Er wird jedoch von keinem der interviewten Jugendlichen als Treffpunkt erwähnt. Bekannt ist ihnen der Ort jedoch: „Also am St. Johanner Markt natürlich sind ganz schön viele Kneipen, Clubs, alles Mögliche. Und klar gehen die Leute auch zum St. Johanner Markt“ (SB3). In diesem Fall sind es vor allem die gastronomischen Einrichtungen um den Platz herum, die besucht werden, eine tatsächliche Nutzung des Platzes selbst erfolgt jedoch selten. Eine Befragte (20 Jahre) gibt an, den Platz vor allem in ihrer „Jugend“ als Treffpunkt genutzt zu haben, um am Brunnen zu sitzen, zu reden, zu entspannen und dann etwas trinken zu gehen, heute jedoch nicht mehr (SB5).

Abbildung 11: St. Johanner Markt Saarbrücken



Quelle: Eigene Aufnahmen

Dieser Brunnen, der einen zentralen Punkt auf dem Platz bildet, wird auch in anderem Kontext positiv erwähnt, genutzt wird der Ort jedoch nicht: „Ich mag zwar den Brunnen dort, weil er antik ist, aber zu viele Menschen. Und vor allem Fremde“ (SB1). Als Treffpunkt erscheint

der St. Johanner Markt in diesem Fall also ungeeignet. Die Zentralität, die temporäre Marktfunktion, die Heterogenität sowie die Vielzahl der Nutzer machen ihn zu einem sehr belebten, urbanen Ort, der weniger Rückzugs- als vielmehr Interaktionsraum darstellt.

In den Beobachtungszeiträumen wurden oftmals Gruppen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen registriert, die eine gewisse Zeit am und um den Brunnen, in der Sonne gesessen und sich unterhalten haben, jedoch wurden, bis auf eine Ausnahme, nie längerfristige Situationen beobachtet. An einem Beobachtungstag wurde der Raum um den Brunnen von einer Gruppe älterer Jugendliche genutzt, die zum Teil mit brennenden Fackeln jongliert, zum Teil mit Kreiden großformatige Straßenkunst aufgebracht haben. Diese Aktionen verfolgten keinen kommerziellen Zweck, haben aber die Aufmerksamkeit von Passanten und Besuchern der umliegenden Gastronomie auf sich gezogen

Die Konzentration auf den gastronomischen Bereich und die umliegenden kleineren Geschäfte, die anders als in der Bahnhofstraße zum Teil noch individuell und inhabergeführt sind, verleihen dem Ort eine ausgeprägte Konsumfunktion. Diese wird auch von interviewten Jugendlichen so wahrgenommen (SB1, SB3): der Raum wird meist lediglich durchquert, um zu den Saarwiesen zu gelangen oder besucht, um die umliegenden Geschäfte zu besuchen (SB6).

In früheren Zeiten sei der Platz deutlich intensiver von Jugendgruppen, insbesondere auch jener, die der Punkszene zuzurechnen waren, genutzt worden. Hinsichtlich der Nutzung als Treffpunkt hat ein Wandel stattgefunden und der St. Johanner Markt erscheint aus Expertensicht weniger attraktiv: „St. Johanner Markt mittlerweile weniger, weil die Polizei stark präsent ist. Die Polizeipräsenz spielt schon eine große Rolle. Also es findet so eine indirekte Verdrängung statt, also indirekt“ (SW1a). Nutzungskonflikte haben hier dazu geführt, dass Kontrollen zugenommen haben und die Aneignungsmöglichkeiten eingeschränkt wurden (vgl. dazu Kap 8.1.3.2).

Bahnhofsvorplatz

Eine zentrale Rolle als Treffpunkt spielt der Bahnhofsvorplatz in Saarbrücken, insbesondere der Treppenbereich an der Haltestelle von Bussen und Saarbahn (Straßenbahn) (SW1a). „Das geht schon mittags los. Mittags, nachmittags und auch Abendstunden. Ja. Wochenenden auch. Aber eher so nachmittags bis abends.“ (SW1a). Dieser Bereich ist zudem ein sehr regelmäßiger Treffpunkt: „Also teilweise weiß ich, wenn wir, um zwei machen wir den "Offenen Treff" zu, dass dann, wenn wir zum Beispiel, wenn wir dann soweit mit unserer Arbeit fertig sind und dann so beispielsweise gegen drei zum Bahnhof gehen, dann sitzen teilweise die schon da. Die gehen dann von hier zum Bahnhof. Nicht alle. Und das ist auch nicht an jedem Tag so, aber bei manchen ist das ...“ (SW1a). Diese Regelmäßigkeit wird auch von einer Gruppe interviewter Jugendlicher betont: „Wenn wir vom Schaffen kommen, treffen wir uns hier für eine Stunde und danach fährt jeder heim“ (SB2). Sie sitzen dann täglich auf dem Heimweg von der Arbeit zusammen auf den Treppen am Bahnhofsvorplatz, unterhalten sich und „haben Spaß“ (SB2).

Die Attraktivität des Bahnhofsvorplatzes entspringt vor allem seiner Zentralität und der direkte Anbindung an den ÖPNV. Auf die Frage: „Warum hängt ihr hier rum?“ antwortet die am Bahnhofsvorplatz interviewte Gruppe Jugendlicher: „Weil wir das schöne Wetter genießen und das hier der erste Platz ist wo wir uns alle immer treffen“ (SB2). Auch am Wochenende ist dieselbe Gruppe im Rahmen der Beobachtungen am selben Ort anzutreffen gewesen: männliche und weibliche Jugendliche im Alter von 15 bis 21 Jahren, die zusammen auf der

Treppe sitzend um eine Kiste Bier und „rumhängen“. Auch hier kennt man sich untereinander „Wenn man hier sitzt, lernt man wirklich viele kennen, aber wir sind nicht nur bei denen, wir sind immer unsere Gruppe, und die anderen, die sitzen immer weiter da hinten“ (SB2). Man unterhält sich, die Interaktionen und sozialen Beziehungen außerhalb der eigenen Gruppe sind jedoch nur oberflächlicher Natur und beschränken sich auf den Ort des Bahnhofsvorplatzes. Am Wochenende ist der Bahnhofsvorplatz für die beschriebene Gruppe jugendlicher auch Ausgangspunkt, um von dort weiter an die Saar (Saarwiesen) zu gehen (SB2).

Abbildung 12: Bahnhofsvorplatz Saarbrücken



Quelle: Eigene Aufnahme

So ein kurzzeitiger Treffpunkt ist der Bahnhofsvorplatz auch für andere Jugendliche. Sie verabreden sich dort, um andere öffentliche Räume in der Stadt aufzusuchen. „Vorm Bahnhof treffen wir uns normalerweise und dann ziehen wir durch Saarbrücken. Sei es jetzt hier der Bürgerpark oder die Saarwiese oder gemütlich in die Stadt, einen gemütlichen Tag machen“ (SB4).

Neben der guten Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr ist ein weiterer Vorteil der Lage und Zentralität des Bahnhofsvorplatzes, dass sich in direkter Nähe (vor allem in der Europa-Galerie) günstige Einkaufsmöglichkeiten befinden.

„Es ist ja so, die treffen sich ja immer aus bestimmten Gründen, die werden immer Strukturen suchen, wenn sie die Strukturen verändern, werden es mehr oder weniger, je nachdem wie sie die Strukturen verändern, es ist auch temporär sag ich mal unterschiedlich, es ist in den frühen Tagstunden, zu Schulzeiten, wenn die Schwänzer unterwegs sind, dann können sie in den Saturn gucken, wo diese Elektrogeschäfte sind, das ist dann grad noch mal in der Nähe vom Busbahnhof, dann hängt man dort ab, wartet bis noch ein paar, die nicht zur Schule waren, was machen wir? Gehen wir zu McDoof? Oder gehen wir in den Saturn, ein bisschen an die Elektrogeräte, das ist einfach zeitlich abhängig. Und der Markt ist ja eigentlich mehr so eine gastronomische Situation, ist für die eher uninteressant, würd ich eher, sag ich mal, verneinen.

Bahnhofstraße schon, wie gesagt, wie kommt man da hin? Kann man sich da hinsetzen? Kann man da andere abwarten [...] sich schnell kontakten um: Kommst Du auch? Wo bist Du? Kommst Du? Wir sitzen alle hier. Das ist am Bahnhofsvorplatz.“ (PO1)

Fast-Food Ketten und Lebensmittelmärkte, in denen man, im Gegensatz zu den gastronomischen Angeboten, günstig alkoholische Getränke kaufen kann, befinden sich in unmittelbarer Nähe. Die angebotenen physischen Strukturen des Raumes bestimmen darüber welche Aneignungsweisen sich anbieten und wie der angeeignete Raum schließlich aussehen kann. Auch eine normative oder symbolische Dimension wird an dieser Stelle deutlich, denn im Gegensatz zum St. Johanner Markt, der über das Angebot der umliegenden gastronomischen Angebote definiert wird, sind die Aneignungsmöglichkeiten auf dieser Ebene am Bahnhofsvorplatz freier.

Dass der Bahnhofsvorplatz ein etablierter Treffpunkt für Jugendliche ist, wird auch von denen bestätigt, die sich dort nicht aufhalten (z.B. SB3, SB5), die diesen Treffpunkt zum Teil sogar kritisch sehen: „Und man merkt halt schon, dass die am Hauptbahnhof, wie soll ich sagen, ganz schön laut sind und alles Mögliche. Die sitzen da auch immer mit ihrem Alkohol und alles“ (SB3). Diese Wahrnehmung vom Bahnhofsvorplatz wird auch von einer anderen interviewten Gruppe bestätigt. Dort würden sich „Drogies“ (B5:2) aufhalten. Auch die Beurteilung der Polizei geht eine ähnliche Richtung, nämlich dass am Bahnhofsvorplatz eine Konzentration „problematischer“ Jugendlicher zu beobachten sei: „Was auffallend ist, dass überwiegend Jugendliche mit Jugendhelferhintergrund, immer im Bereich Bahnhof anzutreffen sind. Oder sehr oft. Auch Jungs die aus Wohngruppen abgängig sind, treffen sich oft am Bahnhof. Als würd's denen irgendwo auf der Stirn stehen oder als gäb's da so ein Netzwerk dass die sich da irgendwo treffen. Also das ist irgendwann auffallend.“ (PO1) Offensichtlich ist es ein besonderes Publikum, dass sich regelmäßig und vor allem längerfristig am Bahnhof trifft und auch dazu beiträgt, dass dieser Ort als Brennpunkt wahrgenommen und in Bezug auf längere Aufenthalte gemieden wird (vgl. dazu Kapitel 8.1.3.1).

8.1.3 Öffentlicher Raum als konflikthafter Raum

8.1.3.1 Brennpunkte und konflikthafte Räume

Die Saarwiesen wurden von den interviewten Jugendlichen als auffällig konfliktarmer Raum dargestellt, sowohl hinsichtlich der verschiedenen Nutzer- und Altersgruppen, also auch hinsichtlich der unterschiedlichen jugendlichen Subkulturen, die dort anzutreffen sind (SB1). Auch mit der Polizei, die dort „ab und zu mal rumfährt“ (SB1), gäbe es selten Probleme. Diese Einschätzung wird auch von deren Seite bestätigt. Der Polizei sind die Saarwiesen zwar als Treffpunkt, auch „problematischer“ Jugendlicher, bekannt, insgesamt wird der Ort jedoch als unproblematisch bewertet (PO1).

Es gibt jedoch öffentliche Räume in der Saarbrücker Innenstadt, die als konflikthaft eingestuft werden, einer erhöhten Kontrolle unterliegen und die von Jugendlichen, aufgrund potentieller Unsicherheiten, bewusst gemieden werden.

„Brennpunkt“ Bahnhofsvorplatz

Der Bahnhofsvorplatz in Saarbrücken gilt aus Sicht der Polizei als *der* zentrale Brennpunkt in der Innenstadt (PO1), an dem auch viele Jugendliche anzutreffen sind (vgl. auch SW1b).

Diese Einschätzung wird auch von interviewten Jugendlichen geteilt. So sei der Bahnhof „der Platz wo es immer Ärger gibt“ (SB5). Der Bahnhofsvorplatz wird als ein Ort beschrieben, an dem sich viele „randständige“ Personen, Drogenabhängige und Jugendliche mit „Jugendhilfefehintergrund“ (PO1) aufhalten. „Viele hängen am Bahnhof rum. Aber das sind nicht so, sagen wir mal, wunderbare Gestalten. Deswegen versuche ich mich auch, wenn ich samstags da hin gehe, alle zwei Wochen, so gut wie von denen fernzuhalten, natürlich kenn‘ ich die auch [...]“ (SB1). Ein zentraler Aspekt, der diesen Ort zu einem konflikthaftern Ort macht, ist demnach die „Randständigenproblematik“, die Konzentration von Personen, die mit Abweichung, auffälligen bis hin zu kriminellen Verhalten assoziiert werden.

Abbildung 13: Treppensituation Bahnhofsvorplatz Saarbrücken



Quelle: Eigene Aufnahme

Eine Gruppe Jugendlicher, die den Bahnhofsvorplatz trotzdem als regelmäßigen Treffpunkt nutzt, hat gerade diesbezüglich Verbesserungswünsche:

B1: Dass die Penner nicht hier sein sollten. Dass sie mal manchmal duschen gehen sollen. Nicht stinkig hier hinkommen. Weil die verpesten die ganze Luft hier. Und die lassen ihren Dreck liegen.

I: Hab ihr Ärger mit denen?

B1: Nein. Ärger nicht. Die lassen aber den ganzen Dreck liegen. Machen immer Stress so wie eben, gar schon wieder wo jemand geklatscht wurden [zwei Obdachlose sind kurz zuvor aneinander geraten, es kam zu einem lauten Handgemenge], und da drauf haben wir allgemein keinen Bock mehr. (SB5)

Die Konflikte ereignen sich in diesem Fall zwar zwischen den Obdachlosen untereinander, und die interviewten Jugendlichen sind nicht involviert, sie fühlen sich dennoch gestört. Man grenzt sich zudem eindeutig von der Gruppe der Obdachlosen ab. Ihre Erscheinung und ihr Verhalten werden als abweichend und, in Bezug auf ein rücksichtsvolles Verhalten im öffentlichen Raum, nicht regelkonform wahrgenommen.

Auch für Angehörige der Drogenszene ist der Bahnhofsvorplatz ein wichtiger Treffpunkt, da in der Nähe substituierende Ärzte angesiedelt sind, „...das heißt wenn die da ihr Polamidon oder Methadon, was die bekommen, abholen, dann sind sie sowieso schon dort, das heißt dann treffen die sich auch dort und man kann, wie gesagt, dort alles bekommen.“ (SW1a) Die Anwesenheit von Obdachlosen und Drogenabhängigen ist ein Aspekt, welcher den Bahnhofsvorplatz, als einen konflikthafter Ort erscheinen lässt, indem Sinne als das unterschiedliche Verhaltenserwartungen und Nutzungsansprüche aufeinander prallen.

Der Zentralität, die zu großen Teilen die Treffpunktfunktion des Bahnhofsvorplatzes bedingt, ist es darüber hinaus geschuldet, dass es temporär auch zu anderen Konflikten kommt: „Alkoholprobleme, Jugendliche Schlägereien nach einem Diskogang halt. Diese üblichen Dinge“. (SB5) Ähnliches wird auch von Seiten der Polizei beschrieben: „Es beginnt ab morgens um vier Uhr, wenn die aus den Diskotheken zurück sind, dann stehen da plötzlich 150 Leute. Auf dem Vorplatz. Die warten auf die Bahn, dann essen die noch was, ist vielleicht jetzt ein anderes Publikum, aber es ist immer was los“. (PO1) Auch bei Spielen des regionalen Fußballvereins 1. FC Saarbrücken wird der Bereich um den Bahnhof als ein Brennpunkt wahrgenommen: „Dann steht schon die Polizei vorm Bahnhof, wenn die spielen. Wegen der Sicherheit halt“. (SB5) Hier ist es gerade die Präsenz der Polizei, die dazu führt, dass der Bahnhof als ein potentiell unsicherer Ort wahrgenommen wird. Die vorangegangenen Aspekte betreffen temporäre Nutzungen, zum einen in den späten Abend- und den frühen Morgenstunden, wenn sich Diskobesucher (oftmals alkoholisiert) am Bahnhof versammeln um von dort den Heimweg anzutreten, zum anderen wenn Fußballspiele vor Ort stattfinden und sich größere Fangruppen am Bahnhof versammeln. Auch hier spielt Alkohol oftmals eine Rolle, aber auch das Zusammentreffen rivalisierender Fangruppen kann zu prekären Situationen führen.

Aus Sicht der Polizei stellt der Bahnhofsvorplatz im Bereich der Innenstadt und in Bezug auf Jugendliche jedoch den einzigen Problemschwerpunkt dar. (PO1) Eine Meidung des Bahnhofsbereichs ist jedoch kaum möglich, da über den Bahnhofsvorplatz Zugang zum Nah- und Fernverkehr besteht und der Bahnhof, aufgrund seiner Lage, quasi den „Eingangsbereich“ zur Innenstadt darstellt. In den Beobachtungszeiträumen war der Platz zu jeder Zeit belebt. Die Nutzergruppen waren sehr durchmisch, von den meisten Personen wurde der Bereich jedoch lediglich durchquert.

Johanniskirche: Meidung

Während der Bahnhofsvorplatz als Durchgangsort quasi nicht umgangen werden kann, wird von einigen interviewten Jugendlichen der Bereich zwischen Rathaus und Johanniskirche bewusst gemieden (SB2). Der Ort ist negativ besetzt, da sich auch dort zum Teil die „Drogen- und Alkoholikerszene“ Saarbrückens aufhalte. Von Seiten des Streetwork wird der Ort, neben dem Bahnhof, dahingehend als der „heißeste Punkt“ bezeichnet (SW1b).

„An der Johanniskirche sammelt sich also eine Gruppe, die beginnt so morgens um neun Uhr und erreicht gegen 16 Uhr eine kritische Größe von etwa 40-50 Leuten und ist stark alkoholisiert. Die sind zwar nicht aggressiv, wirken aber optisch bedrohlich. Und jetzt kommt wieder der Rückschluss, dass man dann sagt, durch diese Leute wird im Prinzip ja auch dann der öffentliche Raum bedrohlich, weil sich dann Passanten eingeeengt fühlen oder geängstigt fühlen und dann im Prinzip diesen Ort meiden.“ (SW1b)

Unsicherheit entsteht hier vor allem dadurch, dass es eine größere Gruppe von Personen ist die sich hier versammelt ohne dass diese sich zwangsläufig auch deviant verhält. Die Wahrnehmung des Raumes als bedrohlich führt bei einigen Jugendlichen zu einer Meidung: „Da gehe ich, ich persönlich gehe da halt schnell vorbei, weil da irgendwelche Leute hocken, die sind halt irgendwie auf Streit aus und da gehe ich schnell vorbei („SB3). Bei diesen Personen, die sich an der Johanniskirche aufhalten handelt es sich in erster Linie um (drogenabhängige) Erwachsene (SW1a).

Stress im Bürgerpark

Die Konflikte, die im Bürgerpark beschreiben werden, sind anderer Natur. Es sind keine „Randgruppen“ oder Drogenabhängige, die als problematisch erachtet werden, vielmehr ereignen sich Konflikte hier zwischen verschiedenen Nutzergruppen und jugendlichen Subkulturen: „Also hier im Bürgerpark ist schon oft Streit“ (SB3).

Als ein Grund wird oftmals der Konsum von Alkohol angesehen (SB3). Dann geraten auch Jugendliche aneinander, die eigentlich einer Gruppe angehören (SB3). Die Folge sind Streits und im schlimmsten Fall Schlägereien (ebd.). Auch zwischen verschiedenen Subkulturen kommt es zu Konflikten, „...die Gangster, die mit ihren weiten Jeans rumlaufen und zwischen den Emos, wenn beide Parteien, hier im Bürgerpark chillen“ (SB3). Diese Einschätzung der „Skater“ wird von den „Emos“ geteilt, die davon berichten, mit anderen Subkulturen („Punks, Gothics, Metal Fans“, „Hipster am meisten“) Schwierigkeiten zu haben, da diese ein Problem mit ihrem Aussehen und Auftreten hätten: „Die fühlen sich halt angegriffen, weil wir so aussehen, wie wir aussehen“ (SB4). Besonders der Kleidungsstil ist ein Ausdrucksmoment der subkulturellen Zugehörigkeit und ermöglicht eine Zuordnung. Im Extremfall entstehen zwischen den Subkulturen Handgreiflichkeiten Handgreiflichkeiten. Die Konflikte mit „Punkern“ im Bürgerpark haben dazu geführt, dass der Raum eher gemieden und die Saarwiesen als Treffpunkt vorgezogen werden (SB4).

Anderes als die Saarwiesen bietet der Bürgerpark auch kleine, wenig einsehbare Nischen. So wird von Jugendlichen berichtet, die unter der dortigen Brücke sitzen und Alkohol trinken (SB3), und von „Kiffern“, „Rauchern“ und „Säufern“, die sich dort aufhalten (SB4). Unter den „Skatern“ gilt der Bürgerpark als ein „sozialer Brennpunkt“, vor allem durch Personen, die von „außen“ kommen, und die vertraute, friedliche Atmosphäre stören (wollen):

„So aber, für Leute, die einfach nur hier sind um ein bisschen hier rumzusitzen und ein bisschen Spaß zu haben, zu Skaten oder was weiß ich was die Leute hier machen, ist das eigentlich in Ordnung. Und die Leute haben dann selber keinen Bock auf Stress, aber wie gesagt, dann kommen hier Menschen, die irgendwie, keine Ahnung, Stress suchen und machen hier Stress. Obwohl wir eigentlich gar keine Lust da drauf haben.“ (SB4)

Ein erhöhtes Konfliktpotential und die als angespannt wahrgenommene Situation führt nach Einschätzung einiger Jugendlicher dann auch zu einer stärkeren Kontrollhäufigkeit durch die Polizei: „Die Polizei kommt wirklich überall rumgefahren so hier im Bürgerpark“ (SB3).

Veränderte Situation am St. Johanner Markt

Die Situation Jugendlicher am St. Johanner Markt hat sich nach Angaben des Streetwork seit Mitte der 1990er Jahre verändert: „Da war schon viel mehr los. Also da waren schon viel mehr Jugendliche und auch Erwachsene. Aber das war immer sehr konflikthaft. Da gab's

also fast täglich Interventionen, also wo halt eben Beschwerden kamen, das hat sich gravierend verändert“ (SW1a). Die Beschwerden kamen meist von Anwohnern oder Geschäftsleuten und betrafen oft die Anwesenheit von Obdachlosen und Punks:

„Die Gute Stube von Saarbrücken, Zitat aus der Saarbrücker Zeitung, der Sankt Johanner Markt, wird versaut und verdreckt. 1995 gab es einen Zeitungsartikel: Sie saufen, grölen, pissen. Damit waren die Obdachlosen und Punker gemeint, die auf dem St. Johanner Markt ihr Unwesen treiben, in Anführungsstrichen, und damit die Gute Stube. Das hat ja schon so einen Anklang wie Privatmosphäre, die gute Stube von Saarbrücken, das Bild spricht ja auch schon Bände, nach dem Motto, die kommen in mein Wohnzimmer, als wären es Gäste oder Fremde.“ (SW1b)

Der Bezeichnung des St. Johanner Marktes als „Guten Stube“ suggeriert eine Privatheit des Ortes und damit, zumindest in der Wahrnehmung, ein Verwischen der Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Die „Gute Stube“ ist mit bestimmten Verhaltenserwartungen verbunden und kann assoziiert werden mit Intimität, aber auch Historizität und Tradition. Das Bild dieser „Guten Stube“ der Stadt wurde durch die Präsenz unerwünschter Gruppen und Verhaltensweisen beeinträchtigt und es kam zu Nutzungs- und Interessenskonflikten und in der Konsequenz zur AUsgrenzung. Diese Situation hat sich heute verändert. Zum einen, da die Szene der Punks stark geschrumpft ist, zum anderen aber auch, so wurde von Seiten des Streetwork argumentiert, da die Polizeipräsenz am St. Johanner Markt deutlich zugenommen hat.

„Die Polizeipräsenz spielt schon eine große Rolle. Also es findet so eine indirekte Verdrängung statt, also indirekt deswegen, weil die nicht unbedingt Platzverweise erteilen oder so, was sie früher ja auch machen mussten, was ich auch teilweise nachvollziehen konnte, sondern weil halt einfach die Präsenz und das Ansprechen, einfach nur Ansprechen⁴⁷ für manche auch dann schon zu viel ist. Dann lieber ausweichen.“ (SW1a)

Polizeipräsenz, Kontrollen und Interventionen spielen hinsichtlich der Nutzbarkeit und Attraktivität öffentlicher Räume eine wichtige Rolle. Auf der einen Seite kann für bestimmte Nutzergruppen ein Gefühl von Sicherheit erzeugt werden, auf der anderen Seite werden andere Nutzergruppen und unerwünschte Verhaltensweisen direkt oder indirekt verdrängt.

8.1.3.2 Kontrolle im öffentlichen Raum

Zentrale Aufgaben der Polizei in den öffentlichen Räumen der Saarbrücker Innenstadt sind zum einen das Vorgehen gegen Ordnungsstörungen und Straftaten, zum anderen Präventiv- und Jugendschutzkontrollen. Vor allem die Kontaktpolizei, die bewusst in Uniform auftritt, damit sie vom Bürger als Ansprechpartner erkannt wird, zeigt Präsenz und übt so eine präventive Funktion aus.

Polizeipräsenz

Vor allem die „Brennpunktsituation“ am Bahnhof von Saarbrücken bedingt eine erhöhte Polizeipräsenz und auch ein häufigeres Eingreifen: Am „Bahnhof rennen oft Polizisten rum. Nicht

⁴⁷ Unter „Ansprechen“ sind hier Personenkontrollen zu verstehen, bei denen nach dem Personalausweis gefragt wird.

nur die DB-Sicherheitsleute, sondern auch Bundespolizisten und Police de Marseille“ (SB1). Dies gilt sowohl für den Innen- als auch den Außenbereich (ebd.). Von Seiten der Polizei wird diese hohe Präsenz bestätigt, die Lage als Brennpunkt würde dadurch jedoch nicht entschärft: „Obwohl dort viel Polizei ist, obwohl dort eine hohe Sozialkontrolle ist, das ist ja das Unglaubliche, ne, obwohl die immer unter Beobachtung stehen, und teilweise ist glaub ich der Vorplatz videoüberwacht zum Beispiel“ (PO1).⁴⁸

Die Präsenz der Polizei am Bahnhof wird jedoch nicht von allen interviewten Jugendlichen gleichermaßen wahrgenommen:

B1: Nein. Da ist ihr Platz [weist auf die Büros der Bundespolizei]. Aber da ist nichts. Sind aber nicht mehr hier.

B2: Da gucken sie mit dem Fernglas raus.

I: Ja, ab und zu läuft Bundespolizei hier rum, habe ich gesehen.

B1: Ja, zehn Minuten und danach sind sie dann verschwunden und gehen sie Kaffee oder Kuchen essen oder was weiß ich was die da drinnen machen. (SB2)

Jene Gruppe, die beinahe täglich am Bahnhofsvorplatz beobachtet wurde, bemängelt die fehlenden Gegenwart der (Bundes-)Polizei: „Wir haben ja nichts mit der Polizei zu tun. Nur wenn hier mal einer tot geschlagen gibt, die sind lieber in ihrem Gebäude drin. Und das bringt nichts. Dass Bundespolizei hier überhaupt existiert in Saarbrücken“ (SB2). Sie beurteilen die Eingreifhäufigkeit der Polizei als mangelhaft. „Und manchmal wenn es wirklich hart auf hart kommt, sind sie gar nicht da.“ (SB2)

Offenbar wird die Polizeipräsenz in den öffentlichen Räumen der Innenstadt von den Jugendlichen sehr unterschiedlich wahrgenommen: Während sie von einigen am Bahnhofsvorplatz und von den „Skatern“ im Bürgerpark deutlich registriert und auch, in Zusammenhang mit der Brennpunktsituation, als notwendig erachtet wird (SB3, SB5), gibt es andere Jugendliche, die sie nicht registrieren (SB2) oder lediglich mit Gleichgültigkeit wahrnehmen: „Die sind mir scheißegal, die luken mich nur doof an und gucken dann weg wenn ich die doof zurück anguck“ (SB1).

Jugendschutz- und Präventivkontrollen

Ein zentraler Auftrag der Polizei in Saarbrücken hinsichtlich Jugendlicher in öffentlichen Räumen ist der Jugendschutz. Aufgrund zahlreicher Ersuche der Bevölkerung, die an die Polizei aufgrund alkoholisierter Jugendlicher herangetragen werden, ist die diese phasenweise stärker präsent: „Beobachten, wer ist da alles drin und dann gucken wir, wie heißt er denn, wie alt bist Du denn, wo kommt der Alkohol her, dann mache wir auch ein paar Anzeigen um auch die Behörden, Jugendamt oder insbesondere Eltern in Kenntnis zu setzen“ (PO1). Die Beobachtungen, die bei solchen verstärkten Jugendschutzkontrollen gemacht werden, seien meist die gleichen: „Immer wieder dieses Klientel, das dort sitzt, oftmals Jugendliche, 15/16 Jahre, mit Alkohol versorgt. Von wo sind sie denn? Wo ist der Papa? Niemand zuhause, dann angerufen: "Was, wo ist meine Tochter, davon weiß ich nichts" (PO1). Jugendschutzkontrollen werden verstärkt durchgeführt, wenn es Anhaltspunkte gibt, „die für

⁴⁸ Eine Videoüberwachung existiert nach Angaben der Polizei lediglich im Eingangsbereich des Bahnhofs und im Bereich des Busbahnhofs der Saarbahn, anhand derer jedoch hauptsächlich Personen und Besucherströme beobachtet werden können, für eine Identifizierung von Gesichtern oder Handlungen ist das Videomaterial unzureichend (PO1). Darüber hinaus sind der Polizei keine weiteren öffentlichen Plätze bekannt, die videoüberwacht sind.

eine Gefährdung von Jugendlichen“ sprechen (PO1), und dann, wenn man wirklich einen Brennpunkt erkennt, wie das jetzt auf dem Bahnhofsvorplatz ist“ (PO1). Im Rahmen des Jugendschutzes werden auch Präventivkontrollen durchgeführt: „wir gucken im Rahmen der Fußstreife auch dann, wo halten sich, wenn sich Jugendliche im öffentlichen Raum aufhalten, wer hält sich dort auf?, wie verhalten die sich dort?, wird dort Alkohol getrunken?, wie alt sind die angetroffenen Personen? Das wird überprüft.“ (PO1)

Als Präventivmaßnahme wurde in den Jahren 2011 und 2012 zum Beispiel auch von der Polizei in der Innenstadt eine Aktion gegen „Schulschwänzer“ initiiert. Dabei wurden in einem Zeitraum von sechs Wochen über einhundert Fälle registriert:

„Da haben wir also eine Zeit lang Augenmerk auf Schulschwänzer gelegt und sind dann einfach hier sporadische Aufenthaltsörtlichkeiten abgegangen und haben die aufgesucht, wo sich Jugendliche während der Schulzeit aufhalten, das ist eben schon gesagt worden, das sind Schnellrestaurants, das ist dann in er Europa-Galerie der Saturn, mit seiner Elektronikabteilung, das sind zum Beispiel auch Spielkasinos oder Spielhallen, ja, wo sich Jugendliche dann in der Zeit da verdingen.“ (PO1)

Auffällig war, dass in diesem Zeitraum der Aktion eine größere Anzahl an Raubüberfällen verübt wurde. Diese Korrelation wurde von der Polizei registriert und aufgegriffen:

...Oktober/November ging's los mit der EG Uhrzeit, plötzlich hatten sie ganz viele Raubüberfälle, also Raubüberfall in der Gestalt, dass jemand sagt, ey sag mal, (...) sag mal wie viel Uhr ist denn? Dann zieht der natürlich das Handy raus, guckt wie viel Uhr es ist, flutsch, war's Handy weg, zusammengeschlagen, mit Gewalt, ohne Gewalt, je nachdem, fast täglich irgendwann, manchmal sogar mehrfach am Tag, immer, oft vor der Schule, (...), in der Saarbahn, oft, fast immer war es so, die Achse Saarbahn zu den Schulen....“ (PO1)

Auf Grund dessen kam es zu einem Sondereinsatz und „von unseren hundert festgestellten, oder 104 festgestellten, Schulschwänzern, waren 40 Stück bei den Intensivtätern dabei.“ (PO1) Aufgrund verbesserter Kontrollen und verbesserten Engagements der Schulen sind die Zahlen heute rückläufig (PO1). Derartige Erfolge im Rahmen von Jugendschutz- und Präventivmaßnahmen zeigen, dass frühzeitiges Eingreifen und Aufklärung ein probates Mittel sind, um Devianz von Jugendlichen, die sich oftmals in öffentlichen Räumen äußert, einzudämmen.

Ordnungsstörungen und Straftaten

Das Eingreifen bei Ordnungsstörungen und Straftaten ist die klassische Aufgabe der Polizei. Dazu zählt auch das Durchsetzen von Hausverboten in der Europa-Galerie oder typische „Ordnungsstörungen“ von Jugendlichen, die beispielsweise vorliegen, wenn diese „volltrunken durch die Innenstadt laufen, dann die mitgeführten Hunde noch frei laufen lassen, ja, dann noch irgendwohin, irgendwo noch wild urinieren“ (PO1). Ein weiterer typischer Fall von Ordnungsstörungen ist beispielsweise Lärmbelästigung.

Die Beurteilung von Ordnungsstörungen erfolgt zum Teil fallspezifisch und zu einem gewissen Grad auch subjektiv. Es wird zwischen „tolerierbaren“ und „nicht-tolerierbaren“ Ordnungsstörungen unterschieden (PO1):

„Wenn jemand im Staden an den Baum pinkelt, sag ich mal, interessiert das niemand, wenn nicht grad Sonntag ist und der Kindergarten ist voll besetzt mit Müttern und Kindern, aber wenn das jemand in der Bahnhofstraße macht, die voll frequentiert

ist, dann ist das ja schon, sag ich mal, nicht mehr so tolerabel. Oder wenn sich dort jemand auf den Boden legt um seinen Rausch auszuschlafen, dann ist das für mich eine Situation die mag ich nicht, die stört mich, die kann man, das ist nicht in Ordnung. Wenn er das im Staden irgendwo machst, legst sich auf die Bank, schläfst seinen Rausch aus und keinen kümmert's, dann mach ich mir vielleicht Sorgen ob es dem auch gut geht, aber mit ganz anderem Ansatz.“ (PO1)

Anhand des Zitats wird zudem zweierlei deutlich. Zum einen wird eine Abhängigkeit von dem Raum, in dem die Ordnungsstörung stattfindet, und den mit diesem verbundenen Nutzungs- und Verhaltenserwartungen deutlich. So ist man bemüht, auch im Sinne der Geschäftsinhaber, die Fußgängerzone von unangebrachten Verhaltensweisen frei zu halten, während diese im Bereich der Grünanlagen toleriert werden. Am Beispiel des Bahnhofs wird diese Annahme noch einmal bestätigt:

„Da sind ja die Treppen, da hocken sie in 10er, 15er Gruppen, da ruft keiner die Polizei oder fühlt sich kaum einer gestört, aber wenn die Gruppe jetzt Richtung Bahnsteig Saarbahn gehen würde und würde dort um eine Bank rum sich aufhalten, mit Sicherheit würde innerhalb einer halben Stunde einer anrufen. Und würde sich da richtig gestört fühlen. Weil einfach die Örtlichkeit gewechselt ist. Dort, an der Treppe, da stört es keinen. Und das wissen die aber auch. Die halten sich auch bewusst deswegen dort auf.“ (PO1)

Dass sich Jugendliche, junge Erwachsene aber auch erwachsene Mitglieder der Alkohol- und Drogenszene auf den Treppen aufhalten hat sich etabliert, man ist daran gewöhnt, es fühlt sich niemand (mehr) gestört und auch die Funktionsweisen des Raumes erfahren keine Einschränkungen. Wird der Raum gewechselt, wird dies jedoch als Störung der Ordnung wahrgenommen. Am Bahnhof kommt darüber hinaus noch eine andere Schwierigkeit hinzu, nämlich die unterschiedliche eigentumsrechtliche Situation am Bahnhofsvorplatz, der zum Teil privater Raum der Bahn, zum Teil öffentlicher Raum der Stadt ist. Der obere Bereich des Bahnhofsvorplatzes unterliegt der Verantwortlichkeit der Bahn, der untere Bereich, ab den Treppen, ist städtischer öffentlicher Raum: „Die Linie geht quer durch. Die oberste Treppe können Sie sagen ungefähr. Oder die Verlängerung des unteren Eckgebäudes, Eckflügels am Bahnhof, diese Verlängerung, dort läuft ungefähr die Katastergrenze“ (PO1). Für das Bahngelände ist die Bundespolizei zuständig, für den anderen Bereich Polizei und Stadt „Aber das ist eigentlich so auf dem Papier, in der Regel funktioniert das nebeneinander, miteinander aber das ist in der Tat. Im Bahnhof selbst da gibt's eine spezielle Zuständigkeit von der Bundespolizei“ (PO1).

Auf der anderen Seite ist die Definition dessen, was als Ordnungsstörung verstanden wird, nicht eindeutig und zum Teil stark situationsabhängig und subjektiv geprägt:

„Also der Aufenthalt auf öffentlichen Plätzen ist grundsätzlich, (...), durch die Polizeiverordnung der Stadt Saarbrücken, (...), was Ordnungsstörungen angeht. reglementiert. Auch durchs Straßengesetz, wenn der Gemeingebrauch überschritten ist, ja, das muss man erst mal feststellen. Aber das bloße Verweilen im öffentlichen Raum, stellt nicht unbedingt, stellt schon mal gar keine Ordnungsstörung dar. Es muss immer einhergehen zum Beispiel mit Alkoholkonsum, mit Lagern zum Beispiel, mit Lärmbelästigung, mit Urinieren zum Beispiel, haben wir auch schon gehabt, halt in der Randständigenszene auch häufig verbreitet, aber der reine Aufenthalt, und das ist, (...), immer so das Problem auch für die Bevölkerung: Wie wird es wahrgenommen? Das bloße Herumlungern von Jugendlichen an einer bestimmten Örtlichkeit oder auch von Randständigen, wird oft von Passanten her als störend, als ordnungs-

störend oder als, wie soll ich sagen, die subjektive Sicherheit wird dadurch beeinträchtigt, so wird's gesehen, stellt aber bei genauem Hingucken, erstmals Mal überhaupt nichts da.“ (PO1)

Die Wahrnehmung von Verhalten durch die Bevölkerung und im Falle innerstädtischer öffentlicher Räume vor allem auch durch Gewerbetreibende ist oftmals entscheidend. An dieser Stelle wird erneut deutlich, welche Gruppen in öffentlichen Räumen häufig über Gestaltungs- und Nutzungsmacht verfügen. Es sind die Besitzer des ökonomischen Kapitals, die Gewerbetreibenden, die in der Lage sind dies „Macht“ auszuüben. Die Position von Jugendlichen hingegen ist in dieser Hinsicht denkbar schlecht. Ist die subjektive Sicherheit beeinträchtigt oder aber werden Verhaltensweisen als „geschäftsschädigend“ oder als die angenehme Atmosphäre störend wahrgenommen, so wird ein Eingreifen von Ordnungskräften gefordert. Die Aufgabe der Polizei besteht dann darin, festzustellen, ob es sich tatsächlich um eine Ordnungsstörung handelt.

„Das ist eine ganz anspruchsvolle Rechtsorientierung. Erst mal weil's nicht im Strafgesetz so klar deklariert ist, dass es jeder weiß, das ist nämlich nur eine der nachgeordneten, einer der schwächsten Gesetze oder Verordnungen die es gibt, und dann ist da noch das über den Gemeingebrauch deklariert, der ist überall anderes, an der Bushaltestelle ist der, da kann ich nicht stundenlang sitzen nämlich nur den kurzfristigen Aufenthalt bedienen, an der Bank im Park, die ist eigentlich für Daueraufenthalt. Da muss wirklich die Situation richtig subsummieren, um zu einem sicheren Ergebnis zu kommen und dann weiß man immer schon, man hat die starke Erwartungshaltung eines Bürgers, dem das nicht gefällt, was man dann teilweise noch nachvollziehen kann, ne, dann geht's um richtiges subjektives Sicherheitsgefühl, das ist immer ganz schlecht, das wird irgendwann artikuliert, so in den Raum dann gestellt, damit wird alles schlecht gemacht, in Wirklichkeit ist das gar nicht so.“ (PO1)

Aufgrund der subjektiven Bewertung von Verhaltensweisen als tolerierbar beziehungsweise nicht (mehr) tolerierbar, besteht eine Gefahr: Die Polizei darf „ein gewisses Verhalten im Vorfeld nicht schon kriminalisieren“ (PO1). Eindeutiger ist das erforderliche Vorgehen bei Vandalismus oder Graffiti da es sich dabei um Straftaten handelt im Sinne einer Sachbeschädigung handelt, die als solche geahndet werden (PO1).

Interventionen

Die Maßnahmen, die im Falle einer Ordnungsstörung getroffen werden können, sind unterschiedlich und werden jeweils an die betreffende Situation angepasst.

„Sobald ich eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ordnung erkenne, die ich auch bewerten kann, oder, sag ich mal auch, dann vertreten kann, dann kann ich adäquate Maßnahmen treffen. Platzverweis zum Beispiel. Ist eine adäquate Maßnahme. Personalfeststellung ist auch eine adäquate Maßnahme. Den aus der Anonymität rausheben, ne, das bringt dann halt natürlich auch schon was, ja, und das sind so die ersten Maßnahmen, die man ergreifen kann.“ (PO1)

Vor allem bei Delikten wie Sachbeschädigung oder Vandalismus erfolgt ein schnelles Eingreifen von Seiten der Polizei, da es sich dabei um einen konkreten Straftatbestand handelt. In diesem Fall werden zunächst Personenkontrollen durchgeführt und auch Platzverweise ausgesprochen. Vor allem bei „Ersttättern“ wird versucht durch eine „Gefährdenansprache“ die auffälligen Jugendlichen zu sensibilisieren: „Man will nicht unbedingt beim ersten Mal hier

mit der Härte des Gesetzes durchgreifen, das macht dann wenig Sinn, man versucht erst mal die Jugendlichen zu sensibilisieren“ (PO1). Die Konsequenzen ihres Handelns sind vielen Jugendlichen durchaus bewusst: „Sie wissen ja, wenn ich hier laut bin, frech bin, pöbelig bin, kommt die Polizei und erteilt mir einen Platzverweis.“ (PO1)

Platzverweise gelten temporär für bestimmte Örtlichkeiten und können von der Polizei für den öffentlichen Raum ausgesprochen werden (PO1). Bei Ordnungswidrigkeiten im privaten Raum kann vom Eigentümer ein Betretungsverbot verhängt werden, eine Zuwiderhandlung gilt dann als Hausfriedensbruch (PO1). Auch die Stadt Saarbrücken ist bei Ordnungswidrigkeiten handlungsfähig: „Wenn wir zum Beispiel jetzt Jugendliche hätten, die an gewissen Örtlichkeiten Straftaten begehen, kann die Stadt Saarbrücken sagen, wir sprechen für eine gewisse Zeit ein Betretungsverbot aus“ (PO1)

Ein Beispiel der Ahndung einer Ordnungswidrigkeit im öffentlichen Raum liefert ein interviewter Jugendlicher, der von einer Geburtstagsfeier im Rahmen eines „Gothic Szene Treffs“ auf den Saarwiesen berichtet:

„Und da war halt jemand mit einem Zelt da, der ist heim gefahren, hat mir das Zelt dagelassen, weil er es nicht heimschleppen wollte, da hat er noch ein Sonnensegel gehabt und ich hab dann auf der Saarwiese in dem Zelt geschlafen mit den anderen zwei Leuten. Und um acht Uhr morgens wurden wir von der Polizei geweckt. Ordnungswidrigkeit.“ (SB1)

Er selbst definiert die Ordnungswidrigkeit sehr formalistisch als „Campieren auf öffentlichen Anlagen“ (SB1) mit der Konsequenz einer Geldstrafe.

Das Auftreten größerer Gruppen in der Fußgängerzone bietet ein weiteres Beispiel dafür, wie bei bestimmten nicht gewünschte Nutzungen im öffentlichen Raum interveniert wird. Größere Gruppen, die hier länger verweilen sind ungern gesehen, sowohl von der Polizei, als auch von den ansässigen Geschäftsleuten: „Oder wenn sie zu lange, über einen bestimmten Zeitraum an einer Stelle sitzen. Da wird denen nah gelegt doch mal so, sagen wir mal, alle zwei Stunden mal den Ort zu wechseln, damit man nicht bei einem Geschäft immer im Eingang sitzt.“ (SW1a). Als konkretes Beispiel wird eine Rolltreppe in der Fußgängerzone genannt, die zu einer Passage führt: „...und wenn die direkt neben der Rolltreppe sitzen, da sitzen auch immer Vereinzelte, die dort auch vielleicht die Fußgänger anschnorren, das ist nicht erwünscht, weil da keine Ausweichsituation möglich ist“ (SW1a). Die Jugendlichen stellen für andere Passanten eine „Blockade“: „Die kommen da mit der Rolltreppe hoch und die müssen zwangsläufig an denen vorbei und das gibt Probleme.“ (SW1a). Diese Jugendlichen werden dann von der Polizei weggeschickt.

Eine Möglichkeit ist auch, den betreffenden Personen nahezu legen, andere Plätze aufzusuchen. Eine Alternative, auf die in diesem Zusammenhang oft hingewiesen wird, ist die „Saaranlage“, das heißt die Saarwiesen (SW1a). Damit sollen ein Kompromiss gefunden und Nutzungskonflikte vermieden werden. In solchen Fällen wird von der Polizei auch der SOS-Jugenddienst hinzugezogen:

„...wir sind dann gleichzeitig an Ort und Stelle gewesen, weil unser Anliegen es war, dass, so verschieden Polizeibeamte, die dann eher so, die ein bisschen härter vorgegangen sind, und wo man dann auch schon versucht hat zu vermitteln um eben auch immer noch die Interessen der Jugendlichen zu wahren“ (SW1a)

Es wird versucht deeskalierend zu wirken aber dennoch die Interessen der Polizei beziehungsweise derjenigen Anlieger, die sich über Jugendliche beschwert haben zu unterstüt-

zen: Entweder wird den Jugendlichen nahe gelegt andere Orte aufzusuchen, oder aber, das sich größere Gruppen aufteilen (SW1a). Der SOS-Jugenddienst versucht bei Interessenkonflikten zu vermitteln:

„Natürlich ist die Stadt interessiert an Ruhe und Ordnung. Und weil Bürger, das hatten wir grad '95 ganz verstärkt, dass Bürger sich beschwerten über Jugendliche, die betteln, die auffallen, die zu laut sind, die alkoholisiert sind, die vielleicht noch Hunde bei sich führen, die frei rum springen und so, das war am Anfang ein ganz großes Thema für uns und da gab's sehr viele Arbeitskreise und Gremien in denen man, ja, versucht hat also verschiedene Interessen auch zusammen zu bringen, es sind natürlich berechnete Interessen auch von Passanten und von Geschäftsleuten da, aber auch Interessen der Jugendlichen, das gilt es dann zu vermitteln und da eine Lösung zu finden, die allen gerecht wird.“ (SW1)

Um die Interessen der verschiedenen Akteure zu in Einklang zu bringen, wurde ein städtischer Arbeitskreis „Prävention und Innere Sicherheit“ eingerichtet, dessen Ziel es unter anderem ist, alternative, „konfliktarme“ Plätze auszuweisen (SW1). Vertreten sind hier der Bürgermeister und andere Vertreter aus Stadt und Politik, der Polizei, aus der Sozialen Arbeit, Geschäftsleute und das City-Marketing (SW1b).

„...in diesem Arbeitskreis wird ja auch, also man hat Konsens, das es nichts bringt diese verschiedenen Szenen völlig aus der Innenstadt zu verdrängen, weil die müssen ja irgendwo hin. Und das sieht man auch. Das sieht man auch von Seiten der Stadt und von Seiten auch von Geschäftsleuten und von Seiten der Polizei.“ (SW1)

Die Reaktion von Geschäftsleuten auf Jugendliche in der Fußgängerzone kann nach Angaben des Streetwork sehr unterschiedlich sein: „Also es gibt Geschäftsleute die sagen, macht mir nichts aus, wenn sauber ist, also wenn sie zum Beispiel abends ihren Müll mitnehmen, wenn sie die Passanten nicht ansprechen. Ja. Wenn sie halt jetzt nicht rumgröhlen oder so, ne. Aber es gibt auch Geschäftsleute die wollen das gar nicht“ (SW1)

8.1.3.3 Herausdesignen und Verdrängung

Kontrollhandlungen, aber auch die Veränderungen der Gestaltung öffentlicher Räume, können dazu führen, dass Jugendliche aus bestimmten Bereichen der Innenstadt verdrängt, ihre Treffpunkte aufgelöst oder ihre Nutzungsweisen öffentlicher Räume unterbunden werden. In solchen Fällen kann man von einem „Herausdesignen“ sprechen.

„Wenn Sie dort eine Bank wegnehmen, kann's sein, dass der Punkt nicht mehr angenommen wird. Wir hatten schon früher mal, war die Situation anders, mehr zur Galerie hin, das war ein jahrelanger Streit, immer wieder waren wir alle bemüht, letztendlich, frühzeitig wurde dann vorgeschlagen, die Bänke weg zu machen. Ging nicht, aus städteplanerischen Gründen, haben sie abgelehnt. Irgendwann waren sie weg. Warum weshalb weiß ich nicht. Dann war das Problem behoben. Wir hatten jahrelang da rumgeübt und gedoktert. Das ist was ich meine mit Strukturen verändern. Da haben sie die größte Chance.“ (PO1)

Strukturen verändern bedeutet in diesem Zusammenhang den physischen Raum so zu verändern, dass Aneignung erschwert oder etablierte aber unerwünschte Aneignungsweisen unterbunden werden. Das Entfernen der Bänke war in diesem Beispiel Mittel zum Zweck einen Treffpunkt zu entfernen, beziehungsweise diesen unwirtlicher zu gestalten.

Die im Bürgerpark interviewten Skater berichten darüber hinaus von einer veränderten Oberflächengestaltung einer Straße in einem Bereich der Innenstadt, in Form von Rillen, von ihnen selbst als „Skatestopper“ bezeichnet (SB3). Damit soll, ihrer Meinung nach, das Skaten in diesem Bereich verhindert werden.

Nicht nur durch bauliche Veränderungen, sondern auch durch zunehmende Interventionen von Seiten der Stadt und der Polizei kann es zu Verdrängung bestimmter Gruppen aus dem öffentlichen Raum kommen. Der Versuch einer massiven Intervention fand, wie schon erwähnt, Mitte der 1990er Jahre in Bezug auf den St. Johanner Markt statt (SW1b, PO1, vgl. auch Graebner). Der St. Johanner Markt war einst ein beliebter Treffpunkt der, inzwischen stark geschrumpften, Punkerszene.

„... die Punker waren auf dem Markt ganz stark vertreten, und dann kam mal jemand, der hat, ich sag jetzt mal, ein paar Schuhgeschäfte aufgemacht, hat plötzlich sieben Schuhgeschäfte, wurde der Chef vom Einzelhandelsverband, klar der hat ein ganz legitimes wirtschaftliches Interesse, das stört den, das ist die gute Stube, ich würde sagen, da hat er recht, kann ich nachvollziehen, und der war dann im Gegensatz zu seinem Vorgänger, der kurz vor der Rente war, sehr rührig, und dann gibt der Gas, dann rennt der von Bürgermeister zu Polizeichef, der kennt sie dann alle, machen sie, machen sie, machen sie, ich mein, kann ich alles nachvollziehen, aber es ist ja eigentlich ein soziales Problem, wenn die Menschen irgendwohin sich halt hinsetzen, dann ist das nicht nur einfach ein Ordnungsproblem, dann ist das ein soziales Problem.“ (PO1)

Hier bestand ein Interessenskonflikt, der mithilfe politischer Beziehungen und damit vorhandener Machtstrukturen zuungunsten der Punkerszene gelöst werden sollte. Anlieger versuchten ein Alkohol- und Bettelverbot für den Platz zu erwirken (SW1b, PO1).

„Und im Prozess von sieben Jahren etwa wurden dann eine Bettelsatzung entwickelt, die hat sich an der Stachussatzung in München orientiert, die unter Strafe stellt, dass Verweilen im öffentlichen Raum mit Konsum von Alkohol außerhalb konzessionierter Flächen. Auf Deutsch gesagt, Bier trinken außerhalb der Bestuhlung... ..genehmigter Ausschankflächen...und die Idee war den gesamten St. Johanner Markt zu einem konzessionierten Raum zu gestalten mit solchen Messingknöpfen, dass man quasi von einem Privatraum in den anderen geht der durch Messingknöpfe gekennzeichnet ist, die Bestuhlung von der Kneipe hört auf und die Bestuhlung der anderen fängt an. Und damit hätte man es geschafft zu sagen auf dem Sankt Johannes Markt kann keiner Bier trinken es sei denn ihr bestellt's beim Wirt. Und weil das ein hohes Preislevel ist, werden im Prinzip ja dann, sag ich jetzt mal, Menschen mit geringem Einkommen ausgeschlossen.“ (SW1b)

Diese so genannte „Bettelsatzung“ und die damit einher gehende Konzessionierung hätte die Ausgrenzung bestimmter Personengruppen von der Nutzung des öffentlichen Raumes St. Johanner Markt bedeutet (SW1b). Diese Satzung ist erfolgreich juristisch angefochten worden (SW1b). „Die Bettelsatzung gibt's noch bis heute, aber sie ist seit neun Jahren außer Kraft, die liegt noch in der Schublade, die wurde nie zurückgehoben aber sie wird nicht mehr umgesetzt, weil ein Scheitern vorprogrammiert ist.“ (SW1b) Heute existiert jedoch auch kaum eine „Punk-Szene“ mehr in Saarbrücken, „...jedenfalls haben wir keine Punks mehr, die im öffentlichen Raum problematisch wären, die sind eher Lokalkolorit und vielleicht sogar schon als bedrohte Völker einzustufen.“ (SW1b) Aufgrund der nur noch geringen Zahl an Punks, die im öffentlichen Raum in Saarbrücken anzutreffen sind, werden diese nicht mehr als ein Problem wahrgenommen, sondern gewissermaßen als eine „Auflockerung“ im Stra-

ßenbild, als ein Zeichen von urbaner Heterogenität. Die Betonung des Lokalen macht deutlich, dass diese „Punks“ möglicherweise den regelmäßigen Nutzern der entsprechenden öffentlichen Räume bekannt sind und „dazu gehören“ und hierdurch keine „Bedrohung“ der öffentlichen Ordnung mehr darstellen.

Als anderes Beispiel für eine Verdrängung berichten die interviewten Jugendlichen der Skater Szene von einigen Orten in der Innenstadt an denen ihre Anwesenheit, besonders die Nutzung dieser Räume zum Skaten, unterbunden wird. Im Rahmen eines großen Skate Events war in der Vergangenheit beispielsweise die ganze Stadt von Skatern bevölkert. Dabei wurden auch verschiedenen Stadtmöblierungen genutzt:

„Weil das deutsche Adidas Skate Team, das hat sich halt an der Kongresshalle getroffen, weil hinter der Kongresshalle sind halt sogenannte Curbs, das sind die Treppen hinter der Kongresshalle, da kann man halt grinden. Und wir sind da auch an der Kongresshalle schon öfters verwiesen worden. Und die haben sich halt da getroffen. Das waren schon ganz schön viele Skater und sind dann von dort an die Pads.“ (SB3)⁴⁹

Das Gelände um die Kongresshalle, die sich in unmittelbarer Nähe des Bürgerpark befindet, bietet aufgrund der baulichen Strukturen (Treppen, Rampen) eine attraktive „Skateumgebung“, attraktiver als die der offiziellen Skateanlage. Eine derartige (Um-) Nutzung wurde und wird jedoch nicht geduldet, da es, nach Aussagen der Polizei, dabei zu Ordnungsstörungen und Sachbeschädigungen kommt (PO1).

Ähnliches wird über das lange Zeit brach liegende Gebäude der alten Post in Saarbrücken berichtet, das allerdings keinen öffentlichen Raum sondern ein Privatgelände darstellt: „...damals, in der alten Post, die war ja damals noch frei, da konnte man einfach reingehen und da war halt ein guter Skateboden halt, da konnte man gut Skaten“ (SB2). Die Nutzung dieser Brache ist ein Beispiel dafür, wie sich Jugendliche selbst ihre Treffpunkte suchen (vgl. auch PO1) und dass selbst wenn von Seiten der Stadt alternative Plätze und Treffpunkte ausgewiesen und eingerichtet werden, diese nicht zwangsläufig auch angenommen werden.

„...da sind auch Jugendliche beziehungsweise ganz verschiedenen Szenen untergeschlüpft oder haben das zu ihrem Terrain erobert, auch so eine Gruppe von jungen Skatern, weil's da so einen Innenhof gab, der für die attraktiv war, dann hat aber die Stadt alles dicht gemacht, weil's auch teilweise gefährlich war, weil da jede Menge Unrat rumgelegt hat....“ (SW1)

Die Szenen haben Rückzugsorte gesucht, die sie sich aus eigener Initiative und nach eigenen Vorstellungen aneignen können. Auf ungenutzten Brachflächen und in leer stehende Gebäude besteht zunächst keine Konkurrenz zu intendierten Nutzungen eines Eigentümers und eine soziale Kontrolle durch andere Nutzer ist nicht gegeben. Als die Nutzung von Seiten der Stadt entdeckt wurde, konnte diese ihre Machtposition einsetzen und den Jugendlichen, mit Verweis auf Sicherheitsbedenken, den Ort als Treffpunkt entziehen.

Die Nutzung des öffentlichen Raumes ist durch die Polizeiverordnung reglementiert, deren Auslegung jedoch variable und zum einen situationsabhängig zum anderen abhängig von der subjektiven Einschätzung des jeweiligen Polizeibeamten ist (PO1). Tatsächliche Verbote oder Nutzungseinschränkungen in den innerstädtischen öffentlichen Räumen sind den interviewten Jugendlichen nicht bekannt (SB1, SB2, SB5). „Verbote“ beziehungsweise eine Ver-

⁴⁹ Als Pads werden die runden Holzrondelle vor der Europa-Galerie bezeichnet.

drängung, die in den Interviews erwähnt wurden, beziehen sich auf private Räume, zum Beispiel das Q-Park Parkhaus am Bürgerpark, aus dem die Skater vom Sicherheitspersonal des Betreibers verwiesen werden: „...sie meinen halt immer es ist Privatgelände, wir dürfen dort nicht Skaten. Aber es gibt auch Q-Park Security Leute die können das verstehen und lassen uns dort auch skaten“ (SB3). Auch hier werden die Verbote nicht konsequent durchgesetzt, sondern es unterliegt dem „Wohlwollen“ des gerade tätigen Angestellten des Sicherheitsdienstes. So wird von einem anderen Security-Angestellten berichtet: „...der hat auf jeden Fall was dagegen, der ist auch schon ausfallend geworden, der ist auch schon aggressiv geworden...“ (SB3).

8.1.4 Shopping Mall als neuer Raumtyp

Im Oktober 2010 wurde in der Saarbrücker Innenstadt in unmittelbarer Nähe vom Hauptbahnhof die Europa-Galerie eröffnet (Landeshauptstadt Saarbrücken 2010: 6, vgl. auch CM1). Sie ist aus der ehemaligen Saargalerie (1991-2008), einem deutlich kleineren Einkaufszentrum (CM1) und der ehemaligen Bergwerksdirektion entstanden, die entkernt und in den Gebäudekomplex integriert wurde. Die Europa-Galerie umfasst drei Ebenen, die insgesamt eine Verkaufsfläche von 25.000 qm ergeben.⁵⁰ Mit ihrer Eröffnung wird die Innenstadt Saarbrückens als „erheblich kommerziell aufgewertet“ (Landeshauptstadt Saarbrücken 2011: 6) beschrieben, vor allem aufgrund des erweiterten Angebots an Einzelhandel und Dienstleistungen. Über den bestehenden „Branchen-Mix“ wird die Zielgruppe geformt, die von der Mall angezogen werden soll (CM1) und die Europa-Galerie wird selbst als „Marke“ definiert. „Da gibt es so Themen wie, kaufkraftstarke Zielgruppen, Leute die einen gewissen Lebensstil haben, einen Lifestyle, oder halt auch Leute die Shoppen als ihr Nummer Zwei, Nummer Drei Hobby definiert haben.“ (CM1). Der Bau der Mall ist nach Angaben des Centermanagements auch als ein Mittel im Wettbewerb der umliegenden Städte zu sehen (CM1).

„Und früher war es so, [...], da gab es eigentlich nur die Fußgängerzone. Dann hat sich irgendwann das Ganze weiterentwickelt und dann ist in den 70er Jahren aber ein Stillstand eingetreten, dann ist zum Beispiel Trier sehr stark geworden, Metz ist sehr stark geworden und dann hat irgendwann Saarbrücken gesagt wir müssen jetzt gucken, dass wir was tun, weil der Wettbewerb außen rum größer geworden ist und die Leute mobiler geworden sind....“ (CM1)

Reagiert wurde darauf mit der Aufwertung vorhandener (Fußgängerzone und St. Johanner Markt) und der Schaffung neuer Räume (Europa-Galerie) (CM1). Diese unterscheiden sich nach Einschätzung des Centermanagers jedoch in ihrer Funktion:

„Der St. Johanner Markt ist halt eher gastronomisch geprägt, Urbanität, Sehen und Gesehen werden, also ein bisschen Lebensstil. Dann die Bahnhofstraße, die ist so als die eigentliche Einkaufszone, wo man durch schlendern will, weil halt sehr lang und eher groß. Und die Europa-Galerie ist eigentlich so ein Ziel-Einkaufsort, wo man Marken erwartet, wo man ein gewisses Niveau erwartet und auch letztendlich eine gewisse Philosophie vorfindet.“ (CM1)

Zu dieser Philosophie gehört auch die Produktion eines Raumes in dem sich der Kunde, gemäß der Strategie von Sicherheit, Sauberkeit und Service, wohlfühlen soll. „Es ist einfach

⁵⁰ Internetauftritt der Europa-Galerie Saarbrücken: <http://www.europagalerie.de/das-center/ueber-uns/> (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

ein besonderes Erlebnis durch die helle, saubere und großzügig gestaltete Ladenstraße zu bummeln“⁵¹. Um dies zu gewährleisten verfügt die Mall über einen eigenen Reinigungs- sowie einen Sicherheitsdienst (CM1), dessen Aufgabe vor allem die Gewährleistung der Einhaltung der Hausordnung darstellt.

Die voran gegangenen Beschreibungen entstammen der Perspektive und Wahrnehmung des Centermanagements der Europa-Galerie und sind gespeist von dessen Erfahrungen und vor allem auch von dessen Rolle als „Machthaber“ über den Raum. Dessen kritischer Blick auf Jugendliche und jugendliche Verhaltensweisen resultiert aus den Zielsetzungen und letztendlich auch dem Vermögen Sicherheit, Sauberkeit und Service bestmöglich umzusetzen und die intendierte Funktion der Mall als Konsumraum zu fördern.

Abbildung 14: Europa-Galerie Saarbrücken



Quelle: Eigene Aufnahme

8.1.4.1 Spezifische Rahmenbedingungen: Die Hausordnung

In den privatisierten, quasi öffentlichen Räumen von Shopping Malls geben Hausordnungen allen Nutzern spezifische Rahmenbedingungen, in Form von Nutzungsbedingungen und Verhaltensanweisungen vor. Die Hausordnung der Europa-Galerie gilt im gesamten Innenbereich.

⁵¹ Internetauftritt der Europa-Galerie Saarbrücken: <http://www.europagalerie.de/das-center/ueber-uns/> (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Abbildung 15: Hausordnung Europa-Galerie Saarbrücken**Center-Hausordnung**

Sehr geehrter Besucher der „EUROPA-Galerie Saarbrücken“ ,

damit Sie sich bei uns immer wohlfühlen, ist es erforderlich, dass einige Dinge geregelt sind. Deshalb haben wir diese **Hausordnung** erstellt. Die nachfolgenden Punkte gelten für das gesamte Centergelände, insbesondere für die Ladenstraße.

1. Im gesamten Center ist das Rauchen grundsätzlich untersagt. Der Verzehr von alkoholischen Getränken außerhalb von gastronomischen Einrichtungen ist verboten.
2. Betteln und Hausieren sowie unnötiger Aufenthalt ist nicht gestattet.
3. Feilbieten von Waren, Musizieren, Auftritte sowie Veranstaltungen sind ohne schriftliche Genehmigung des Center Managements nicht erlaubt.
4. Für das Verteilen von Werbematerial, das Anbringen von Plakaten, Kundenbefragungen, Fotografieren, Filmen usw. benötigen Sie eine schriftliche Genehmigung des Center Managements.
5. Fahr- und Krafträder dürfen nicht durch die Ladenstraße gefahren oder geschoben werden. Das fahren von Inlinern, Skateboards, Rollerblades, Kickboards und Rollern ist aus Sicherheitsgründen ebenfalls nicht gestattet.
6. Hunde sind an der Leine zu führen. Verunreinigungen sind vom Hundebesitzer selbst zu beseitigen.
7. Das Sitzen ist nur auf den dafür bereitgestellten Bänken, nicht jedoch auf den Treppen sowie in den Blumen erlaubt.
8. Mutwillige Verschmutzungen, Beschädigungen oder die missbräuchliche Nutzung von Centereinrichtungen auch in Gemeinschaftsräumen wie Toiletten, Sanitärräumen usw. werden mit Centerverbot sowie Schadensersatzforderungen geahndet.
9. Das weitere Verweilen, nach der Aufforderung durch das Center Management oder seine Beauftragten, das Center zu verlassen, kann als Hausfriedensbruch strafrechtlich verfolgt werden.
10. Durch das Verhalten unserer Besucher dürfen Dritte weder behindert noch belästigt oder gefährdet werden. Zuwiderhandlungen können als Hausfriedensbruch geahndet werden.
11. Das Center ist videoüberwacht.

Quelle: Eigene Abschrift der im Eingangsbereich angebrachten Hausordnung (Hervorhebungen U.N.)

Neben einem Rauchverbot, dem Verbot des Verzehrs alkoholischer Getränke außerhalb gastronomischer Einrichtungen und einem Rollschuh, Inliner und Skateboardverbot sind im thematischen Zusammenhang dieser Arbeit vor allem drei Aspekte hervorzuheben: „Betteln und Hausieren sowie unnötiger Aufenthalt ist nicht gestattet“. Die Definition dessen, was als unnötiger Aufenthalt zu erachten ist, obliegt einer rein subjektiven Einschätzung gewährt einige Interpretationsspielräume.

„Das Sitzen ist nur auf den dafür bereitgestellten Bänken, nicht jedoch auf den Treppen sowie in den Blumen erlaubt“. An dieser Stelle werden ganz konkrete Nutzungshinweise und Nutzungserwartungen aufgestellt, die, anderes als im traditionellen öffentlichen Raum gemäß des Hausrechts des Eigentümers auch durchgesetzt werden können.

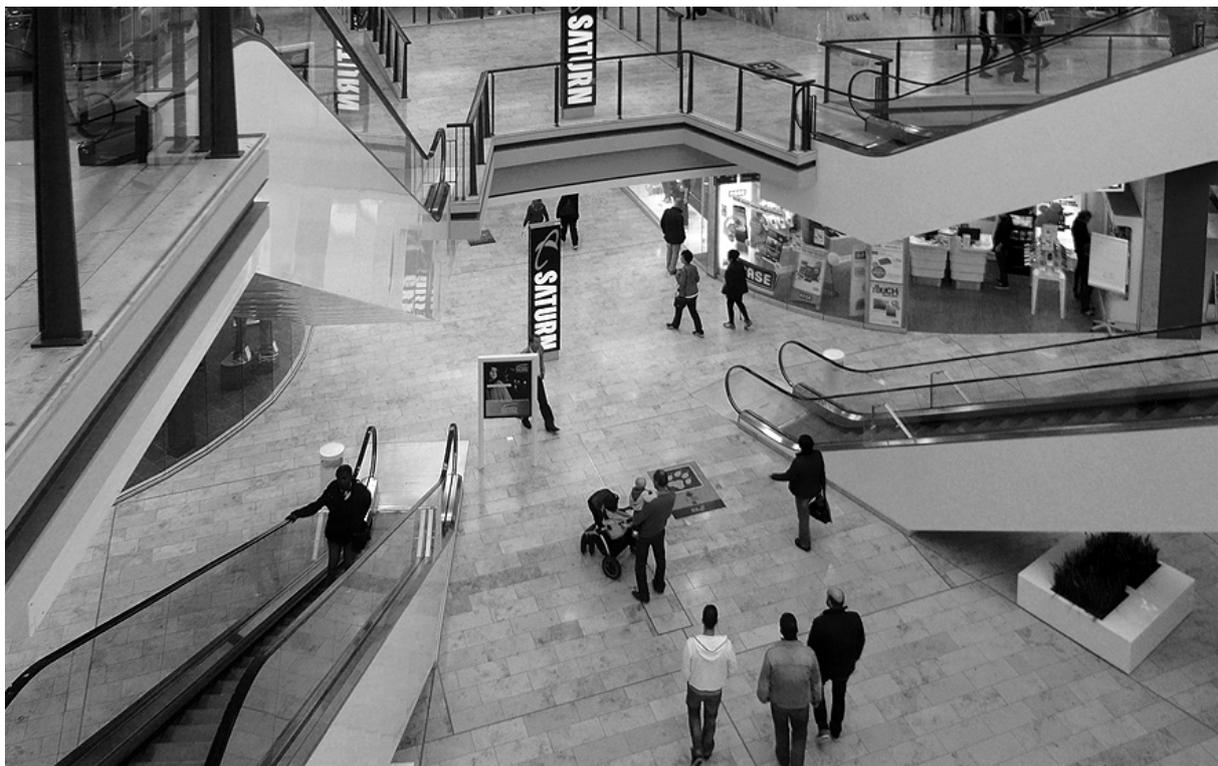
„Durch das Verhalten unserer Besucher dürfen Dritte weder behindert noch belästigt oder gefährdet werden. Zuwiderhandlungen können als Hausfriedensbruch geahndet werden“. Ein zentraler Aspekt, der an dieser Stelle erneut deutlich wird, ist die Bemühung der Gewährleistung von Sicherheit, Sauberkeit und Service in den Shopping Malls.

8.1.4.2 Nutzung und Bewertung

Aus Sicht des Centermanagements stellt die Europa-Galerie einen für Jugendliche attraktiven neuen Raum dar: „...scheinbar ist das irgendwie was, was Jugendliche mögen, wenn etwas Neues kommt und viele Geschäfte sind, das ist mittlerweile so, dass wir ein Treffpunkt geworden sind für viele. Also bei den Jugendlichen heißt das, wir gehen in die Euro, wir sind in der Euro...“ (CM1). Der Anteil junger Kundschaft in der Mall liegt nach Kundenbefragungen bei 18 % „unter 24-Jähriger“ und ist damit vergleichsweise hoch (CM1). Die Mall profitiert von ihrer zentralen Lage am Bahnhof. „Wir merken auch dass so nach den Schulen oft hier viel los ist, also wenn Schulende ist, dass sie sich hier treffen bevor sie nach Hause fahren“ (CM1).

Als „Pull-Faktor“ für Jugendliche wird vor allem der Branchen-Mix, mit einem hohen Anteil moderner, nicht überall erhältlichlicher Marken des Modesegments, gesehen: „...wir haben bei uns einige Marken oder Label, wo die Jugendlichen sagen, wir müssen nach Saarbrücken in die Europa-Galerie , weil wir kriegen das Label sonst nirgends“ (CM1). Modemarken, die für Jugendliche attraktiv sind und „im Trend liegen“, sollen als Magnet wirken. Mit der Etablierung einer neuen, in Deutschland noch wenig verbreiteten Trendmarke wird, dieser Aspekt noch verstärkt. „Hochpreisig aber absolut aktuell, angesagt und da geben die Jugendliche auch ihr Geld für aus“ (CM1). Der Fokus liegt, aus der Perspektive des Managements, auf der Anziehung eines kaufkräftigen, jungen Publikums.

Abbildung 16: Europa-Galerie Saarbrücken – Innenansicht



Quelle: Eigene Aufnahme

Aus jugendlicher Perspektive ist es zum Teil das Angebot der Geschäfte, dass sie in die Europa-Galerie zieht: „In die Geschäfte gehen“ (SB6), „Einfach zum Entspannen. Zum Schauen, was es hier Neues gibt“ (SB5). Die Nutzung des Raumes erfolgt dann vor allem zweckorientiert: „Aber für gewöhnlich sind wir da nur drin um, wir gehen halt in den REWE um uns ein bisschen was zu kaufen, in den H&M und alles und all so was halt.“ (SB3) Der Fokus liegt dabei jedoch nicht immer auf Mode, sondern auch auf einer zweckorientierten Nahversorgung, dem bloßen Einkauf ohne einen längeren Aufenthalt in der Mall: „Wenn ich was im Saturn brauche. Oder im Wajos, dem Spirituosenladen, oder REWE, Vodafone Shop aber sonst...“ (SB1). Begünstigend wirkt die zentrale Lage am Bahnhof. Auf dem Weg vom Bahnhof zu anderen Treffpunkten, wie den Saarwiesen, versorgen sich einige der interviewten Jugendlichen in der Europa-Galerie mit Essen und alkoholischen Getränken. „Eigentlich ist das immer so geregelt, wir treffen uns am Hauptbahnhof möglichst alle, wenn jemand später kommt, dann kommt er nach, dann gehen wir in den REWE oder sonst wo in die Europa-Galerie und dann weiter zur Saarwiese“ (SB4). Dieses Prozedere wird als immer gleicher, etablierter Ablauf beschreiben.

Nach Einschätzung des Centermanagements dient die Europa-Galerie aber auch über den reinen Konsumaspekt hinaus als Treffpunkt für Jugendliche.

„Ich sehe viele bei McDonalds, Starbucks in verschiedenen anderen Bereichen wo sie sich einfach treffen, durchschlendern. Ich glaube es ist für die einfach ein Punkt wo sie sagen es gibt, St. Johanner Markt ist eher für die Leute, die sich dort hinsetzen und was essen wollen, also eher etwas, wie soll ich sagen, gesetzteren Alters oder Leute, die sich dort ein Essen leisten wollen und können, und die Europa-Galerie ist eher so der Treffpunkt für, wenn die jungen Leute sagen sie wissen nicht wohin, dann gehen sie in die Europa-Galerie.“ (CM1)

Vom Centermanagement wird eine Altersdifferenzierung vorgenommen: Zahlungskräftiges älteres Publikum wird von der Europa-Galerie weniger angesprochen als jüngeres Publikum. In Abgrenzung zum zentralen Stadtplatz St. Johanner Markt wird die Europa-Galerie als weniger funktionsgebunden bewertet, als ein Raum, der auch aufgesucht werden kann, ohne zu konsumieren, als Alternative in Ermangelung anderer Treffpunkte. Dabei ist jedoch zu bedenken, dass ein Besuch bei McDonalds ebenfalls ein gewisses Maß an finanziellen Mitteln erfordert und ein bloßes „rumhängen“ in diesem Raum eventuell längerfristig nicht geduldet würde.

Ein Faktor, der die Attraktivität der Europa-Galerie jedoch ausmacht, ist die Unabhängigkeit von Wettereinflüssen (SB6). So ist es im Winter wärmer als in der Fußgängerzone und in heißen Sommern bieten die klimatisierten Räume Erfrischung. Als Magnet wirkt dann besonders ein Schnellrestaurant im unteren Bereich der Europa-Galerie (SB3, SB6).

„Ja und wie gesagt, im Mäckes hocken wir halt oft. Weil im Mäckes, das ist halt grad naheliegend, da kann man was essen gehen und das war jetzt zum Beispiel im Winter so, wenn wir halt im Winter irgendwo da hinten in der Kongresshalle gehockt haben oder irgendwo und uns kalt war, sind wir halt ins McDonalds gegangen, weil im McDonalds war's warm, im McDonalds bekommt man was zu Essen. So deswegen sind wir auch schon oft in der Europa-Galerie.“ (SB3)

8.1.4.3 Jugendliche: Störfaktor oder Zielgruppe?

Keiner der interviewten Jugendlichen hat von konkreten Konflikten mit anderen Nutzern oder Personal in der Europa-Galerie berichtet. Auf Seiten des Streetwork ist jedoch bekannt, dass gerade Angehörige von Gruppen Jugendlicher, die sich am Bahnhof aufhalten, Probleme mit dem dortigen Sicherheitsdienst oder sogar Hausverbot in der Europa-Galerie hatten.

„Ich weiß, dass Gruppen, die sich am Bahnhof aufhielten sich da versorgt hatten, da ist ein Rewe glaub ich, [...], also so ein Lebensmittelmarkt in der Europa-Galerie und die hatten sich da mit Alkohol versorgt. Und das durften dann auch nur verschiedene, die nicht so auffällig waren und die da noch nicht unangenehm aufgefallen sind, die hatten dann für den Rest den Nachschub organisiert. Aber ansonsten ist das eher, also was unsere Zielgruppe betrifft, ist eher für die unattraktiv. Für die ist attraktiver so der tatsächlich öffentliche Raum, also der nicht privatisierte Raum, weil man da auch teilweise schnorren kann, das kann man ja da in diesen Shopping Meilen nicht, da käme ja sofort jemand und würde das unterbinden.“ (SW1)

In diesem Fall werden Jugendliche als Störfaktor wahrgenommen. Mit ihrer auffälligen Erscheinung und ihrem Auftreten passen sie nicht in die Europa-Galerie und werden in dem Sinne nicht gerne gesehen. Zudem sind Aktivitäten wie „Schnorren“ oder der Konsum von Alkohol in der Mall nicht erlaubt.

Von Seiten des Centermanagements werden die Jugendlichen, die die Europa-Galerie besuchen, grundsätzlich als angenehm und „normal“ eingestuft (CM1).

„Das sind keine, die jetzt Randalen machen oder zum Stören kommen oder irgendwie randalieren. [...] Es sind die Gymnasium Schülerinnen und Schüler, es sind, ja Kids wo man sieht dass die auch einen gewissen Stil haben, ein Niveau haben, wenn man sich die Kleidung ansieht oder die Geräte mit denen sie umgehen.“ (CM1)

Probleme seien in der Regel nur „Einzelfälle“ „...wo Jugendliche versuchen sich in irgendwelche Gänge zu verdrücken. Das sind aber drei, vier, wenn sie ihre Ruhe haben wollen, wenn sie sich zurückziehen wollen oder auch wirklich mal aufs Dach gehen, also auf das Dach vom Parkdeck und dort irgendwie sich niederlassen“ (CM1). Dort trinken sie dann Alkohol oder rauchen (CM1). Als problematisch wird jedoch eine bestimmte „Gruppierung“ Jugendlicher überwiegend aus Frankreich identifiziert, „...da gibt es schon mal ab und zu ein bisschen Probleme, die dann irgendwie stören oder die sich dann so breit machen, dass keiner mehr durch kommt oder halt auch laut sind oder mal spucken oder mal was runter werfen“ (CM1).

Die Kontrolle der Einhaltung der Hausordnung und die Ahndung von Verstößen obliegen dem Sicherheitsdienst der Europa-Galerie. Die Situationen in denen dieser durchgreift sind vielfältig: „...das sind dann Beschaffungskriminalität wenn man so will, Diebstahl, das sind auch manchmal Belästigungen von Leuten oder mal runter spucken oder mal was runter werfen. Oder rumlungern mit Alkohol, das passiert auch schon mal“ (CM1). Dabei sind vor allem Jugendliche und Randständige im Fokus, gerade wenn es um Alkoholkonsum geht:

„Bei uns gibt es ja Alkoholverbot in der Mall und wenn jemand dann sitzt mit einer Dose Bier [...], dann ist das schon ein Verstoß gegen die Hausordnung und dann macht man schon darauf aufmerksam, [...], wir müssen auch dann anfangen schon was zu sagen, bevor das dann eine Dynamik entwickelt und wir nachher die ganze Dynamik ausbremsen müssen.“ (CM1)

Eine schnelle Reaktion des Sicherheitsdienstes bei Verstößen soll bewirken, dass diese „im Keim erstickt“ werden. Darüber hinaus werden die Gültigkeit und Ernsthaftigkeit der Hausordnung durch ein Eingreifen bei Verstößen untermauert, wodurch gezeigt wird, dass die Reglementierungen nicht allein auf dem „Papier“ gelten, sondern auch tatsächlich durchgesetzt werden. Im Sinne Lefebvres werden die Repräsentationen des Raumes, in Form der geltenden Hausordnung, durch die Erfahrung ihrer Durchsetzung in den Köpfen verfestigt.

„Die Aufgabe unseres Sicherheitsdienstes ist die Mall, also die Europa-Galerie und die Besucher zu schützen“ (CM1). Vorgegangen wird dabei zunächst auf Basis einer persönlichen Ansprache: „er spricht erstmal die Leute an und sagt warum er jetzt eingreift, warum er da ist und dann fordert er letztendlich auf damit aufzuhören und wenn das nicht der Fall ist, dann werden die Leute rausbegleitet. Und wenn dann Widerstand geleistet wird rufen wir die Polizei“ (CM1). Hausverbote werden in der Europa-Galerie inzwischen jedoch selten ausgesprochen (CM1)⁵², während es in ihrer Anfangszeit noch häufiger vorkam. „Und wenn die wissen, die dürfen jetzt ein Jahr nicht rein und ihre Freunde dürfen rein, das ist auch ein Punkt worüber man nachdenkt“ (CM1).

8.2 Ludwigshafen

8.2.1 Rahmenbedingungen: Tendenzen und Zielsetzungen der Innenstadtentwicklung

Als von der Industrie geprägte Stadt sieht sich Ludwigshafen einem stetigen Wandel gegenüber und ist in ihrer Innenstadtentwicklung dabei gezeichnet von zwei Aspekten: der Notwendigkeit des Umgangs der Stadt mit einer abnehmenden Attraktivität innerstädtischer Räume und den zunehmenden Leerständen, vor allem in der Fußgängerzone auf der einen Seite, und der Entwicklung neuer innerstädtischer Flächen auf der anderen Seite. Dabei ist die Stadt auch bemüht geltenden Vorurteilen zu begegnen:

„Denn Ludwigshafen hat so manche Etiketten, die man der Stadt in den vergangenen Jahrzehnten anzuheften pflegte, längst abgelegt. Es lohnt also, sich ein eigenes Bild zu machen und das für einen Moment beiseite zu schieben, was man gemeinhin über Ludwigshafen sagt und hört.“⁵³

8.2.1.1 Attraktivitätsverlust und Leerstand

Im Rahmen einer Bürgerumfrage im Jahr 2011⁵⁴ wurde die Zufriedenheit der Bevölkerung mit der Attraktivität der Innenstadt Ludwigshafens erhoben, mit dem Ergebnis, dass diese als vergleichsweise gering eingestuft wird. Insgesamt geben nur etwa 18 % der Befragten an, sehr zufrieden oder eher zufrieden zu sein.

Ein weiterer Anhaltspunkt für die problematische Entwicklung der Attraktivität innerstädtischer Räume, sind regelmäßig durchgeführte Passantenzählungen (Stadt Ludwigshafen

⁵² In den vier Monaten vor dem Interview wurde keines verhängt (CM1).

⁵³ Internetauftritt der Stadt Ludwigshafen: <http://www.ludwigshafen.de/lebenswert/stadt-am-rhein/ludwigshafen-entdecken/> (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

⁵⁴ Im Rahmen der schriftlichen Befragung wurde eine repräsentative, geschichtete Stichprobe aus 5.699 Bürgerinnen und Bürger der Stadt Ludwigshafen ab 16 Jahren angeschrieben. Der Rücklauf lag bei 24% (1.357 Fragebögen) (vgl. Stadt Ludwigshafen 2012a: 7)

2012c). Ein stark sinkendes Passantenaufkommen wurde vor allem in der Bismarckstraße, der einst am höchsten frequentierten innerstädtische Geschäftsstraße, zu überwiegenden Teilen auch Fußgängerzone Ludwigshafens, gemessen (Stadt Ludwigshafen 2012c: 9f). Als Grund dafür werden vor allem Schließungen, zunehmende Leerstände und ein unattraktives Einzelhandels- und Gastronomieangebot gesehen:

„Mit der Schließung von Burger King und dem Ausbau des Carl-Bosch-Gymnasiums zur Ganztagschule – die Mensa wurde Anfang 2009 fertiggestellt – gingen die Passantenbewegungen an der südlichen Zählstelle nach Schulschluss signifikant zurück, zumal schon Mitte 2008 McDonald's in der Ludwigstraße geschlossen wurde. Und zudem hat Kaufhof, am erwähnten Gelenk gelegen, im Mai 2010 seine Pforten geschlossen, ebenso wie H & M, der in die Rhein-Galerie übersiedelte. Der Umbau des Bismarck-Zentrums ist noch nicht abgeschlossen und außerdem befinden sich in der oberen Bismarckstraße auch noch viele Handy Läden und 1-Euro-Läden, die nicht für alle Zielgruppen gleich interessant sind.“ (Stadt Ludwigshafen 2012c)

Demnach fallen zu großen Teilen auch Schüler und Jugendliche als Passanten in der Innenstadt weg, entweder, weil ihnen alternative Angebote (wie eine Mensa) zur Verfügung stehen, oder weil Einzelhandelsbetriebe, die vormals als Anziehungspunkt dienten, geschlossen wurden oder umgezogen sind. Die geringe Attraktivität und Aufenthaltsqualität bedingen strukturelle Probleme und ein regelrechtes „Aussterben“ der Fußgängerzone. In einem von der Stadt herausgegebenem Entwicklungskonzept für die Innenstadt wurden bereits 2006 als Missstände in der Bismarckstraße eine fehlende Bandbreite der Geschäfte, die starke Durchmischung mit Dienstleistungsbetrieben, die hohe Zahl an Leerständen und die Abnahme der Angebotsqualität identifiziert (Stadt Ludwigshafen 2006: 28).

Den südlichen Pol der Innenstadt bildet der Berliner Platz mit der S-Bahnstation „Ludwigshafen Mitte“ und dem dahinter liegendem „Walzmühl-Center“, einem Einkaufszentrum. Durch seine primäre Funktion als S-Bahn Haltestelle und damit Verkehrsknotenpunkt weist der Platz zwar vergleichsweise hohe Passantenfrequenzen auf, hinsichtlich des Einzelhandels ist jedoch auch der Berliner Platz mit der so genannten „Tortenschachtel“, dem ehemaligen „Karstadt“ Gebäude, von Leerstand gekennzeichnet (Stadt Ludwigshafen 2006). Den nördlichen Pol der Innenstadt bildet das Rathaus-Center, ein von der Hamburger ECE⁵⁵ betriebenes und im Jahre 1979 eröffnetes Shopping Center. Es stellt einen zentralen Schwerpunkt des Handels dar (Stadt Ludwigshafen 2006: 28). Im Bereich des Rathaus Centers sind die Passantenzahlen demzufolge deutlich höher als in der von Leerstand geprägten Bismarckstraße.

8.2.1.2 Entwicklungskonzept der Innenstadt und Schaffung eines neuen Stadtquartiers

Im 2006 vorgelegten Entwicklungskonzept der Innenstadt, wurden als zentrales Ziel eine Attraktivitätssteigerung und eine Wiederbelebung der innerstädtischen Räume definiert. Die Innenstadt wird als „unabdingbarer Faktor für Urbanität und Stadtimage“ gesehen, den es zu beleben gilt (Stadt Ludwigshafen 2006: 16).

⁵⁵ Die „ECE Projektmanagement G.m.b.H. & Co. KG“ ist ein Unternehmen der Immobilienbranche mit Sitz in Hamburg. Einen Schwerpunkt des Unternehmens bildet die Verwaltung innerstädtischer Shopping Malls. Alle in der vorliegenden Arbeit untersuchten Malls sind von der ECE verwaltet.

Wichtige Entwicklungsziele sind unter anderem die „Stärkung des City-Images“, eine „Verbesserung der Stadtgestalt“ und eine „Aktivierung des öffentlichen Raum“ (Stadt Ludwigshafen 2006: 17). Als zentrale Handlungsfelder gelten eine „Vermeidung der Verödung der Innenstadt“ und die „Schaffung eines gestalterisch attraktiven Stadtraumes“ (ebd.: 53). Dies soll auch durch eine Neugestaltung der innerstädtischen öffentlichen Räume geschehen. So soll die als nicht zeitgemäß beurteilte Möblierung zum Beispiel der Fußgängerzone (ebd.: 40) durch die Schaffung eines „durchgängigen Public-Designs“, im Sinne einheitlicher Gestaltungselemente, aufgewertet werden (ebd.: 52). Ähnlich wie in Saarbrücken wurden so Standards zu einer Vereinheitlichung festgelegt.

Darüber hinaus wurde im Entwicklungskonzept eine mangelhafte „Bespielung des öffentlichen Raumes durch Außenbestuhlung von Gastronomiebetrieben“ konstatiert, die sich bisher vor allem im Umfeld des Berliner Platzes konzentrierte. Als Folge wird eine „Verarmung bzw. Verödung der Straßenräume v.a. in den Abendstunden (nach Ladenschluss)“ gesehen (ebd.: 31). Eine Steigerung des Außenraumbezugs soll eine „zusätzliche Belebung der ‚Hauptachsen‘ bewirken“ (ebd.). Gerade dieses Entwicklungsziel ist jedoch ambivalent zu betrachten, denn mit einer derartigen Belebung sind auch zusätzliche Lärmemissionen zu erwarten. Dadurch können typischerweise Nutzungskonflikte entstehen, die auch von Seiten der Stadt wahrgenommen werden: „Gerade in der Innenstadt müssen Flächen und Strukturen viele Nutzungsansprüche gleichzeitig erfüllen bzw. unterschiedlichen Nutzern gerecht werden“ (ebd.:53).

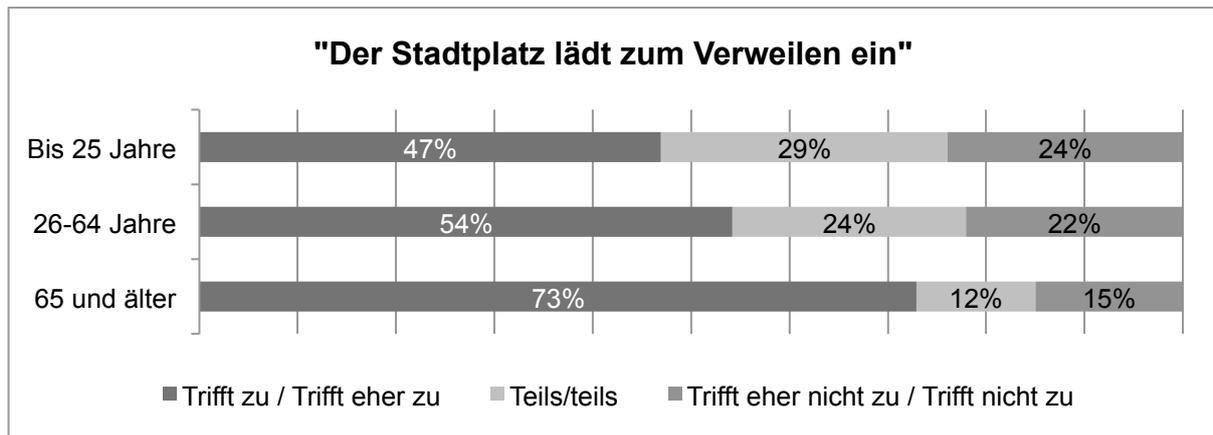
Auch als Einkaufstandort wurde Ludwigshafen als unterdurchschnittlich bewertet (Stadt Ludwigshafen 2006: 8). Die Stärkung des Einzelhandels wird als primäres Leitbild angesetzt (ebd.), mit dem Ziel Kaufkraft zurück zu gewinnen und eine Qualitätsverbesserung des Einzelhandelsangebots zu erreichen (vgl. Stadt Ludwigshafen 2012b: 20ff). Gleichzeitig wird in der Innenstadt eine Kompaktierung des Einzelhandels angestrebt (vgl. ebd.). In diesem Zusammenhang wurden vor allem die Potentiale der Konversionsfläche des 2004 aufgegebenen industriell und gewerblich genutzten Zollhofhafens hervorgehoben. (Stadt Ludwigshafen 2006: 25). „Speziell für die Innenstadt ergeben sich hierdurch erhebliche Potentiale und Chancen, die unter dem städtischen Leitbild „R(h)ein in die Stadt!“ auch ein begrifflich klares Motto umfassen“ (ebd.: 4). Ziel war die Schaffung eines neuen Stadtquartiers mit Ausrichtung zum Rhein, dessen zentrales Element die Etablierung eines neuen „Einkaufszentrums mit regionaler Bedeutung“ (vgl. ebd.) sein sollte.

Im September 2010 wurde dies mit der Eröffnung der Rhein-Galerie, einer Shopping Mall mit einer Verkaufsfläche von etwa 28.000 m² (Stadt Ludwigshafen 2012b: 24), umgesetzt. Entwickler und Betreiber des Centers ist wie in Saarbrücken die Hamburger ECE, Investor und Hauptanteilseigner ist Union-Investment. Die Eröffnung der Rhein Galerie wird von Seiten der Stadt als „Meilenstein“ der Entwicklung betrachtet. „Das neue Einkaufscenter positioniert Ludwigshafen als Einkaufsstandort innerhalb der Metropolregion neu und die Innenstadt gewinnt an Attraktivität dazu.“ (Stadt Ludwigshafen 2012b: 23). Als Mittel dieser Attraktivitätssteigerung wird auch die Schaffung neuer öffentlich nutzbarer Flächen am Rhein gesehen. Unmittelbar vor der Rhein-Galerie wurde der „Platz der deutschen Einheit“ angelegt, der an die südlich gelegene ebenfalls neu ausgebaute Rheinpromenade grenzt. „Das neue Quartier verbindet somit Einkaufen mit neuer Aufenthaltsqualität direkt am Fluss.“ (Stadt Ludwigshafen 2012a: 32)

Der „Platz der deutschen Einheit“ ist jedoch, im juristischen Sinne, kein öffentlicher Raum, da er zur Rhein-Galerie gehört und sich damit im Privatbesitz befindet. Die Beurteilung dieses neu geschaffenen Platzes im Rahmen der Bürgerumfrage 2011 fällt insgesamt zunächst

positiv aus und das formulierte Ziel, Ludwigshafen wieder näher an den Rhein zu bringen, ist mit dem Stadtplatz nach Einschätzung der befragten Bürger geglückt. Die Mehrheit der befragten Personen (81 %) stimmt der Aussage „Der Stadtplatz an der Rhein-Galerie hat Ludwigshafen wieder an den Rhein gebracht“ zu, und insgesamt 74 % der Befragten sehen Stadtplatz und Rhein-Galerie als eine Bereicherung für Ludwigshafen (Stadt Ludwigshafen 2012aT: 35). Allerdings gibt es hinsichtlich der subjektiven Einschätzung Nutzbarkeit des Platzes deutliche altersspezifische Unterschiede.

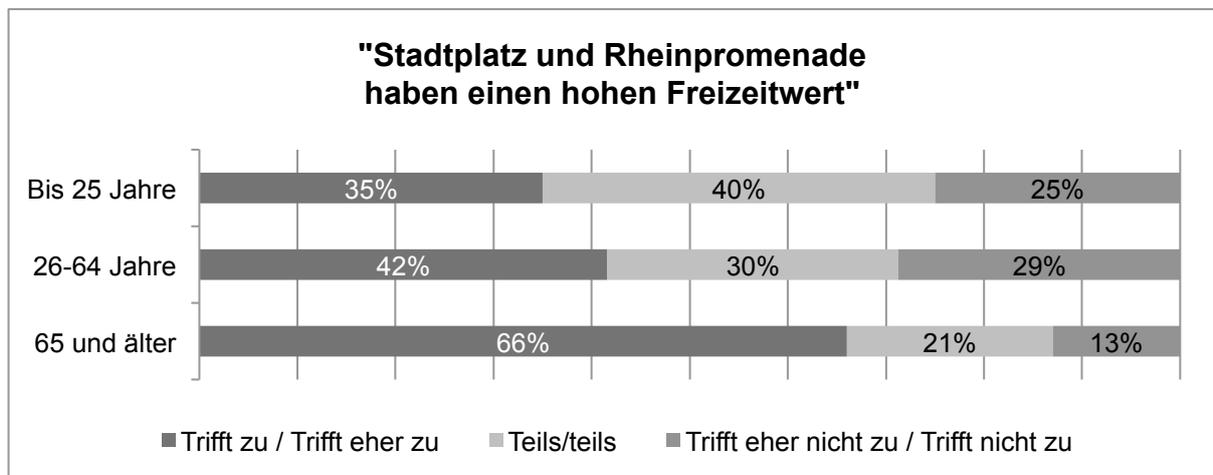
Abbildung 17: Attraktivität des neuen Stadtplatzes



Datenquelle: Stadt Ludwigshafen 2012: Bürgerumfrage 2011 – eigene Darstellung –

Die Zustimmung jüngerer Befragter fällt deutlich weniger eindeutig aus, als dies bei älteren Befragten der Fall ist. Noch deutlicher werden die altersspezifischen Unterschiede bei der Beurteilung des Freizeitwertes des neuen Platzes und der neu geschaffenen Rheinpromenade. Lediglich 35 % der Befragten bis 25 Jahre bestätigen den beiden neuen Räumen einen hohen Freizeitwert, bei der ältesten Gruppe der Befragten sind es hingegen 66 % (vgl. Abbildung 18). Auffällig bei der jüngeren Gruppe ist der vergleichsweise hohe Anteil derer, die „teils/teils“ einen hohen Freizeitwert sehen. Offenbar bedarf es einer differenzierteren Betrachtung, vor allem sicherlich dahingehend, welche Ansprüche von Seiten Jugendlicher an die entsprechenden Räume gestellt werden.

Abbildung 18: Freizeitwert von Stadtplatz und Rheinpromenade



Datenquelle: Stadt Ludwigshafen 2012: Bürgerumfrage 2011 – eigene Darstellung –

8.2.2 Treffpunkte im öffentlichen Raum

Der erste Zugang zu innerstädtischen Treffpunkten Jugendlicher wurde auch in Ludwigshafen über das dortige „Streetwork“ gewonnen. Die Straßensozialarbeit in Ludwigshafen ist, anders als in Saarbrücken, beim Jugendamt der Stadt angesiedelt. Für die verschiedenen Stadtteile sind unterschiedliche Streetworker zuständig, die zum Teil aufsuchende soziale Arbeit betreiben und Jugendliche auf der Straße und an ihren Treffpunkten aufsuchen, aber auch zum Beispiel Freizeiten und Veranstaltungen organisieren, bei Amtsgängen Hilfe leisten oder in Konfliktsituationen vermittelnde Funktion besitzen⁵⁶.

Von Seiten des Streetwork der Stadt Ludwigshafen werden als Treffpunkte vor allem die Rheinufertreppen, der Berliner Platz und die Rhein-Galerie genannt (SW2). Der Leiter des Sachgebiets Jugendrecht der Polizei in Ludwigshafen betont hingegen, dass der gesamte innerstädtische Bereich für Jugendliche interessant ist. „Es sind die Geschäfte dort, man trifft seine Freunde dort, es ist vielleicht einfach der richtige Ort, um nur zu sitzen mit seiner Peer abzuhängen und zu gucken, ohne jetzt einer gezielten Beschäftigung jetzt nachzugehen“. (PO2) Eine Rolle dabei spielt auch, dass die Innenstadt als Verkehrsknotenpunkt betrachtet wird, sowohl für Jugendliche aus der Stadt als auch für jene aus dem Umfeld (PO2). Die große Anzahl öffentlicher Schulen in der Innenstadt bedingt hohe Schüler-Pendlerzahlen. Wichtigster Knotenpunkt ist der Berliner Platz, weil dort Busse und S-Bahnen abfahren (vgl. ebd.).

„Das heißt ich hab zu gewissen Stoßzeiten dort eine sehr, sehr hohe Fluktuation von Personen, aber insbesondere auch von Jugendlichen. Das ist dann nicht nur ein Knotenpunkt, sondern logischerweise auch ein Treffpunkt, eine gemeinsame Schnittmenge von vielen, eine räumliche Schnittmenge, sage ich jetzt, von vielen Jugendlichen, warum man sich dann im innerstädtischen Bereich beispielsweise auf dem Schulweg trifft.“ (PO2)

Bei den Jugendlichen, die in Ludwigshafen wohnen, verhält es sich nach Aussagen der Polizei differenzierter, sie seien hinsichtlich ihrer Treffpunkte eher auf ihre Stadtteile bezogen, beliebte Treffpunkte hier seien die Endhaltestellen der Straßenbahn (PO2). Trotzdem spielt die Innenstadt eine zentrale Rolle „Wenn es eine gemeinsame Schnittmenge von allen gibt, dann ist das die Innenstadt. Um halt Leute zu treffen oder einfach um abzuhängen“ (PO2). „Innenstadt“ meint in diesem Falle vor allem Berliner Platz, Fußgängerzone, Rhein-Galerie und Rheinumgebung (PO2). „Ich kann jetzt aber nicht so einen Hotspot benennen, das geht nicht, das ist so ein bisschen fließender Übergang. (PO2). Diese Orte wurden auch von Jugendlichen in den Interviews als Treffpunkte genannt (vgl. v.a. LU1).

Die gängigen Treffpunkte Jugendlicher in innerstädtischen öffentlichen Räumen in Ludwigshafen entsprechen nicht exakt denselben Kategorien wie in Saarbrücken. Während dort, neben Grün- und Freiflächen und zentralen Stadtplätzen, auch die Fußgängerzone als Treffpunkt genannt wurde, spielt diese in Ludwigshafen nahezu keine Rolle. Dafür besitzen die beiden innerstädtischen Shopping Malls eine deutlich größere Bedeutung, als dies bei der Europa-Galerie in Saarbrücken der Fall ist.

Dem hohen Migrantenanteil, vor allem in der Innenstadt, ist es geschuldet, dass beinahe alle interviewten Jugendlichen, anders als in Saarbrücken, einen Migrationshintergrund hatten (vgl. Interviewübersicht im Anhang, vgl. auch SW2, PO2). Hinsichtlich der Nutzung öffentli-

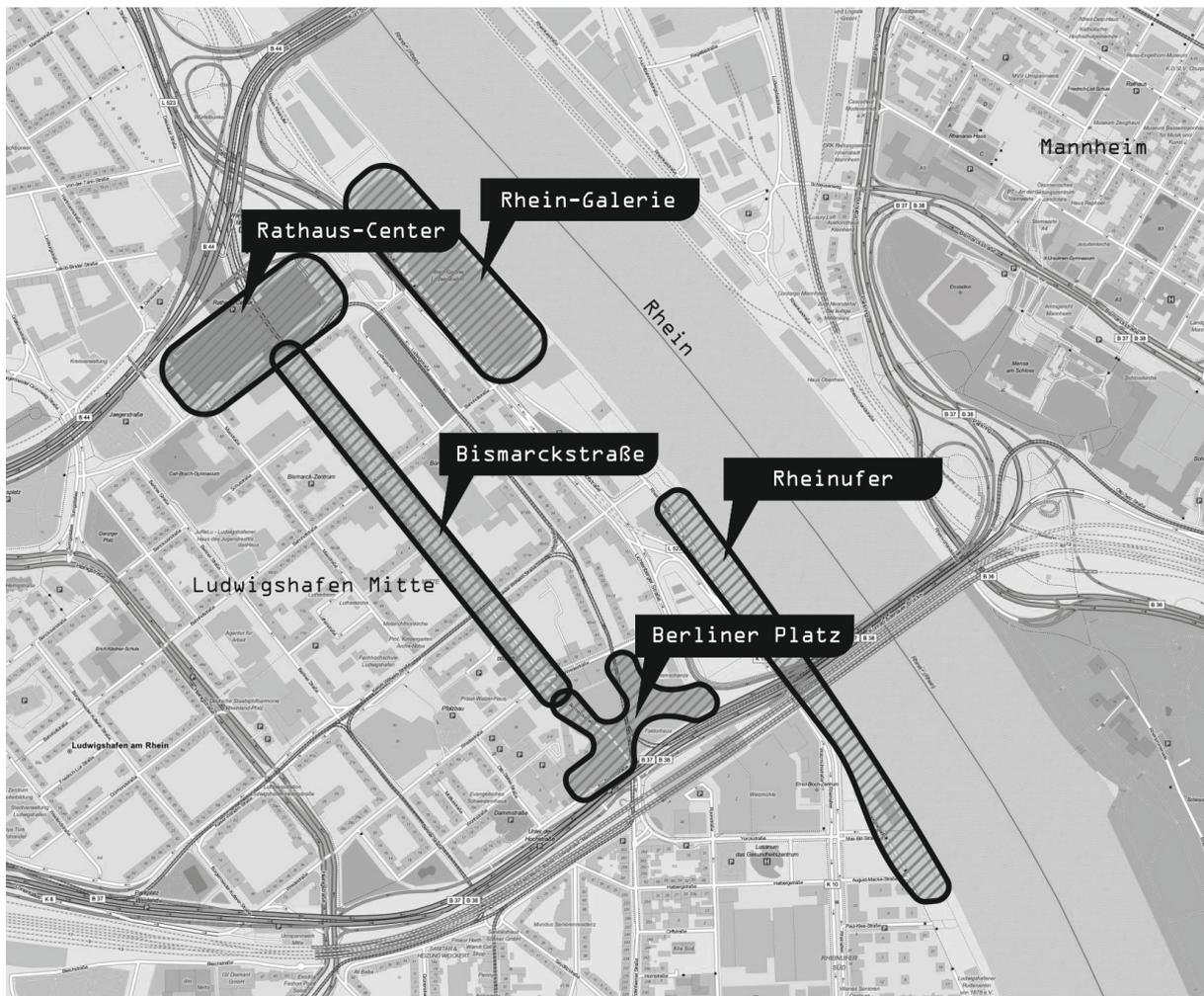
⁵⁶ Internetauftritt des Streetwork Ludwigshafen: <http://www.lu4u.de/jugend/streetwork/> (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

cher Räume in der Freizeit nehmen diese selbst eine Unterscheidung zwischen sich und ihren „deutschen Freunden“ vor:

„Unter der Woche sind meine deutschen Freunde gar nicht draußen. Also ich sehe die kaum. Wenn überhaupt. Auf jeden Fall, unter der Woche habe ich noch nie einen gesehen, ehrlich gesagt, in der Stadt oder sonst wo. Die sind meistens nur am Wochenende draußen.“ (LU1)

Ein Grund wird darin gesehen, dass sie mehr Geld zur Verfügung haben („Und dann haben die fett Geld...“(LU1)) und dadurch ihre Freizeit an anderen Orten verbringen (können): „... und dann chillen die auch nicht an den Orten wo wir sind. Die gehen meistens feiern oder, ab und zu trifft man die auch in so einer Shisha Bar...“ (LU1). Das sich die „deutschen Jugendlichen“ nicht in der Innenstadt treffen, wird zudem mit ihrem Wohnort in Verbindung gebracht: „Wir wohnen alle in der Stadtmitte. Ein paar halt ein bisschen weiter weg. Aber auch nicht sehr viel weiter weg. Was ich auch dazu sagen muss: meine deutschen Freunde, die leben nicht in der Stadtmitte, die wohnen alle in Dörfern...“ (LU1). Ein Treffen und gemeinsames „chillen“ in der Innenstadt ist für sie nicht naheliegend. Dieser Aspekt betont deutlich, dass nicht davon ausgegangen werden kann, jeden Jugendlichen in den öffentlichen Räumen der Innenstadt anzutreffen. Gerade in Ludwigshafen sind es offenbar zu großen Teilen Migranten-Jugendliche, die auch dort wohnen.

Abbildung 19: Untersuchungsräume Ludwigshafen



Quelle: Eigene Darstellung auf Kartengrundlage von OpenStreetMaps

Damit herrscht unter den anzutreffenden Jugendlichen eine gewisse Homogenität. Auch Subkulturen und damit auch deren Treffpunkte existieren in der Innenstadt Ludwigshafens nach Angaben der Interviewten kaum mehr. Eine Skaterszene, die sich früher am Berliner Platz getroffen hat, gibt es heute kaum noch (LU5). Diese Einschätzung wird auch von Seiten des Streetwork bestätigt. Auch Punks gäbe es nicht mehr und die ehemals am Berliner Platz stark vertretenen „Emo-Szene“ von etwa 50 bis 60 Personen sei seit etwa zwei Jahren in das benachbarte Mannheim „abgewandert“ (SW2). Die Gründe hierfür sind nicht bekannt

Damit klingt ein Aspekt an, der in allen Interviews aufgetaucht ist. Die innerstädtischen öffentlichen Räume in Ludwigshafen werden als wenig attraktiv eingeschätzt: „Was erwartet man von dieser Stadt. Voll die Kaffstadt“ (LU1), „Man muss auch sagen, hier in Ludwigshafen gibt es nicht viele, also was die Innenstadt betrifft, nicht viele Räume, Plätze wo man sich aufhalten kann“ (LU1). Immer wieder thematisiert wurde die Leerstandsproblematik, die vor allem die Fußgängerzone betrifft.

„Unsere Innenstadt ist tot. Also wir haben keine Innenstadt. Unsere Innenstadt ist das Rathaus-Center und die Rhein-Galerie. Unsere Innenstadt besteht aus Ein-Euro-Shops und jetzt dieses einzige Shisha-Bar die wir da haben und ein paar Internet Cafés, ein paar Handy Shops.“ (LU1)

Größere Kaufhäuser haben geschlossen und attraktive Geschäfte sind in die neu gebaute Shopping Mall gezogen (LU1). In dieser Perspektive wird allerdings die Aneignung des Raumes der Innenstadt auf dessen Konsumfunktion reduziert.

„Und es ist ja nicht das irgendwie was daran gemacht wird, also keiner arbeitet dran dass die Stadt wieder belebt wird, im Gegenteil, die bauen die Rhein-Galerie. Jetzt haben wir Rathaus-Center, Rhein-Galerie, die Walzmühle, im Umkreis von 350 Metern, 400 Metern.“ (LU1)

Viele Jugendliche aus Ludwigshafen zieht es in ihrer Freizeit deshalb nach Mannheim. Vom S-Bahnhof Ludwigshafen Mitte erreicht man in drei Minuten den Mannheimer Hauptbahnhof. „Mannheim ist viel, viel besser“ (LU5). Besonders stark betont wurde dies von einer Gruppe türkischer Migrantinnen: „Mannheim spielt eine große Rolle für uns, vor allem, für die Türken, weil wir haben ja Klein Istanbul dort“ (LU3). Die Attraktivität besteht vor allem über das Angebot an Geschäften: „Wir haben auch viele türkische Geschäfte, deswegen sind wir auch oft drüben. Nicht oft, sondern fast immer“ (LU3). Aber nicht nur kulturspezifische Angebote sind ein Faktor, sondern auch das ganz allgemeine Angebot an Geschäften: „Auch weil da voll viel los ist. Die meisten Geschäfte sind dort. Ich meine wir haben hier zwar die Rhein-Galerie, aber das ist halt nicht so wie in Mannheim“ (LU3). Das Angebot und die Vielfalt an Konsumangeboten spielt für die Wahl der Aufenthaltsorte in der Freizeit eine wichtige Rolle. Zudem bietet Mannheim, im Gegensatz zu Ludwigshafen, mit dem als „Klein-Istanbul“ bezeichneten Viertel gerade türkischstämmigen Jugendlichen besondere Ökonomien und auch kulturelle Angebote.

Es gibt jedoch auch die andere Seite, jene Jugendliche, die nach Angaben des Streetwork Ludwigshafen nicht verlassen wollen:

„Es gibt welche, die sind fit und mobil, die schaffen es dann über die Brücke. Und es gibt welche, die sagen, ich gehe aus meinem Ghetto nicht raus. Die sind in ihrer Komfortzone, da gehen sie nicht raus. Da haben sie Bammel auch irgendwo, da wollen sie nicht raus. Das ist dann Innenstadt, Hemshof, Süd. So da. Weiter geht er nicht.“ (SW2)

Der eigene Herkunftsteil Hemshof wird als Ghetto bezeichnet: Obwohl der Begriff des Ghettos gemeinhin negativ konnotiert ist, mit Verfall, Armut, Kriminalität und allgemeiner Randständigkeit assoziiert wird, wird er hier in Zusammenhang mit einer „Komfortzone“, eine Art Heimat benutzt, in die sich zurückgezogen wird. Das Fremde wird gemieden. „Die Angst vor dem Unbekannten ist bei unserer Standardklientel ganz ausgeprägt. Was dann natürlich auch wieder Auswirkungen hat auf die Sichtweise anderer Volksgruppen, also sehr rassistisch. Die Türken und Kurden und Araber hier im Stadtteil (SW2).“ Eine Aufenthalt in Mannheim wird abgelehnt: „Weil in Mannheim sind halt Mannheimer, halt so andere“ (LU1). Auch hier spielen das Unbekannte und die Vertrautheit mit den Räumen der „Heimatstadt“ Ludwigshafen eine entscheidenden Rolle. „Man fühlt sich hier viel wohler unter seinen Freunden. Also in ganz Ludwigshafen. Wenn man da durchläuft, da, alle fünf Minuten kommt jemand den man begrüßen muss, weil man den kennt“ (LU1).

8.2.2.1 Grün- und Freiflächen

Der Anteil an Grün- und Freiflächen im Ludwigshafener Stadtteil „Mitte“ ist im Vergleich zu anderen Stadtteilen gering (vgl. Stadt Ludwigshafen am Rhein 1998: 197f). Größere Parkanlagen, die tatsächliche Freizeit- und Erholungsfunktion besitzen existieren im Bereich „Mitte“ gar nicht. Der Friedenspark grenzt im Norden an die Innenstadt, der Stadtpark Parkinsel im Süden. Nach dem Rückgang der industriellen Nutzung des Hafens erstreckt sich heute von der Rhein-Galerie bis zur Parkinsel eine Promenade entlang des Rheins und es wurden zusätzliche Grünflächen geschaffen. Auf Höhe des Berliner Platzes sind neue Grün- und Rasenflächen, sowie eine breite Treppe zum Rhein hinunter angelegt worden.

„Der gewünschte Zugang von der Innenstadt über den Berliner Platz zum Rhein am Lichtenberger Ufer konnte geschaffen und ein neuer Raum für Veranstaltungen gefunden werden. Die Errichtung einer stattlichen Kaimauer mit Quadern und Sitzstufen, die direkt zum Rhein führen, macht das Verweilen an Deutschlands größtem Strom inzwischen zu einem einzigartigen Erlebnis von Fluss und Stadt“.⁵⁷

Es wurde ein Raum geschaffen, der einerseits über seine attraktive Lage und Anlage zum Verweilen einladen soll und andererseits auch Raum für Veranstaltungen bieten soll.

Das Rheinufer ist, das haben auch die Beobachtungen gezeigt, vor allem bei gutem Wetter ein beliebter Treffpunkt, für eine interviewte Gruppe sogar der einzige öffentliche Raum in der Innenstadt in dem sie sich regelmäßig an den Wochenenden und nach der Schule treffen, auch im Winter (LU3). „Hier ist es entspannter, hier ist es ruhig“ (LU3). Ruhe und Abgeschiedenheit werden gezielt gesucht, man möchte unter sich sein. „Hier sind meistens nicht so viele Leute. Also wenn es jetzt nicht so warm ist“ (LU3). Diese interviewte Gruppe weiblicher Jugendlicher trifft sich hier mit Freunden, um auf der Treppe zu sitzen und zu „Chillen“ (LU3).

Später abends, wenn es dunkel wird und das Wetter gut ist, ist das Rheinufer sehr belebt. „In den Sommerferien ist es so, dass junge Menschen dort auch ein bisschen feiern in den Sommermonaten, das gehört dann einfach auch mit dazu, das ist dann auch auf der Parkinsel und am ganzen Rheinufer entlang“. (SW2) Dann wird es auch zum einen zu einem Treffpunkt für Pärchen, zum anderen zu einem „Saufplatz“ (LU1). Der Raum wird mit „Kiffen“ und

⁵⁷ Internetauftritt der Stadt Ludwigshafen: <http://www.ludwigshafen.de/lebenswert/freizeit/rheinufer/> (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

„Alkohol“ assoziiert. Oder man trifft sich im Sommer zum Shisha Rauchen:

„Dort sind wir immer. Immer freitags und samstags. Vorglühen. Also dann trinken wir und dann gehen wir feiern. Oder gehen weg. Oder wir sitzen halt nur da. Holen unsere Wasserpfeifen mit. Holen ein bisschen was zu knabbern, ein bisschen was zu trinken, normales Trinken halt, und Chillen so dort.“(LU1)

Gerade die breite Treppenanlage am Rheinufer, die zum Wasser hinunter führt, bietet dadurch, dass sie nicht einsehbar ist, eine Mischung aus Anonymität und Bühne: „Man kann hochgehen und wird gesehen, man kann aber auch runtergehen und alles läuft an einem vorbei und man wird nicht wahrgenommen“ (SW2). Ihre Lage bietet gleichermaßen Zentralität und Rückzugsort. „Man bekommt alles mit, aber man wird nicht gesehen. Man kann sich aussuchen, wieweit man wahrgenommen wird oder eben nicht. Manche möchten ja auch gesehen werden, dann ziehen wir unser T-Shirt aus und machen den hier, um die Mädels zu begeistern, also da haben sie einen Spielraum“ (SW2). Auf den Treppen wurden zu allen Beobachtungszeiträumen kleinere und größere Gruppen von Jugendlichen beobachtet, die dort saßen, mit oder ohne mitgebrachten alkoholischen Getränken, und sich unterhielten. Die Anlage ist dabei groß genug, dass sie oftmals auch von mehreren kleineren Gruppen genutzt wurde, die jedoch nicht untereinander interagierten. Von der Nutzung als Treffpunkt Jugendlicher zeugen auch die Markierungen in Form kleinerer Graffitis, Tags oder mit Filzmalern angebrachte Botschaften, die sich an den Seitenwänden der Treppenanlage finden.

Abbildung 20: Markierungen an den Treppen zum Rheinufer



Quelle: Eigene Aufnahme

Die Nutzung des Rheinufers als Treffpunkt ist, wie es für alle Grün- und Freiflächen gilt, wetterabhängig. „Umso kälter es wird desto weniger kann man sich draußen aufhalten“ (LU1). Als Alternativen werden dann nur Rhein-Galerie und Rathaus-Center gesehen (LU1). Als ein Ort, an dem man ungestört sitzen und selbst mitgebrachte Getränke konsumieren kann, fehlt das Rheinufer im Winter und bei schlechterem Wetter Ludwigshafen als frei zugänglicher

Treffpunkt im öffentlichen Raum. „Umso kälter es wird umso weniger Geld hat man in der Tasche. Weil dann muss man in die Lokale und Bars gehen, und dann muss man dort trinken“ (LU1).

Abbildung 21: Rheinufer Ludwigshafen



Quelle: Eigene Aufnahme

8.2.2.2 Innerstädtische Geschäftsstraße

Die Bismarckstraße erstreckt sich vom Rathausplatz bis zum Berliner Platz. Der Abschnitt vom Rathauscenter bis zur Kaiser-Wilhelm Straße ist dabei als Fußgängerzone angelegt.

In den Beobachtungszeiträumen war die Bismarckstraße insgesamt sehr wenig belebt, trotz guten Wetters und einer umfangreichen Möblierung mit Bänken und Sitzgelegenheiten. Auch die Außenbestuhlung der gastronomischen Einrichtungen, zu großen Teilen Shisha Bars, war vergleichsweise wenig besetzt. Insgesamt macht die Bismarckstraße entgegen ihrer geplanten Ausrichtung als Fußgängerzone mit Konsumfunktion eher den Eindruck eines Raumes der vom Rathaus zum Berliner Platz oder in umgekehrter Richtung durchquert wird. Das Angebot an Gastronomie, Einzelhandel und Dienstleistungen ist zudem wenig umfang- und abwechslungsreich. Bereits von Seiten der Polizei wird die Fußgängerzone als für Jugendliche unattraktiv eingeschätzt:

„...die Fußgängerzone ist für viele Jugendliche, [...], ein Teil des Weges zum Berliner Platz. Also die, die jetzt am Hemshof wohnen und sagen, wir gehen jetzt an den Berliner, die müssen durch die Fußgängerzone. Aber als Raum zum Treffen ist das vollkommen uninteressant.“ (PO2)

Die Bismarckstraße dient Jugendlichen entsprechend in erster Linie auch als Durchgangsraum und nicht zum längeren Verweilen (SW2; LU1). Die Nutzung erfolgt vor allem „auto-

bahnmäßig“ (LU6): „Man läuft da zwar kurz vorbei, aber so aufhalten tun wir uns da nicht“ (LU6). Als Gründe für die mangelnde Attraktivität werden unterschiedliche Aspekte genannt.

Abbildung 22: Bismarckstraße Ludwigshafen



Quelle: Eigene Aufnahme

Zahlreichen Leerstände und das mangelhafte Angebot an Geschäften wirken wenig einladend. „Also da gibt es keine Läden mehr sozusagen. Keine Läden wo man jetzt sagen kann, ok, da kann man einkaufen gehen. Da gibt es zum Beispiel 1-Euro-Shop. Aber mehr auch nicht (LU1).“ Große Kaufhäuser, wie Karstadt und Kaufhof haben geschlossen (LU1). „Damals war ja Kaufhof auch sehr populär. Da waren sehr viele Leute“ (LU1). Mit der Eröffnung der Rhein-Galerie hat sich die Situation nach Einschätzung der interviewten Jugendlichen noch verschlechtert.

„Die Bismarckstraße, das war halt damals die Innenstadt, wo man jetzt sagen kann. Jetzt ist es ja, man trifft sich in der Rhein-Galerie damals war es glaub ich so, dass man in die Innenstadt gegangen ist. Da gab es ja damals H&M [...]. Es war halt so, dass damals halt die Innenstadt populär war, vor der Rhein-Galerie, jetzt ist die Rhein-Galerie da und das ist sozusagen die neue Innenstadt. Auch wenn es nur ein Einkaufszentrum ist.“ (LU1)

Die neue Shopping Mall hat nach dieser Einschätzung die Bismarckstraße als quasi „neue Innenstadt“ abgelöst (vgl. Kapitel 8.2.4.2).

Einer interviewten Gruppe ist die Bismarckstraße trotz dessen immer noch zu belebt: „Weil da so viele Leute sind. Und da sind so viele Geschäfte und so viele Leute und da kann man sich nicht so gut entspannen wie hier [an der Treppe zum Rheinufer; Anmerk. U.N.]“ (LU3) Wird ein Rückzugsraum gesucht, so bietet die Fußgängerzone diese Funktion aufgrund ihrer Anlage und Nutzungsbestimmung nicht.

Eine andere Gruppe Jugendlicher (LU2) trifft sich dennoch in der Fußgängerzone, jedoch an keinem festen Ort und nur temporär. „Abends kommen sie meistens immer wieder hier her, aber zwischendurch mal, wenn sie sich mal treffen, nur um zu gucken wer alles da ist, treffen sie sich kurz da und kommen dann hier her [Berliner Platz; Anmerkung. U.N.]“ (LU2). Zentralität und Durchgangsfunktion bedingen hier vor allem die Funktion als temporärer Treffpunkt.

8.2.2.3 Zentraler Platz

Seine direkte Lage an der S-Bahn Haltestelle „Ludwigshafen-Mitte“, an der Straßenbahnlinie und am Busbahnhof machen den Berliner Platz zu dem zentralen Punkt und zugleich Knotenpunkt des öffentlichen Nahverkehrs in der Ludwigshafener Innenstadt. Der Platz ist umgeben von mehreren bogenförmigen, mehrgeschossigen Gebäudekomplexen, größtenteils Büro- und Geschäftsgebäude. Auffällig ist vor allem auch die so genannte „Tortenschachtel“ in der sich ehemals ein Kaufhaus befand, die jedoch heute leer steht. In der Mitte des Berliner Platzes befindet sich eine Skulptur auf einem Granitsockel, die aus zwei L-förmigen Elementen besteht, die sich durch Bewegung zu den Buchstaben „L“ und „U“ formen, dem Kraftfahrzeugkennzeichen der Stadt Ludwigshafen.

Abbildung 23: Berliner Platz Ludwigshafen





Quelle: Eigene Aufnahmen

Die alltägliche Nutzung des Platzes ist nach den Beobachtungen stark von seiner Funktion als Durchgangsraum geprägt, auf dem Weg von der S-Bahnhaltestelle in die Stadt und umgekehrt. Zu verschiedenen Terminen im Jahr wird der Platz zudem für große öffentliche Veranstaltungen genutzt, wie die beiden Volksfeste „Frühlings- und Herbstzauberzauber“ oder das im Sommer stattfindende Stadtfest, das „mit über 230.000 Besuchern zu den größten Open-Air-Erlebnissen der Metropolregion Rhein-Neckar“⁵⁸ zählt.

Der Berliner Platz ist allen interviewten Jugendlichen bekannt. Konsens besteht, auch bei den Experten, darin, dass es sich um den Verkehrsknotenpunkt in der Innenstadt handelt. Aus diesem Grund kann der Raum gar nicht gemieden werden und seine Bekanntheit ist wenig überraschend. „Berliner Platz ist interessant, weil einfach da alles zusammenläuft, egal wo sie herkommen“ (SW2). Seine Zentralität und die Lage am S-Bahnhof machen ihn zudem zu einem von vielen Menschen, zumindest temporär, genutzten Raum. „Am Berliner Platz gibt es verschiedene Gruppen, die sich dort treffen. Es gibt die Normalos, die an der Berliner Platz gehen, weil sie einfach nur von A nach B wollen“. (PO2) Die Passanten sind daher auch extrem durchmischt (vgl. auch LU2). Vor allem zu den Stoßzeiten nach Schulschluss, sind viele Schüler zu beobachten.

Die Bewertung und Nutzung des Berliner Platzes durch die interviewten Jugendlichen fällt unterschiedlich aus. Einige nutzen ihn lediglich indirekt, indem sie mit der Bahn „vorbei fahren“ (LU3). „Da steigt man halt in den Bus oder in die Bahn und fährt weg“ (LU5). Der Berliner Platz wird als ein „Übergangplatz“ und als „Mittel zum Zweck“ betrachtet (LU5). Als län-

⁵⁸ Internetauftritt der Stadt Ludwigshafen:
<http://www.ludwigshafen.de/lebenswert/freizeit/ludwigshafener-stadtfest/> (Letzter Zugriff: 05.07.2015)

gerer Treffpunkt oder Aufenthaltsort (LU4) fungiert er für diese Jugendlichen nicht. Einer Gruppe (LU3) ist der Berliner Platz zu belebt und er wird aus diesem Grund gemieden.

Für andere Jugendliche ist der Platz jedoch ein regelmäßiger und etablierter Treffpunkt, „Weil ich hier ein paar Leute von mir hab“ (LU2). Man trifft sich am Feierabend oder „wenn man mal früher Zeit hat“, „ein paar Bierchen noch vor dem Café LU trinken und dann nach Hause gehen“ (LU2). Die Attraktivität als Treffpunkt resultiert in dem Fall daraus, dass man „die Leute von hier“ kennt (LU2). Es handelt sich um bestehende Gruppen, um immer dieselben Jugendlichen, die sich hier treffen. „Du gehst an den Berliner Platz und guckst mal wer dort hängt“ (LU1). Dabei ist oftmals auch Langeweile ein wichtiger Faktor. „Viele Jugendliche treffen sich dort am Berliner Platz. Aus Langeweile gehen die in den Real, der nebenan ist in der Walzmühle, holen sich ihren Alkohol und gehen dann an den Rhein oder halt immer noch am Berliner Platz und trinken dort aus Langeweile“. (LU1) Auch die umgebende „Infrastruktur“ wirkt anziehend, die Möglichkeit günstig und schnell Getränke einzukaufen. Die Nutzung des Berliner Platzes als Treffpunkt ist dabei auch vom Wohnstandort der Jugendlichen und vom jeweiligen Freundeskreis abhängig: „Wenn man jetzt mittendrin in Ludwigshafen Innenstadt wohnt, oder im der Nähe vom Berliner, dann geht man vielleicht auch mal zum Berliner. Das hat auch was mit den Freundeskreis zu tun, was für Leute jetzt da an den Berliner gehen und welche jetzt nicht“ (LU5). Die Zentralität des Platzes ist ein ausschlaggebender Punkt. „Warum hier? Stadtpunkt, direkt Mitte, ja, was soll man großartig dazu sagen? Ich mein, Oppau, Ludwigshafen, Oggersheim, Rheingönheim, Maudach, es trifft sich alles hier“ (LU2). Der „Berliner“ wird als „Zentrum für die ganzen Jugendlichen, wo man sich trifft“ (LU6) dargestellt.

Anderen Jugendlichen dient der Berliner Platz nur als temporärer Treffpunkt: „Dieses direkte länger Abhängen dort hat sich verschoben, das gibt es nicht mehr. Als ich angefangen habe, war das wirklich ein Treffpunkt, auch über Stunden, und jetzt ist es so, wir treffen uns dort und ziehen dann weiter“ (SW2). Dabei werden dann verschiedenen Räume durchquert: „Also es ziehen ganz viele die Fußgängerzone durchs Rathaus in den Hemshof. Es geht weiter nach Süd, dort in die Freizeitstätte, das ist eine große Bewegung“ (SW2). Diese Einschätzung wird auch von Jugendlichen bestätigt: „Also eigentlich gibt es keinen festen Standort. Wir laufen rum. Wir erzählen. Wir erleben Sachen. Wir sehen verrückte Leute manchmal. Wir lachen“ (LU6). Der Berliner Platz ist Treffpunkt um von dort andere Orte der Innenstadt aufzusuchen. Er ist Treffpunkt für die angrenzenden Diskotheken, wie den Musikpark (LU2). Oder man trifft sich hier um mit den öffentlichen Verkehrsmitteln andere Orte anzufahren. Gerade Jugendliche, die noch keinen Führerschein besitzen sind, um mobil zu sein, auf diese Möglichkeit angewiesen. Die Bedeutung des Unterwegsseins und dabei einer gewissen Unbestimmtheit und Flexibilität spielt eine wichtige Rolle:

„Also meistens trifft man uns abends dort. Und wir machen halt da was aus, damit wir direkt losfahren können. Wenn wir uns für irgendeinen Platz entschieden haben, für ein Café, vielleicht in Mannheim oder so, wir sind ja noch keine 18, wir haben noch keine Autos. Und dann treffen wir uns meistens dort, bereden dort wohin wir gehen und dann können wir direkt losfahren.“ (LU1)

In den Beobachtungsphasen in den Abendstunden waren dies die typischen Situationen: Es waren zumeist mehrere, nicht zueinander gehörende Gruppen auf dem Berliner Platz verteilt, die sich im Laufe der Zeit vergrößert haben. Aus dem Innenstadtbereich oder aus der S-Bahn sind Jugendliche hinzugestoßen und die Gruppen haben sich dann meist nach maximal einer Viertelstunde entweder in Richtung Innenstadt oder in Richtung S-Bahn gemeinsam entfernt.

8.2.3 Öffentlicher Raum als konflikthafter Raum

Das Auftreten von Raumnutzungskonflikten ist personen- und verhaltensabhängig. So beschreibt eine interviewte Gruppe Jugendlicher (LU 1) bereits an allen beschriebenen Orten in Konflikte verwickelt gewesen zu sein und Probleme mit der Polizei gehabt zu haben. Diebstahldelikte in der Rhein-Galerie haben zu einem Einschreiten der Polizei geführt, ebenso im Rathaus-Center. „Also am Rathaus waren wir auch schon. Da ist die Polizei gekommen. Und hat uns alle an die Wand gestellt.“ (LU1). Als Grund für ein nicht norm- und gesetzeskonformes Verhalten wird Langeweile genannt: „Irgendwann wird es so langweilig, dass man Scheiße baut“ (LU1). Es ist jedoch nicht immer ein kriminelles oder ordnungswidriges Verhalten, dass zu Konflikten führt. Oftmals liegen diese vielmehr in der Diskrepanz zwischen Nutzungserwartung und tatsächlicher Nutzung eines Raumes, wie die folgenden Beispiele zeigen.

8.2.3.1 Brennpunkte und konflikthafte Räume

Problembereich Ludwigstraße

Als Beispiel eines konflikthaftern Ortes in der Innenstadt wird sowohl von Seiten der Polizei als auch des Streetwork ein Bereich der zentral gelegenen und parallel zur Fußgängerzone laufenden Ludwigsstraße genannt, in dem es einigen Jahren immer wieder zu Raumnutzungskonflikten kam (SW2, PO2). Vor einem Internetcafé hatte sich ein Treffpunkt für Jugendliche herausgebildet, was zu Beschwerden von Anwohnern und anliegenden Geschäftsleuten führte: „...da haben sich dann 20, 30 Jugendliche vornedran aufgebaut und Bürger haben sich beschwert, die lärmern, die randalieren“. (SW2) Die Situation wurde von Seiten der Gewerbetreibenden als geschäftsschädigend wahrgenommen. „Die einen haben dann gesagt, weil die dort rumlungern, kommen die nicht mehr zu uns einkaufen“ (SW2). Obwohl tatsächlich auftretende Konflikte unter Jugendlichen stattfanden, wurde das Umfeld mit hineingezogen, „...weil es dann sehr laut dabei zu geht, ergeben sich daraus andere Konflikte mit anderen Nutzern, Geschäftsleuten, Anwohnern“ (PO2). Die Präsenz der Jugendlichen wurde von Anliegern als abschreckend und als „Belagerungszustand“ (SW2) wahrgenommen. Zudem war die Lautstärke dieser Treffen ein Problem: „Und die unterhalten sich dann nicht leise oder normal, da geht es natürlich wild zur Sache und ab einer gewissen Uhrzeit nervt es einfach“. (SW2)

Konsequenz der Beschwerden der Anlieger waren regelmäßige Kontrollen von Polizei und Ordnungsamt. Von Seiten des Streetwork und auch der Polizei war man um einen Aushandlungsprozess bemüht. Während Anwohner und Gewerbetreibenden Ruhe und Konfliktfreiheit vor ihren Wohnungen und Geschäften forderten, wünschten sich die betreffenden Jugendlichen einen Ort, an dem sie sich treffen können (SW2).

„Zunächst hat man versucht sich an das Problem heranzuspielen. [...] Wir wollen einen eigenen Aufenthaltsraum haben. Ja und was wollt ihr da? Wir wollen uns treffen. Das ist natürlich schwierig, wenn ich nicht weiß, wer sich da trifft, denen dann noch ihr Refugium zur Verfügung stelle, wo sie wirklich ganz abgeschottet von der Außenwelt ihr Ding machen können, ich weiß nicht, ob das so unbedingt geschickt ist. Ich denke da entwickelt sich eine gewisse Eigendynamik, vielleicht auch eine gewisse Geschäftigkeit, was Dinge angeht, das muss nicht sein.“ (PO2)

Unabhängig von dieser Problematik wird es als schwierig erachtet, Jugendlichen Räume anzubieten, die sie nicht selber gewählt haben, da diese in der Regel nicht angenommen

werden (PO2). Die freie Wahl der Treffpunkte ein wichtiger Aspekt, wenn es um deren Attraktivität für Jugendliche geht (vgl. Kapitel 3.2).

Da die Interessen von Jugendlichen und Anliegern durch Aushandlung mit Polizei und Streetwork nicht miteinander vereinbar waren, wurden schließlich Aufenthalts- und Betretungsverboten ausgesprochen (PO2). „Mit Zwangsgeld und allem, was dazugehört hat“. (PO2). Mit dem Abmontieren von Bänke wurden auch bauliche Veränderungen vorgenommen, so dass der Ort als Treffpunkt unwirtlich wurde (SW2, LU1). Diese Maßnahmen haben schließlich Wirkung gezeigt:

„... da gab es auch Konflikte zwischen der Polizei und den Jugendlichen bzw. Heranwachsenden, die dort waren und irgendwann waren die Fronten geklärt, ich will nicht sagen, dass man es akzeptiert hat, aber man hat dann gesagt, okay, da können wir uns nicht mehr treffen.“ (PO2)

Der Treffpunkt hat sich aufgelöst. „Die Jugendlichen haben gesagt, wir haben da keinen Bock mehr drauf, ständig kontrolliert zu werden und die sind dann abgewandert“. (SW2) Die Kontrollen und die baulichen Veränderungen haben den Raum als Treffpunkt unattraktiv gemacht (vgl. auch PO2). Aus Sicht der Jugendlichen stellt sich die Situation ganz ähnlich dar: „Wir haben es auch so weit gebracht, dass es ein Brennpunkt wurde“ (LU1). Die Situation und ihr Verhalten wird von den Jugendlichen auch für die Einführung des Alkoholverbots rund um den Berliner Platz verantwortlich gemacht: „Es wurde halt wirklich so krass, also wir haben halt auch dazu beigesteuert dass es dann anfang Alkoholverbot zu geben am Wochenende. Im kompletten Bezirk Berliner Platz“. (LU1)

Am Beispiel Ludwigsstraße zeigen sich das Aufeinandertreffen verschiedener Nutzungsansprüche an den öffentlichen Raum und der Versuch eines Aushandlungsprozesses. In diesem Fall haben Anwohner und Gewerbetreibende ihre Interessen und letztendlich auch ihre Machtposition durchgesetzt und die betreffenden Jugendlichen haben den Raum, aufgrund der veränderten Bedingungen, verlassen. Das Scheitern der Aushandlung ist auf der einen Seite auf die unterschiedlichen Ausstattungen mit Bestimmungsmacht über die Nutzung des Raumes, zum anderen auf das Autonomiestreben der Jugendlichen selbst zurückzuführen: sie wollen sich ihre Treffpunkte selbst wählen und eigenständig aneignen.

Brennpunkt Berliner Platz

In einer Bürgerumfrage 2011 wurden Orte in Ludwigshafen erhoben, die aufgrund subjektiv wahrgenommener Unsicherheit bewusst gemieden werden. Der Berliner Platz wurde dabei mit Abstand am häufigsten genannt (Stadt Ludwigshafen 2012aT). Die Mehrheit der Befragten (83 %) sieht zudem die Notwendigkeit zusätzlicher Maßnahmen zur Sicherheit am Berliner Platz. Auffällig sind dabei, die altersspezifischen Unterschiede: Bei den bis 25 Jährigen halten 76 % der Befragten erhöhte Sicherheitsmaßnahmen für notwendig, während es bei der mittleren Altersklasse der 26 bis 64 Jährigen mit 86 % deutlich mehr sind (65 Jahre und älter: 82 %) (Stadt Ludwigshafen 2012aT). Ähnliche altersspezifische Differenzen spiegeln sich auch bei dem erhobenen subjektiven Sicherheitsempfinden am Berliner Platz wider. Das subjektive Sicherheitsempfinden am Berliner Platz ist bei den jüngeren Befragten minimal höher als bei den älteren Befragten.

Tabelle 1: Subjektives Sicherheitsempfinden am Berliner Platz

Wie sicher fühlen Sie sich, wenn sie alleine am Berliner Platz unterwegs sind?	Sehr sicher / Sicher		Teils/teils		Unsicher / sehr unsicher	
	tagsüber	In der Dunkelheit	tagsüber	In der Dunkelheit	tagsüber	In der Dunkelheit
Stadt insgesamt	49,0 %	11,3 %	26,8 %	19,8 %	24,2 %	68,8 %
Bis 25 Jahre	55,6 %	14,2 %	23,3 %	19,8 %	21,1 %	66,1 %
26-64 Jahre	49,2 %	10,3 %	27,0 %	20,1 %	23,8 %	69,6 %
65 Jahre und älter	46,2 %	12,4 %	27,5 %	21,4 %	26,3 %	66,3 %

Quelle: Stadt Ludwigshafen 2012aT; Eigene Darstellung

In allen Altersgruppen sind deutlich Unterschiede im subjektiven Sicherheitsempfinden hinsichtlich der Tageszeit zu erkennen. In der Dunkelheit fühlen sich deutlich über die Hälfte der Befragten am Berliner Platz unsicher oder sehr unsicher. Dieses Ergebnis wird auch von der Aussage einer Jugendlichen untermauert: „Ja also ich vermeide den Berliner Platz schon spät in der Nacht. Also wirklich spät und auch alleine würde ich da nicht nachts hingehen“. (LU5) Auch die Warnung eines Interviewpartners, sich als Frau in den Abendstunden besser nicht am Berliner Platz aufzuhalten, knüpft an diese Einschätzung an: „Da gibt's entweder ziemlich deftigen Stress oder sonstiges. Nur wenn dann jemand hinkommt und halt versucht dich anzufassen oder so“ (LU2). Er selbst sei sich der Gefahr bewusst, seine Bekanntheit und der bereits langjährige Aufenthalt an diesem Ort erlauben ihm den Aufenthalt jedoch (LU2): „Ich kann mir definitiv mehr erlauben wie einige andere. Ich hocke, dieses Jahr im Oktober werden es 13 Jahre wo ich hier an diesem scheißverfickten Platz sitze“ (LU2). Über den langjährigen Aufenthalt am Berliner Platz hat sich in diesem Beispiel eine „Place-Identity“ (Proshansky et. al. 1983) herausgebildet, die Vertrautheit schafft: auf der einen Seite bei dem interviewten Jugendlichen selbst, der den Berliner Platz als sein „Wohnzimmer“ bezeichnet, auf der anderen Seite auch bei anderen regelmäßigen Nutzern, denen dessen Anwesenheit, ähnlich eines „urban villagers“ (Gans 1982), vertraut geworden ist und damit möglicherweise weniger Argwohn weckt.

Der Ruf des Berliner Platzes innerhalb der Bevölkerung, aber auch unter den interviewten Jugendlichen ist insgesamt schlecht: Der „Berliner Platz wird als asozial bezeichnet“ (LU2). Als asozialer Ort wird er dabei häufig mit Kriminalität, abweichendem Verhalten und Drogen assoziiert⁵⁹.

„Wenn ich von der Vergangenheit spreche, dann war der Berliner Platz so mein zweites Wohnzimmer. Da war früher der Berliner Platz mein zweites Zuhause. Das ist

⁵⁹ So ergab sich im Rahmen der Beobachtungen eine Gesprächssituation mit einem älteren Passanten, der auf die „Feldforschung“ aufmerksam wurde und danach fragte, worum es ginge. Die spontane Reaktion auf das Forschungsthema „Jugendliche in öffentlichen Räumen in der Innenstadt Ludwigshafens war: „Berliner Platz. Wenn Sie Drogen wollen, wenn sie kiffen wollen, brauchen Sie nur zum Berliner Platz zu gehen“ (Gedächtnisprotokoll).

jetzt auch schon mittlerweile fünf Jahre her oder so, fünf sechs Jahre, aber das war dann auch nicht unbedingt so eine anständige Zeit. Das war eher schon wirklich, muss ich selber sagen, so eine asoziale Zeit, wo wir wirklich nur Scheiß gebaut haben, viele Straftaten begangen haben auch.“ (LU1)

Konflikte im öffentlichen Raum wurden in allen Interviews mit Jugendlichen am Berliner Platz verortet. „Jeden Samstag war Schlägerei“. (LU1) Dadurch ist auch die Polizeipräsenz erhöht: „Jede Nacht war da die Polizei“. (LU1) Die Probleme und Konflikte sind für einige Jugendliche bereits Normalität und gehören zu diesem Platz dazu: „Es gibt am Berliner Platz Probleme. Ja. Also so an sich, mit Bullerei und wie auch immer, aber eigentlich mehr oder weniger ist es Standard sag ich jetzt mal so“ (LU2). Man habe sich bereits daran gewöhnt (LU2).

Nach Einschätzung der Polizei ist diese Brennpunktsituation jedoch ambivalent zu betrachten. Es bestehe eine Diskrepanz zwischen der öffentlichen Wahrnehmung des Raumes und der tatsächlichen Sicherheitslage (PO2): „In der Öffentlichkeit wird der Berliner Platz immer als Angstraum dargestellt und er ist es definitiv nicht“ (PO2). Ein Grund für diese Wahrnehmung liegt auch in der Präsenz von Jugendlichen:

„Wie nehme ich auch Jugendliche im öffentlichen Raum wahr. Und ab einer gewissen Altersgrenze ist eigentlich jugendtypisches Verhalten schon suspekt. Wenn Sie noch ein bisschen älter werden, ist es sogar bedrohlich, obwohl, die verhalten sich vielleicht nicht so, wie ich mich verhalten würde, aber das ist vollkommen im Rahmen.“ (PO2)

Seiner zentralen Lage und Durchgangsfunktion ist es geschuldet, dass der Berliner Platz, nicht alleine von Jugendlichen und trotz seiner öffentlichen Wahrnehmung, sehr heterogen genutzt wird. „Am Berliner Platz ist jeder. Und weil da jeder ist, sind auch die bösen Buben dort, das ist klar“ (PO2). Darüber hinaus sind, wenn auch wenig ausgeprägt, Treffpunkte verschiedener Szenen am Berliner Platz verortet, die jedoch untereinander keine Berührungspunkte haben (vgl. auch SW2).

„Die Skater, das sind hauptsächlich Kinder und Jugendliche. Die treffen sich, wenn Sie am Berliner sind und zum Rhein runtergehen, dann ist da die Überführung von der Hochstraße obendrüber. Die treffen sich linkerhand davon. Rechterhand davon, in der gleichen Unterführung treffen sich Alkoholiker, Drogenkonsumenten, ja, so ein bisschen Obdachlose, ohne festen Wohnsitz, Personen und die sitzen hauptsächlich bei schönem Wetter dort, konsumieren Alkohol, konsumieren auch die ein oder andere Droge, aber es ist in dem Sinne keine Drogenszene dort. [...] Dann habe ich die Emos. Also diese Emotional Hartcores da. Die treffen sich auch in dem Bereich, die zieht es aber eher in Richtung Rhein runter. [...] Dann habe ich aber auch diejenigen, die einfach nur so auf dem Berliner Platz sitzen, weil es ihnen halt Spaß macht.“ (PO2)

Die „Randständigenszene“ hielt sich auch in den Beobachtungszeiträumen immer an derselben Stelle, in einem Bereich unterhalb der Hochstraße auf, hauptsächlich um Alkohol zu konsumieren. Interaktionen wurden nur innerhalb der Gruppe beobachtet und Konflikte wurden nicht registriert. Auch von Seiten des Streetwork wird die Situation als eher unproblematisch eingeschätzt:

„Die sind relativ friedlich. Da ist wenig Gegröle oder Anpampen von Leuten, eigentlich gar nicht. Ich kann mich auch nur an eine Situation erinnern, wo es wirklich eskaliert ist. Dann aber richtig. Das ging eben von Jugendlichen aus, die diese älteren Penner,

Obdachlosen, man weiß es nicht so genau, beleidigt haben, von wegen, ihr Asis, und dann flogen auch schon die Fetzen.“ (SW2)

Seine Zentralität macht den Berliner Platz aus Sicht der Polizei jedoch zu einem Schwerpunkt von Raubdelikten, oftmals von jugendlichen Intensivtätern. Die „Tatgelegenheit“ wird hier schlicht als günstig eingeschätzt (PO2). „Die sehen halt, wer als Opfer in Frage kommt und wer nicht. Und wenn ich irgendwo hingeh, wo die Fluktuation relativ groß ist, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass was in meinem Netz hängen bleibt auch ziemlich groß von den Fischen“ (PO2). Viele Passanten bieten viele Gelegenheiten. „Und die planen keine Taten, sondern man trifft sich, man hängt ab...“ (PO2). Der Grund für den Aufenthalt am Berliner Platz wurde bereits mit dem Aspekt der Langeweile begründet (vgl. Kapitel 8.2.2.3) Dies wird auch als Grund für das Verüben von Straftaten genannt: „...jetzt denke ich mir halt, diese ganze Scheiße von früher, die hat man wirklich aus Langeweile gemacht, weil es hier keine attraktiven Angebote gibt“ (LU1).

Der negative Ruf des Berliner Platzes in der Bevölkerung, aber auch konkret bei Jugendlichen, sollte nach Einschätzung der Polizei jedoch hinsichtlich der Tageszeit differenziert betrachtet werden. Konflikte treten vor allem in den Abendstunden oder am Wochenende auf.

„Und der Berliner Platz hat auch Zeiten, da muss man sagen, da geht es hoch her, aber das sind keine Zeiten, an denen der Otto Normalverbraucher dort unterwegs ist. Ich sag mal, von Montag bis Donnerstag ist der Berliner Platz wie jeder andere Platz auch. Wenn das Wochenende beginnt, wenn die Fluktuation auch an Party People zunimmt, die in die Großraumdiskos wollen, die, wie soll ich sagen, ein erlebnisorientiertes Wochenende wollen, dann wird es am Berliner Platz, dann wird es schwieriger.“ (PO2)

Diese Nähe zu verschiedenen Großraumdiskotheken und die Treffpunktfunktion sorgen dafür, dass sich oftmals auch größere Gruppen Jugendlicher und junger Erwachsener am „Berliner“ treffen und es, vor allem durch einen hohen Alkoholkonsum, in diesem Zeitfenster zu Konflikten kommt. „Man merkt halt der ganze Berliner Platz, was jetzt unsere Kundschaft angeht, ist total testosterongeschwängert und die Mädels, die sind auch mittendrin und das merkt man“ (PO2). Konflikte werden in diesem Sinne auf typische Verhaltensweisen, vornehmlich männlicher Jugendlicher zurückgeführt, die sich, verstärkt durch den Konsum von Alkohol, selbst inszenieren und in ihrer „Männlichkeit“ präsentieren.

8.2.3.2 Kontrolle im öffentlichen Raum

Berliner Platz: Gefahrenabwehrverordnung und Alkoholverbot

Als „gefährlich in Anführungszeichen“ (SW2) wird der Berliner Platz demnach „samstags morgens um vier“ eingeschätzt (ebd.) „Wenn die Besoffenen aus dem Musikpark fallen“ (SW2). Die Situation habe sich aber inzwischen entschärft. Ein Grund dafür ist in den neuen Rahmenbedingungen zu sehen, welche die Nutzungsmöglichkeiten des Platzes einschränken. Die angespannte Situation am Berliner Platz in den Abendstunden und am Wochenende hat dazu geführt, dass seit 2008 von der Stadtverwaltung der Stadt Ludwigshafen, als allgemeine Ordnungsbehörde, auf Basis des Polizei- und Ordnungsbehördengesetzes des Landes Rheinland-Pfalz (vgl. Stadt Ludwigshafen 2014) in den Sommermonaten für den Bereich eine Gefahrenabwehrverordnung (vgl. Abb. 25) erlassen wird, um den Folgen des massiven Alkoholkonsums und der aufgrund dessen auftretenden Konflikten entgegenzuwir-

ken. Ein Problem war vor allem das „Warmtrinken“ für die umliegenden Großraumdiskotheken:

„Die haben sich immer im Parkhaus, wenn man da durchgelaufen ist, im Kofferraum haben sie alles, da war dann alles drin, da haben sie sich warmgetrunken. Dann ganz klar, die Einlasspolitik vom Musikpark. Jeder, der auch nur südländisch aussieht, kommt da nicht rein. Die gehen dann hoch ins „Ludwigs“, das ist dann die Türkendisko. Das gibt dann immer schöne Reibereien und dann je höher der Alkoholpegel, desto höher die Aggressivität und das hat man mit der Gefahrenabwehrverordnung schon einigermaßen in den Griff gekriegt, dass da nicht mehr so viel oder so massiv gesoffen wird. Und damit sind die Schlägereien, die Pöbeleien und so was, sind auch gesunken.“ (SW2)

Im Rahmen dieser Verordnung gilt für einen festgelegten Bereich um und auf dem Berliner Platz in einem bestimmten Zeitraum ein striktes Alkoholverbot, dass auch allen interviewten Jugendlichen bekannt ist. Für alle Nutzer ersichtlich ist ein Abzug der Ordnung auf einem Schild an verschiedenen Laternen im Gültigkeitsbereich angebracht.

Abbildung 24: Gefahrenabwehrverordnung am Berliner Platz



Quelle: Eigene Aufnahmen

Abbildung 25: Auszug Gefahrenabwehrverordnung (Gültigkeit: 01.05.2014 bis 30.09.2014)

§2 Alkoholverbot

(1) In den Geltungsbereichen dieser Gefahrenabwehrverordnung ist es auf den öffentlich zugänglichen Flächen außerhalb konzessionierter Freiflächen (Wirtschaftsgärten) verboten

a) alkoholische Getränke jeglicher Art zu konsumieren

b) alkoholische Getränke jeglicher Art mit sich zu führen, wenn aufgrund der konkreten Umstände die Absicht erkennbar ist, diese im Geltungsbereich dieser Gefahrenabwehrverordnung konsumieren zu wollen

c) Glasgetränkebehältnisse (Flaschen, Gläser) mitzuführen. Ausgenommen ist das Mitführen von Glasgetränkebehältnissen durch Personen, welche diese offensichtlich und ausschließlich zur unmittelbaren Mitnahme zur häuslichen Verwendung erworben haben.

(2) Für Gaststätten gilt ein Verbot des Verkaufs von alkoholhaltigen Flaschen oder Dosen, sofern die Kunden das Areal der Gastronomie mit der gekauften Ware verlassen.

(3) Diese Verbote gelten in den Nächten von Donnerstag auf Freitag, von Freitag auf Samstag und von Samstag auf Sonntag von 21.00 Uhr bis 07.00 Uhr. Gleiches gilt für die Nacht auf einen gesetzlichen Feiertag.

Quelle: Eigene Darstellung

In den Zeiten der Gültigkeit des Alkoholverbots, ist die Frequenz der Polizeistreifen, uniformiert wie auch zivil (PO2), erhöht und auch das Ordnungsamt ist vermehrt vor Ort (SW2). Nach Einschätzung des Streetwork haben die Kontrollhandlungen eine abschreckende Wirkung auf das Verhalten und auch auf die Präsenz von Jugendlichen: „...wenn die da saufen und wenn da ständig irgendwelche Ordnungsleute und Polizei auftauchen, ist das auch uninteressant“. (SW2). Als Treffpunkt ist der Berliner Platz so weniger attraktiv.

Den interviewten Jugendlichen, die sich trotz dessen dort aufhalten, ist die erhöhte Kontrolltätigkeit bewusst und wird genau wahrgenommen: „Unter der Woche, da fahren sie circa drei bis sechsmal Streife, nur unter der Woche, das heißt, weil Samstag auf Sonntag da ist ja Musikpark dann, [...], von Donnerstagabend bis Sonntagmittag, dann ist es das doppelte.“ (LU2). Auch die Gründe für die Polizeipräsenz und die Existenz des Alkoholverbots können sie nachvollziehen:

„Am Berliner Platz sind ja zwei Diskotheken. Der Musikpark und das Ludwig. Und die kommen da immer, bevor sie rein sind, sind sie besoffen und nachdem sie draußen sind, sind sie noch besoffener anstatt ausgenüchert zu sein. Und da gibt es immer Stress, immer am Wochenende, die Polizei war früher immer im Einsatz, also locker zehn Einsätze Minimum am Abend. Minimum.“ (LU1, vgl. auch LU2)

Den Jugendlichen vor Ort ist das Prozedere bekannt und sie wissen damit umzugehen. „Erst gibt es eine Abmahnung sozusagen und der Alkohol wird abgenommen und ab dem zweiten Mal gib es eine Geldstrafe. Und es geht bis zu 5.000 Euro“. (LU1) Bei Kontrollen des Ord-

nungsamtes hieße es: "Ausschütten bitte!" (LU2). Die Wahrnehmung der Kontrollen durch die Polizei ist trotzdem überwiegend positiv (LU2, LU6): „Weil, würde es keine Polizei geben würde es hier ganz anderes aussehen“ (LU6) und sie werden von diesen Jugendlichen als notwendige regulierende Maßnahme gesehen „...da würde ja jeder das tun wonach er sich gerade sehnt oder worauf er Lust hat“ (LU6). Auch die Häufigkeit der Kontrollen wird positiv bewertet: „Die müssen auch Präsenz zeigen, weil im Endeffekt, wenn zum Beispiel in der Woche einmal ein Streifenwagen vorbei fahren würde, die restliche Woche, die würden sich entweder abziehen, putzen oder gegenseitig abstechen. Das ist einfach unnötig“. (LU6) Begründet wird dies durch die Alkoholproblematik und die wahrgenommene Kriminalität vor Ort: „Das ist wirklich, also diese Kriminalitätsrate dort ist sehr hoch und der Alkoholismus ist riesengroß am Berliner Platz“. (LU1) Gerade diese interviewte Gruppe Jugendlicher schätzt die Kontrollen am Berliner Platz sogar als wenig streng ein: „Es wird so gut wie gar nicht kontrolliert. Wenn ich da hin gehe, Berliner Platz, ich sehe da zehn Jugendliche mit einer Jacky Flasche. Das interessiert keine Sau mehr“. (LU1) Ähnlich sieht es eine andere Gruppe: „Ich sehe zwar so ab und zu mal so Polizisten so rumfahren, aber so wirklich, ich glaube man kann da trotzdem seinen Alkohol trinken, wenn man das will“ (LU5).

Die tatsächliche Durchsetzung des Alkoholverbots ist von verschiedenen Faktoren abhängig. „Jedes Verbot ist nur so gut wie seine Überwachung, das ist klar“ (PO2). Aus diesem Grunde ist die Präsenz von Polizei (aber auch Ordnungsamt) nach eigenen Angaben, aber auch während der Beobachtungszeiträume sichtbar und hoch. Die Verstöße, die dabei festgestellt werden, haben jedoch sehr unterschiedliche Qualitäten. „Es gibt eine Erhebung, die Ordnungsverstöße sind viel viel höher, als die strafrechtlichen Verstöße. Also Müllentsorgung, Lärm, alles Mögliche, Urinieren und der ganze Kram“ (PO2). Das Einhalten des Verbots ist zudem nach Aussage der Polizei abhängig von Person deren Tagesform, aber auch davon, ob es sich um eine Gruppe oder Einzelpersonen handelt (PO2): „Wenn sie einen guten Tag haben, machen sie es, wenn sie in der Gruppe sind, sich das hochschaukelt, mit 15 bin ich unsterblich, was soll es?“ (PO2). Auch der „Typus Jugendlicher“ spielt eine Rolle. „Es gibt viele Jugendliche, das ist nun mal der überwiegende Teil, der sich an Regeln und Normen hält und dann gibt es einen Teil, denen ist das Wurst“. (PO2)

Maßnahmen der Polizei

Die Stadt Ludwigshafen gilt aus polizeilicher Sicht als einer der Brennpunkte in Rheinland-Pfalz mit sehr hoher Einsatzdichte (PO2). Dies gilt besonders für den Innenstadtbereich (vgl. ebd.). Es erfordert, so die Polizei, „ein gewisses Maß an Konsequenz“ (PO2): „Also brauchen Sie eine gut funktionierende Polizei hier im Innenstadtbereich, weil Sie würden dem Problem gar nicht Herr werden sonst“ (PO2). Sowohl Polizei als auch das Ordnungsamt der Stadt Ludwigshafen sind für Kontrollen im öffentlichen Raum zuständig. Die Reputation des Ordnungsamtes bei Jugendlichen wird, im Gegensatz zu jener der Polizei, jedoch als problematisch eingeschätzt: „Wenn die Polizei auftaucht, gibt es in den seltensten Fällen bei den Jugendlichen große Diskussionen, weil der Polizeibegriff eigentlich eindeutig besetzt ist, mit allem, was dazugehört. Wenn jetzt das Ordnungsamt kommt, viele nehmen die gar nicht ernst“. (PO2) Die Rolle der Polizei wird demnach akzeptiert und es existiert ein gewisser Respekt gegenüber der Institution und ihrer Vertreter. Im Hinblick auf das Ordnungsamt fehle dieser Respekt und es würden Grenzen ausgetestet: „Aber man merkt, die tragen keine Waffe, die kümmern sich nur um so Abfall und Alkohol und dann fordern die es teilweise auch richtig heraus“. (PO2) Ähnliches wird auch in Bezug auf die privaten Sicherheitsdiensten in beiden Shopping Malls der Stadt beschrieben (PO2) (vgl. Kapitel 8.2.4.3).

Im Rahmen „anlassfreie Kontrollen“ (PO2) zeigt die Polizei als Präventivmaßnahme in verschiedenen Räumen in der Stadt Präsenz. „Ich sag wir setzen uns jetzt einfach mal ins Auto und fahren in den Hemshof und gucken, wer sich wo rumtreibt, wir suchen den Kontakt zu denen, sagen wir sind hier, vergesst nicht, uns gibt es und wollen ganz einfach auch ins Gespräch kommen“ (PO2). Auf diese Weise entsteht eine Bekanntheit, mittels derer die Akzeptanz der Polizei gesteigert werden soll:

„Und das spricht einfach dafür, dass wir die Jugendlichen kennen und sie auch uns kennen, dass die Rolle der Polizei akzeptiert wird, die sagen, ja, die sind halt dafür da, dass die uns die Straftaten nachweisen. Und wenn es soweit ist, dass sie sie uns nachgewiesen haben, dann ist es halt so. Also das ist nicht negativ besetzt“. (PO2)

Maßnahmen, die im Konfliktfall von der Polizei getroffen werden, richten sich nach Art und Stadium des Konflikts: „Wenn man in der Akutphase dahin kommen, soll der Konflikt geschlichtet werden. Da werden Platzverweise ausgesprochen, wenn das nicht, also erst mal wird geredet. Gut gemeinte Ratschläge. Wenn das nicht geht, dann meistens ein Platzverweis“ (PO2). Über einen Platzverweis wird für einen bestimmten Zeitraum die freie Zugänglichkeit des Bereichs eingeschränkt und es werden Grenzen aufgezeigt: „Ich will nicht, dass du dich bis zu dem heutigen Tage, nein, bis zum heutigen Abend dort aufhältst. Geh bitte in die oder die Richtung“ (PO2). Das wäre eine der ersten möglichen Maßnahmen.

Darüber hinaus können von Seiten der Polizei oder des Ordnungsamtes, unter Bezugnahme auf das Polizei- und Ordnungsbehördengesetz, wie im Beispiel Ludwigsstraße (vgl. Kapitel 8.2.3.1) dargestellt, Aufenthaltsverbote ausgesprochen werden: „Da wird dann ein dauerhaftes schriftliches Betretungsverbot für gewisse Örtlichkeiten ausgesprochen“ (PO2). Maßnahmen werden in der Regel dem Anlass entsprechend ausgewählt:

„Es geht ja erst mal darum, die Luft aus der ganzen Sache rauszunehmen. Wenn da nicht geht, müssen wir sie in Gewahrsam nehmen. Ist nur die Frage, Jugendliche kann ich nicht in Gewahrsam nehmen, das geht nicht, klar, bei Heranwachsenden, klar, da geht das schon, aber der löst das Problem ja gar nicht.“ (PO2)

Videoüberwachung

Die öffentlichen Räume in Ludwigshafen sind nicht videoüberwacht. Zwar gab es von Seiten der Bürger den Wunsch der Einführung einer Videoüberwachung am Berliner Platz (SW2, PO2), von polizeilicher Seite wurde dies jedoch abgelehnt: „Der, der die Kamera überwacht, ist besser draußen unterwegs, war da so ein bisschen de Argumentation“ (SW2). Hinsichtlich einer Kriminalitätsprävention hätte Videoüberwachung am Berliner Platz keine nennenswerte Wirkung. Problematisch sei die Situation vor allem in den Abendstunden, wenn Alkohol und Drogen im Spiel sind. Alkohol und Drogen wirken sich aber auf die Hemmschwelle aus, wenn es um abweichendes und kriminelles Verhalten gehe:

„Sie werden damit aber letztlich nicht wirklich was verhindern können, weil ein Großteil dieser Straftaten wird unter Alkohol und Drogeneinfluss begangen. Ein Großteil dieser Straftaten wird auch begangen in, ich sag mal, einem Moment großer emotionaler Erregtheit. Dann ist es mir mal gerade Wurst, ob da eine Kamera hängt, ich will mein Problem gelöst haben und wenn ich Vollgesoffen bin, dann juckt es mich schon mal gar nicht.“ (PO2)

Dies betrifft oftmals gerade Jugendliche, die sich vor oder nach einem Diskothekenbesuch am Berliner Platz versammeln. Lediglich in Bezug auf Diebstahldelikte würde Videoüberwa-

chung in manchen Fällen eine abschreckende Wirkung haben und letztendlich der Polizei auch zur Beweissicherung und Aufklärung von Straftaten dienen (PO2). Von Seiten der Polizei, werden darüber hinaus zwei weitere Probleme gesehen: zum einen erfordert die Videoüberwachung nicht nur das Vorhandensein von Kameras, sondern auch die Bedienung dieser Kameras und das Personal am Bildschirm: „Die müssen ja 24 Stunden besetzt sein. Eigentlich ist das Sache der Kommune, die sagt, ich habe kein Geld mehr, Polizei mach das“. (PO2). Zum anderen gab es an anderer Stelle bereits datenschutzrechtliche Bedenken:

„Am Bereich Bahnhof Mitte war die Unterführung videoüberwacht gewesen, also zwischen Walzmühle und Busbahnhof. Und dann hat sich irgendwann jemand beschwert und dann hat man das Ding abgebaut, aus datenschutzrechtlichen Gründen, weil er nicht wollte, dass dort Passanten gefilmt werden.“ (PO2)

8.2.3.3 Herausdesignen und Verdrängung

In verschiedenen öffentlichen Räumen der Innenstadt Ludwigshafens sind Tendenzen des Herausdesignens und Verdrängens Jugendlicher deutlich geworden. Am ehemaligen Treffpunkt in der Ludwigsstraße (vgl. Kapitel 8.2.3.1) sind Bänke entfernt worden, um den Raum unwirtlich zu gestalten. Auch der Berliner Platz wird nach Angaben des Streetwork deutlich weniger genutzt als früher. Ein Grund dafür seien die Gefahrenabwehrverordnung und das Alkoholverbot (wobei zu bedenken ist, dass ein Ort, der aufgrund seines Bildes als gefährlicher Ort gemieden wird, auch keinen attraktiven Treffpunkt darstellt). Zum anderen wird der Berliner Platz von Seiten der Stadt zunehmend auch für andere Veranstaltungen genutzt.

„...gerade auch die andere Nutzung von dem Platz, gerade auch durch die Nutzung der LUKOM werden ganz viele Veranstaltungen durchgeführt dort, Bauernmärkte, Frühjahrszauber, Herbstzauber, der Platz wird aktiver auch von Institutionen genutzt und somit ist ja ein Störfaktor da für den Treffpunkt.“⁶⁰ (SW2)

Das Alkoholverbot, das im Rahmen der Gefahrenabwehrverordnung für den Berliner Platz gilt, wird durch weitere, auf allen öffentlichen Straßen und Anlagen gültige Reglementierungen ergänzt. Im Rahmen einer „Gefahrenabwehrverordnung zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung auf öffentlichen Straßen und in öffentlichen Anlagen“ (Stadt Ludwigshafen 2005) sind im Hinblick auf die Nutzung öffentlicher Räume durch Jugendliche vor allem die folgenden Aspekte von Bedeutung (Stadt Ludwigshafen 2005):

§ 2, (1), 2

Auf öffentlichen Straßen und in öffentlichen Anlagen ist es verboten sich derart zum Konsum von Alkohol oder anderen berauschenden Mitteln niederzulassen, dass dort als Folge andere Personen oder die Allgemeinheit durch Anpöbeln, lautes Singen, Johlen, Schreien, Lärmen, Liegenlassen von Flaschen und ähnlichen Behältnissen, Erbrechen, Behindern des Fahrzeug- und Fußgängerverkehrs oder Beschimpfen belästigt oder gefährdet werden können.

§ 2, (1), 5

Auf öffentlichen Straßen und in öffentlichen Anlagen ist es verboten Brunnen, Wasserbecken oder Wasserflächen zweckfremd zu benutzen oder zu verunreinigen.

⁶⁰ Die LUKOM ist die „Ludwigshafener Kongress- und Marketinggesellschaft mbH“

§ 2, (1), 7

Auf öffentlichen Straßen und in öffentlichen Anlagen ist es verboten Einrichtungen, insbesondere Bänke, Stühle und Spielgeräte zweckfremd zu benutzen, zu verunreinigen, zu verändern oder an hierfür nicht bestimmte Orte zu bringen.

§ 2, (2), 3

In öffentlichen Anlagen ist es ferner verboten, außerhalb der dafür vorgesehenen Flächen mit dem Ball zu spielen soweit eine Belästigung Dritter oder eine Beschädigung der Anlage zu erwarten ist.

§ 2, (2), 6

In öffentlichen Anlagen ist es ferner verboten Fußwege mit anderen Fahrzeugen als Kinderwagen, Kinderfahrzeugen oder Krankenfahrstühlen zu befahren.

§ 2, (2), 8

In öffentlichen Anlagen ist es ferner verboten Wege, Rasenflächen, Anpflanzungen oder sonstige Anlagenteile zweckfremd oder trotz Sperre aus gartenpflegerischen Gründen zu benutzen, zu verunreinigen oder aufzugraben, sowie außerhalb zugelassener Feuerstellen Feuer anzumachen.

Zentral ist vor allem das Verbot der Zweckentfremdung von Räumen und ihrer Möblierung. Das betrifft zum Beispiel das Skaten, das innerhalb der öffentlichen Räume im Rahmen dieser Satzung verboten ist: „...so scratchen an Parkbänken oder Geländer vorbei ist eigentlich verboten“ (SW2). „Eigentlich verboten“ bedeutet dabei, dass bestimmte Nutzungsweisen, wenn sie sich in einem bestimmten Rahmen bewegen, von den Ordnungsbehörden geduldet werden. So berichtet die Streetworkerin über den Aushandlungsprozess mit einem Ortsvorsteher: „War dann Agreement, dass, solange sie nicht springen und nur fahren, ist es okay. Das war dann die Übereinkunft“. (SW2)

8.2.4 Shopping Mall als neuer Raumtyp

In der Innenstadt von Ludwigshafen existieren zwei Shopping Malls: das Rathaus-Center, das bereits 1979 eröffnet wurde (CM3), und sich in den unteren Stockwerken des Rathauses befindet, und die Rhein-Galerie⁶¹, die 2010 in unmittelbarer Nähe zum Rhein, jedoch nur wenige hundert Meter entfernt vom Rathaus-Center neu gebaut wurde (CM2) (vgl. bereits Kapitel 8.2.1.2). In ihrer Innen- und Außenraumgestaltung unterscheiden sich die neue moderne Rhein-Galerie und das alte, etablierte Rathaus-Center stark. Im Laufe der Jahre wurde letzteres jedoch, gemäß des Betreiberkonzeptes, baulich immer wieder verändert und erweitert.

„Generell funktioniert das System bei der ECE so, dass die Shopbetreiber verpflichtet sind, nach zehn Jahren ihr Geschäft umzubauen und neu zu investieren, damit der Kunde neue Impulse bekommt und damit man auch am Zahn der Zeit ist, und das Geschäft nicht aussieht wie vor 20 oder 30 Jahren und es dann völlig unattraktiv ist.“ (CM3)

⁶¹ Die Rhein-Galerie befindet sich inklusive des Grundstücks im Besitz des Investors Union Investment (CM2).

Abbildung 26: Rathaus-Center Ludwigshafen

Quelle: Eigene Aufnahme

Im Rahmen einer umfangreichen Sanierungsphase aufgrund von Brandschutzauflagen wurden auch die Innenraumgestaltung und die Beleuchtungssysteme erneuert (CM3). Beleuchtung, Sauberkeit und Sicherheit werden von Seiten des Centermanagements dabei insgesamt als zentrale Gestaltungsaspekte herausgestellt (CM3). Anpassungen im Angebot des Rathaus-Centers haben sich durch Veränderungen des innerstädtischen Einzelhandels Ludwigshafens, insbesondere durch die Schließung dreier großer Kaufhäuser innerhalb einiger Jahre ergeben (CM3). Im Zuge dessen wurde das Center neu entwickelt, vergrößert und umstrukturiert und es sind auch neue Geschäfte, wie ein großes Elektronikgeschäft (Saturn) und ein Spielwarenladen (Toys“R“Us) als Ankermieter angesiedelt worden (CM3). Als Besonderheiten des Rathaus-Centers werden vom Centermanagement seine Durchgangsfunktion und die Eingliederung des Rathauses genannt:

„Die Gebäudestruktur ist so, dass es eine Eigentümergemeinschaft ist von der Stadt Ludwigshafen und einem Immobilienfond. Die Allgemeinflächen, wie zum Beispiel die Ladenstraße, das gehört beiden Eigentümern. Die ganzen Shop-Flächen gehören dem Immobilienfonds. Das Rathaus gehört zum Beispiel zu 100 % der Stadt. Aber Allgemeinflächen wie Mall, das gehört beiden Eigentümern. Es gibt ein Abkommen, dass dieser Durchgang bis 24 Uhr geöffnet ist. Wir üben aber unser Hausrecht aus, als wären wir Privateigentum.“ (CM3)

Beide Center werden von der Hamburger ECE betrieben, sind jedoch in ihrer Koexistenz auf verschiedene Nutzergruppen und vor allem Handelsschwerpunkte ausgerichtet, wodurch sie sich voneinander abgrenzen: „...die Rhein-Galerie ist sozusagen Schwerpunkt Modekompetenz, die sind sehr modelastig. Im Rathauscenter liegt der Schwerpunkt auf Nahversorgungskompetenzen, also auf Lebensmittel, Gesundheit, Gastronomie und Dienstleistung“

(CM3). Durch die Ausrichtung als Modestandort ist die Rhein-Galerie, anders als das Rathaus-Center, auf ein sehr großes Einzugsgebiet bezogen (CM2).

Abbildung 27: Rhein-Galerie



Quelle: Eigene Aufnahme

Durch die verschiedenen Angebote der Center werden zudem unterschiedliche Zielgruppen angesprochen (CM2, CM3). So ist die Zielgruppe des Rathaus-Centers...

„...eher die ganze Familie, von jung bis alt, fast schon jeder, aber nicht der junge modische Mensch, der die Klamotte für den Samstagabend kaufen will. [...]Es ist auch der Mensch, der mittelpreisorientiert ist beim Einkauf, derjenige, der irgendetwas elektromäßiges kaufen will, weil nur hier der Saturn ist.“ (CM3)

Grundsätzlich wird auch in Bezug auf die Rhein-Galerie davon ausgegangen, dass jedes Alter angesprochen werden soll (CM2). Anhand von internen Kundenbefragungen, hat sich jedoch ein Besucherschwerpunkt feststellen lassen, der „zwischen 19 und 49 Jahren“ liegt. (CM2) „Ich würde schon sagen, das Shopping-Center [d.h. die Rhein-Galerie, U.N.] ist neu, dass sich also in erster Linie junge Leute angesprochen fühlen, die up-to-date sein wollen, die modisch sein wollen“ (CM2). Die Attraktivität der neuen Angebotsstruktur der Rhein-Galerie bei jungen Nutzergruppen wird auch durch ein Ergebnis der Bürgerumfrage im Jahr 2011 unterstrichen, obwohl die Rhein-Galerie zum Zeitpunkt der Befragung erst drei Monate existierte: Das Rathaus Center hat zu diesem Zeitpunkt bei allen Befragten einen sehr großen Stellenwert. 62 % tätigen ihre täglichen Einkäufe überwiegend im Rathaus-Center, die Rolle der übrigen Innenstadt und der (noch neuen) Rhein-Galerie ist deutlich marginaler. Auffällig ist jedoch der mit 42 % vergleichsweise hohe Anteil der jungen Befragtengruppe bis 25 Jahre, bei denen die Rhein-Galerie für die täglichen Einkäufe (bereits) eine recht große Rolle spielt.

Tabelle 2: „Wenn Sie in der Ludwigshafener Innenstadt einkaufen, wo tätigen Sie überwiegend Ihre Einkäufe?“

	Rathaus Center	Rhein Galerie	Übrige Innenstadt
Stadt insgesamt	61,6 %	16,3 %	22,0 %
Bis 25 Jahre	47,2 %	42,1 %	10,7 %
26-64 Jahre	66,0 %	14,1 %	19,9 %
65 Jahre und älter	58,5 %	6,5 %	35,0 %

Quelle: Stadt Ludwigshafen 2012: Bürgerumfrage 2011 – eigene Darstellung –

8.2.4.1 Spezifische Rahmenbedingungen: Die Hausordnung

Wie in jeder Shopping Mall werden auch in beiden Centern in Ludwigshafen die Rahmenbedingungen der Raumnutzung durch die zugrunde liegende Hausordnung vorgegeben. Die Inhalte entsprechen in beinahe identischem Wortlaut denen der Europa-Galerie in Saarbrücken, was aufgrund des gleichen Betreibers nicht weiter überrascht (vgl. Kapitel 8.1.4.1).

Eine Besonderheit bei der Rhein-Galerie liegt darin, dass auch der neu entstandene Stadtplatz, der „Platz der deutschen Einheit“ zu ihr gehört, einen privaten Raum und damit den Nutzungsbestimmungen des Eigentümers unterliegt. Die Hausordnung gilt auch in diesem Außenbereich, der Sicherheitsdienst läuft auch hier Streife (CM2).

Auch im Rathaus-Center gelten besondere Bedingungen: „Die Stadt ist Miteigentümer, so dass wir eine Mischung aus privatem und öffentlichem Raum sind. Zum Beispiel gibt das einen Konflikt bei Demonstrationen [...]. Weil es eigentlich auch öffentlicher Raum ist, das weiß nur niemand, das ist ja so ne rechtliche Grenze“ (CM3). Ist die politische Öffentlichkeit aus Shopping Malls aufgrund ihres privatrechtlichen Status in der Regel exkludiert so sind in diesem Spezialfall die Grenzen nicht eindeutig.

Die Reglementierungen der Hausordnungen sind im Bewusstsein der interviewten Jugendlichen verankert: „Und in der Rhein-Galerie darf man zum Beispiel nichts essen. Also Essen von draußen mitnehmen, zum Beispiel Eis. Nicht Skaten oder Inline-Skates fahren (LU4). Ähnliches gilt für das Rathaus-Center: „Im Rathaus muss man auch vom Fahrrad zum Beispiel absteigen. Und man darf halt nicht andere Personen gefährden. Das ist da das wichtigste dann.“ (LU4)

8.2.4.2 Nutzung und Bewertung

Sowohl in der Rhein-Galerie als auch im Rathaus-Center sind viele Jugendliche zu beobachten (vgl. auch CM2, CM3). Dabei besteht eine Abhängigkeit von den Schulzeiten (CM3, CM2): „...das ist auch eine Rückmeldung der Schulen hier, dass ihre Zöglinge sich nachmittags in der Rhein-Galerie treffen, weil wir ein In-Treffpunkt sind für Jugendliche. Die finden das toll sich hier aufzuhalten.“ (CM2). Für das Rathaus-Center wird darüber hinaus ein vergleichsweise hoher Anteil Jugendlicher mit Migrationshintergrund hervorgehoben, da viele von ihnen im Stadtteil Hemshof, direkt hinter dem Center wohnen (CM3).

Nach der Eröffnung der Rhein-Galerie wurde von Seiten des Managements des Rathaus-Centers ein leichter Rückgang der jugendlichen Besucher beobachtet, was auf die höhere Aufenthaltsqualität der neuen Mall hinsichtlich Möbel und Atmosphäre zurück geführt wurde, die Jugendliche eher ansprechen (CM3). Die Einschätzungen darüber gehen allerdings bei den interviewten Jugendlichen auseinander: eine Gruppe (Mädchen) betonte, dass sie, nachdem die neue Mall eröffnet wurde, das Rathaus-Center, aufgrund mangelnder Attraktivität vor allem der ansässigen Geschäfte nicht mehr aufsuchen (LU5). Einer anderen Gruppe (Mädchen) ist die Rhein-Galerie zu voll und zu unübersichtlich und sie bevorzugen, auch aus Vertrautheit, das Rathaus-Center: „Weil das hat man seit Jahren und man hat sich an das halt gewöhnt“. (LU3) Deutlich wird, dass eine subjektive Komponente bei der Bewertung der beiden quasi-öffentlichen Räume eine Rolle spielt. Wird ein ruhiger Rückzugsraum gesucht, ist die Mall weniger attraktiv, also belebter, moderner Konsumraum zieht sie jedoch das entsprechende jugendliche Publikum an.

Ein Vorteil der beiden Center gegenüber traditionellen öffentlichen Räumen ist, wie es für jede Mall gilt, die Wetterunabhängigkeit. Das Rheinufer ist bei gutem Wetter ein beliebter Treffpunkt, bei Regen und Kälte ist es jedoch unattraktiv. Da bieten die nahen Center eine beliebte Alternative, in denen es immer angenehm temperiert und auch zu jeder Tageszeit hell ist (CM2, CM3). Gleiches gilt für das Rathaus Center: „Es ist ein Dach im Winter“ (LU1).

Die Situation des Rathaus-Centers ist jedoch zusätzlich als besonders zu werden, „weil es ein Durchgangscenter ist, ist geöffnet bis 24 Uhr“ (CM3). Die Funktion als Durchgangsraum zwischen der Innenstadt und dem Stadtteil Hemshof wurde auch von Jugendlichen betont, die das Center zum Teil nur dafür nutzen, es ansonsten aber als unattraktiv bewerten (LU3): „Ich laufe da ab und zu durch, ja, um die Bahn zu kriegen. Aber ansonsten nicht“. (LU6) Eine andere Gruppe berichtet täglich im Rathaus-Center zu sein: „Es ist ja so, dass wir hier durchlaufen müssen. Wir müssen das Rathaus passieren, damit wir auch in die Stadtmitte kommen“. (LU4)

Aspekte, die die Rhein-Galerie aus Sicht des Center-Managements attraktiv für Jugendliche machen, ist, dass sie als „hip“ und modern gesehen wird und man spreche über sie (CM2). Zudem befindet sie sich in zentraler Lage (CM2). Aus Sicht einer interviewten Gruppe Jugendlicher existieren zwei Gründe die Rhein-Galerie zu besuchen: „... entweder man geht da hin um zu chillen, also ganz normal, oder man geht halt Kleider kaufen, aber das ist eher seltener, dass man da Kleider kaufen geht. (LU1)“

Konsumraum

Als primäre und intendierte Funktionen kommen beiden Malls jene als Konsumräume zu. Ein Magnet, vor allem für männliche Jugendliche im Rathaus-Center ist der dortige Elektronikfachmarkt (LU1, LU4): „Wir gucken uns hier die Klamotten in einigen Geschäften an, Elektronikwaren im Saturn, das was halt Jugendliche so machen“ (LU4). Jugendliche werden im Rathaus-Center durchaus als wichtige Zielgruppe und als „normale“ Kunden verstanden. „Weil die kaufen auch bei TKMaxx oder bei Toys`R`us, oder bei Saturn zum Beispiel. Die kann man ja nicht komplett ausschließen, weil sie eventuell mal ne Pflanze klauen oder so (CM3)“. Ein Aspekt, der dabei thematisiert wird ist, die Tatsache, dass der Online-Einkauf erst ab 18 Jahren möglich ist, Jugendliche als auf den ortsansässigen, innerstädtischen Handel angewiesen sind. „Bis 18 müssen sie ganz normal einkaufen gehen“. (CM3) Das Rathaus-Center bietet zwar, anderes als die Rhein-Galerie, keine für Jugendliche attraktiven Angebote aus dem Modebereich „...aber der eine oder andere kauft ja trotzdem, und das ist

schon wichtig. Auch weil die ja größer werden, älter werden. Man sagt ja immer, dass viele da einkaufen, wo sie es gelernt haben, und da auch wieder zurück hin finden“ (CM3). Von Seiten des Centermanagements setzt man demnach bei Jugendlichen auf die Vertrautheit des Raumes.

„Natürlich kaufen sie meistens irgendwas, also zum Essen. McDonalds ist beliebt, Ditsch ist beliebt, die Bäcker sind beliebt. Das sind die wichtigsten drei Sachen für Essen und Trinken. Klamottentechnisch finden sie bei uns jetzt noch wenig, weil dafür ist die Rhein-Galerie prädestiniert, da können wir auch gar nicht mithalten“. (CM3)

Abbildung 28: Rathaus-Center Ludwigshafen - Innenansicht



Quelle: Eigene Aufnahme

Die Ausrichtung der Rhein-Galerie als Modestandort setzt für Jugendliche einen anderen Schwerpunkt: „Dann gehen wir durch die Geschäfte, probieren Kleider an, gucken was es so Neues zum Anziehen gibt, reden vor allem auch“. (LU5) Als Shopping-Standort stellt die Rhein-Galerie für eine Gruppe dahingehend eine erhebliche Attraktivitätssteigerung gegenüber des Rathaus-Centers dar: „Also die Rhein-Galerie gibt es ja noch nicht so lange, also wir waren schon froh als es dann die Rhein-Galerie gab (LU5)“. Das Rathaus-Center ist für sie unattraktiv geworden, da es „einfach nicht die Geschäfte“ (LU5) gäbe. Die Beobachtungen vor Ort aber auch die Interviews mit Polizei und Streetwork haben gezeigt, dass besonders dem „Hollister Laden“⁶² (PO2) eine starke Sogwirkung zukommt, auch für Jugendliche aus der Umgebung: „Die sind nicht alle aus Ludwigshafen, sondern die bekommen Geld von Mama und Papa, geh dir mal was Schönes kaufen“ (PO2).

⁶² Ein amerikanisches Modeunternehmen, das Kleidung im Surfer-Stil anbietet.

Abb. 29: Rhein-Galerie Ludwigshafen - Innenansicht

Quelle: Eigene Aufnahme

Eine Nutzung der Rhein-Galerie zum Einkaufen oder Shopping ist für einige Jugendliche die einzig vorstellbare (LU2, LU3): „Ab und zu mal muss es mal sein, dass man da irgendwie einkauft oder so. Das braucht man ja“ (LU3). Ansonsten ist dieser interviewten Gruppe die Rhein-Galerie zu belebt, denn sie suchen eher die Qualität öffentlicher Räume als Rückzugsmöglichkeit, einen ruhigen Ort, an dem sie unter sich sein können (LU3).

Rumhängen / Chillen

Es sind nicht alleine die Geschäfte, die Jugendliche in die Shopping Malls ziehen, sondern der Raum an sich. Die Geschäfte der Mall sind mit der spezifischen Funktion des Konsums belegt, längerer Aufenthalt ohne zu konsumieren oder „rumhängen“ sind nicht vorgesehen: „...das Verkaufspersonal würde auch irgendwann mal sagen, Hallo, wenn, dann halten die sich in den allgemeinen Bereichen auf...“ (CM2).

Ein längere Aufenthalt von Jugendlichen wird von Seiten des Centermanagements des Rathaus-Centers verstanden und geduldet, solange sie sich regelkonform verhalten: „Für die Jugendlichen ist es ein super Treffpunkt. Man kann sich treffen und zumindest kurzfristig aufhalten, wenn man nicht gerade lautstark auffällt“ (CM3). Bei diesen Aufenthalten würden die Jugendlichen jedoch in der Regel „Dummheiten“ machen. Diese „Dummheiten“ würden meisten an Orten stattfinden an denen sie sich nicht aufhalten sollen wie Treppenhäuser und Parkdeckebenen (CM3): „Also da, wo sie in Anführungszeichen im Dunkeln, oder zumindest erst mal eine Weile ungesehen sind. Es läuft ja nicht ständig da jemand lang“. (CM3)

„Rumhängen“ ist auch in der Rhein-Galerie eine beliebte Aktivität (CM2), „...da treffen die sich im Pulk, die laufen hier durch, die Mädchen gehen natürlich auch gerne shoppen, das sieht man dann schon, aber die sitzen dann auf allen möglichen Sitzgelegenheiten, auch in

den Treppenhäusern sind die anzutreffen“ (CM2). Die Rhein-Galerie wird von Jugendlichen in der Freizeit zum „chillen“ genutzt (LU1). Sie wird mit dem Label eines „Jugendtreffs“ (LU1) versehen, der auch als „Flirtbörse“ (LU1) und „Facebook im realen Leben“ (LU1) bezeichnet wird: „Denn dort trifft man die ganzen Jugendlichen im gleichen Alter und kommt dadurch in Kontakt. Vielleicht added man den einen in Facebook und so. So läuft das“ (LU1). Einer Gruppe männlicher Jugendlicher geht es dabei explizit darum, Mädchen kennenzulernen: „Sie wissen ja, Jugendliche sind auf Jagd, auf Beutejagd“ (LU6). Die Centermanagerin der Rhein-Galerie bestätigte diesen Aspekt:

„Das Rathaus-Center ist akzeptiert, hat aber noch einen anderen Stellenwert und ich glaube, dass das ein sehr starker Grund ist und hier sind auch eher die Mädchen. Die, die ihr Taschengeld hier ausgeben und die, die Hollister und H&M lieben und ich glaube, das zieht dann auch die Jungen hier her.“ (CM2)

Für andere sind sowohl die Rhein-Galerie als auch das Rathaus-Center schlicht etablierte Treffpunkte: „Man trifft hier Leute. Als Jugendlicher macht man eigentlich nicht sehr viel, man trifft sich eigentlich und läuft rum und erzählt, was über das Wochenende passiert ist oder so“ (LU4).

Langeweile

Langeweile und der Mangel an anderen Treffpunkten sind darüber hinaus Aspekte, die bei den Interviews mit Jugendlichen in Ludwigshafen als Gründe für den Aufenthalt in den beiden ansässigen Malls genannt wurden.

„Das ist wirklich, man weiß nicht, also vor allem die Jugendlichen, die wissen nicht was sie zu tun haben und gehen in die Rhein-Galerie und gehen ins Rathaus um da, weil die wollen jeden Tag raus, ich bin auch so, ich muss jeden Tag raus gehen, und man kann halt nicht zu fünft, zu sechst, zu siebt immer zu einem nach Hause gehen.“ (LU1)

Hier wird implizit auf einen Mangel sozial- und jugendpolitischer Maßnahmen und Angebote hingewiesen, mit deren Hilfe die Situation Jugendlicher vor allem in der Innenstadt Ludwigshafens verbessert werden könnte. Die Freizeitstätte, in der ein Interview geführt wurde, hat kurze Öffnungszeiten und schließt um sieben Uhr: „...mittags kommt man hier hin [Ludwig-Wolker-Freizeitstätte] und wenn man keinen Bock mehr auf die Freizeitstätte hat, geht man halt in die Rhein-Galerie.“ (LU1) Der Aufenthalt wird beinahe als einzige Möglichkeit dargestellt, obwohl die Rhein-Galerie nicht von allen Mitgliedern der Gruppe als attraktiv bewertet wird: „Rhein-Galerie gehe ich nicht gerne hin. Außer wenn ich wirklich nichts zu tun habe, gehe ich da wirklich ungern hin“. (LU1). Wenn es ihnen in der Rhein-Galerie zu langweilig wird, suchen sie das Rathaus-Center auf: „Und dann sitzt man da“ (LU1).

8.2.4.3 Jugendliche: Störfaktor oder Zielgruppe?

Grundsätzlich besteht für das Centermanagement jeder Shopping Mall der Konflikt, auf der einen Seite ein angenehmes Ambiente für alle Kunden, auch für Jugendliche, die über eine nicht zu vernachlässigende Kaufkraft verfügen, zu schaffen, auf der anderen Seite jedoch auch dafür zu sorgen, dass sich andere Nutzergruppen nicht durch „jugendliches Verhalten belästigt“ fühlen.

In der Rhein-Galerie werden Jugendliche nach Aussagen des Centermanagements grundsätzlich „in Ruhe gelassen“ „es sei denn, sie sind stark auffällig“ (CM2). Die Beurteilung dessen was dabei als auffällig betrachtet wird geschieht dabei auf subjektiver Ebene und richtet sich oftmals nach der Gruppengröße auf subjektiver Ebene: „Das kommt immer darauf an, wie groß so eine Gruppe ist und was die machen. Also ich gehe da nicht grundsätzlich dagegen vor, sondern nur, wenn ich das Gefühl habe, dass andere sich dadurch gestört fühlen“ (CM2). So hat sich vor den Osterferien eine Situation ereignet, von der Streetwork, Polizei und Centermanagement gleichermaßen berichtet haben (SW2, PO2, CM2):

„Wir hatten vor ein paar Monaten mal die Situation, da mussten wir tatsächlich einen ganzen Pulk von, [...], 20 oder 30, mit der Polizei rauschmeißen lassen. Das stand auch groß in der Presse, das war aber auch nötig, da mussten wir durchgreifen...“ (CM2)

„...auch so eine Situation, wo sie rumgepöbelt haben, wo sie sich mit 30, 40 Mann versammelt haben und wo sie Plätze belegt hatten im Food Court und die Leute, die etwas essen wollte, haben keinen Platz gefunden. Und dann haben die herum krakehlt und rumgeschrieben und das ist nicht in Ordnung in dem Moment. Und Sie wissen, wie das ist, das ist eine Gruppe Halbstarker, wenn der Sicherheitsdienst dann kommt, spielt der eine sich auf und der nächste will dann auch seinen Senf dazugeben und da muss man recht vorsichtig sein und das war nicht da erste Mal und deshalb haben wir mit Hilfe der Polizei ein Exempel statuiert und haben sie rausgeschmissen. Das ist auch ein denkwürdiges Ereignis, das ist danach dann erst mal nicht mehr passiert.“ (CM2)

Den betreffenden Jugendlichen wurde ein Hausverbot ausgesprochen, auch jenen, die nicht direkt beteiligt waren (SW2), was wiederum zu Leserbriefen in der Presse geführt hat „...warum jetzt dort unbescholtene Jugendliche mit Maßnahmen der Polizei überzogen werden. Das ist sehr, sehr schwierig“ (PO2). Die Beurteilung dessen, welches Verhalten wann geahndet wird ist in diesem Fall subjektive Ermessenssache. Die Polizei wurde hinzugezogen da es im Center, um die „Durchsetzung privater Rechte“ ging, konkret um die Durchsetzung eines Platzverweises (PO2).

Über diesen Vorfall hinaus gibt es laut Center Management ab und zu Probleme mit Jugendlichen. Dabei geht es entweder um „Vandalismus“ in Form der Zerstörung fremden Eigentums „des Investors“, oder das „Auftreten im Pulk“, „...aber da sind keine Mädchen dabei, da sind in der Regel nur Jungs, und dann ist es dieses, wie soll ich das denn nennen, dieses Gockelgehabe, wo sie sich in der Gruppe schubsen und so weiter und dann andere belästigen“ (CM2). Dabei werden die „eigentlichen Kunden“ (CM2) belästigt. „Also die sind nicht nur laut, sondern die pöbeln auch die Leute an, teilweise ganz massiv mit Frechheiten, wo dann auch schon einige Beschwerden bei uns waren und die sagen, Mensch, muss das sein, da kann ich jetzt nicht mehr hergehen“ (CM2).

Bestimmtes Verhalten wird bis zu einem gewissen Zeitpunkt geduldet, so zum Beispiel der (eigentlich nicht erwünschte) Aufenthalt in den Treppenhäusern der Rhein Galerie

„Also sagen wir mal so, es wird ab dem Moment nicht mehr geduldet, wo Vandalismus entsteht, das passiert manchmal, auch Jugendliche rauchen, Jugendliche nehmen Essen zu sich, trinken etwas und wenn die dann alles dort liegen lassen oder die Zigarettenkippen an den Wänden ausdrücken, was leider auch schon passiert ist, dann greife ich auch ein, dann schmeiße ich die auch raus. Weil das gehört sich nicht, das ist fremdes Eigentum und das müssen die auch respektieren. Wenn die

sich in der Shopping-Mall aufhalten auf den allgemeinen Plätzen und niemanden belästigen, dann habe ich auch kein Problem damit. Es wird nur dann kritisch, ich sage mal, wenn die mit 30, 40 Mann irgendwo auftreten und man merkt, dass andere Kunden, die ja das Geld da lassen, sich unwohl fühlen.“ (CM2)

Auch für das Rathaus Center gilt, dass die Wahrnehmung Jugendlicher als Störfaktor zum einen abhängig von ihrem Verhalten, zum anderen von der Größe der Gruppe, in der sie sich im Center aufhalten ist:

„Wenn sie einfach nur dasitzen in den Cafés oder, wir haben eine kleine Treffpunkt-bühne, eine Treppe, da sitzen auch immer welche und essen, trinken, unterhalten sich, das ist okay. Aber wenn es eine größere, laute Gruppe wird, also eher von Jungs, anstatt von Mädchen, das ist dann manchmal schwierig.“ (CM3)

Größere Gruppen werden vom Sicherheitsdienst getrennt: „Weil wir nicht wollen, dass sie laut sind, dass sie die Leute anpöbeln, dass sie sich irgendwelche Dummheiten ausdenken, oder dass die Kunden, die normal einkaufen, Angst kriegen, weil vier, fünf Jugendliche zusammen stehen und sich laut unterhalten“ (CM3). Frühes Eingreifen soll verhindern, dass die Gruppen noch größer werden und sich andere Nutzer gestört fühlen und letztendlich dem Center als Kunden verloren gehen würden.

„Es ist ein Einkaufszentrum, ein Familiencenter. Hier wollen Familien einkaufen und die fühlen sich ja gestört, oder wenn ältere Leute hier reinkommen, die fühlen sich halt gestört. Die trauen sich natürlich nicht, die Jugendlichen anzusprechen. Die gehen dann lieber weg.“ (CM3 Wachmann)

Verstärkt wird die Situation durch die hohe Frequentierung des Rathaus-Center aufgrund seiner Funktion als Durchgangsraum zwischen dem Stadtteil Hemshof und der Fußgängerzone. Die Passage ist bis 24 Uhr geöffnet ist. „...dadurch, dass es ein Durchgangszentrum ist, sind alle dazu angehalten, durch zu laufen und nicht sich zu irgendwelchen Gruppen zusammen zu schließen und rumzugammeln.“ (CM3) An die Nutzer werden spezifische Verhaltenserwartungen gestellt. Dazu zählt es auch die Möblierung des Centers nicht in anderer als der ihnen bestimmten Funktionen zu nutzen. So sind im Rathaus-Center beispielsweise Massagesessel installiert, in denen sich Kunden durch das Einstecken von zwei Euro massieren lassen können. Die Nutzung der Sessel ohne Massagefunktion wird nach Angabe des Center zunächst meist geduldet: „Wenn einer drin schläft, schicken wir ihn weg, manchmal schicken wir die Jugendlichen auch weg, wenn sich jetzt aber einer mal kurz ausruhen will, dann okay. Aber Jugendliche weg“. (CM3) Durch die Besetzung durch Jugendliche wird zum einen die eigentliche Funktion verhindert zum anderen andere Nutzer vertreiben: „...deswegen räumen wir die, damit die alten Leute ohne Komplikationen dorthin kommen können und sich nicht erst auf irgendeine Diskussion mit denen einlassen müssen. Die sprechen einen irgendwo in der Ladenstraße an und sagen "es ist immer besetzt dort" (CM3 Wachmann).

Auch darüber hinaus werden verschiedenen Verhaltensweisen identifiziert, die geahndet werden.

„Manche gehen sogar durch die Ladenstraße und spucken auf den Boden, so als wären sie draußen. Dann gibt es auch welche, wir haben ja hier auch Parkebenen, die auch von außen zugänglich sind, die sind nachts nicht verschlossen, das heißt, rund um die Uhr kommt man immer auf die Parkebenen, da kann man rumlungern und Kiffen, oder mal mit Handy und Musik und Sekt, oder was die sonst so trinken, und gucken dann runter und rauchen eine und trinken Alkohol.“ (CM3)

Gerade durch die Durchgangsfunktion kommt es im Rathaus-Center zu Fällen von Vandalismus, wobei diese als Extremfälle betrachtet werden:

„Was schon mal vorkommt, ist zum Beispiel, dass die auf die Idee kommen und eine Bank raus tragen, raus aus dem Center, irgendwo hin, zum Beispiel dann klauen. Das sind so üble Fälle. Oder, wir haben so Leuchttäble mit Wegweisern, dass die eingetreten werden, das passiert so einmal im Quartal. Oder das Blumen herausgerissen werden.“ (CM3)

Auch auf den Wegen des Außenbereichs um das Rathaus-Center ist die Aufrechterhaltung von Sauberkeit ein wichtiges Anliegen: „Dort stehen die auch mal gerne rum und rauchen, oder treffen sich, oder machen irgendwelche dummen Sachen. Oder sie spucken.“ (CM3)

Diese Delikte stehen im Widerspruch zum Bestreben des Centermanagements einen attraktiven Raum mit Aufenthaltsqualität zu schaffen. „Die Centermöblierung geht dahin, Sitzmöglichkeiten zu machen mit Lederbezug, und alles ein bisschen schöner, aber das kann man hier gar nicht machen“. (CM3) Es wird erwartet, dass eine hochwertige Ausstattung schnell zerstört würde. Hier liegt ein weiterer Unterschied zur Rhein-Galerie. Durch die Durchgangsfunktion des Center muss die Möblierung des Raumes, an die Bedingungen der Nutzung angepasst werden.

Ebenfalls als Problem im Rathaus-Center wird die Zerstörung von Dekoration gesehen: „...wenn Dekorationen im Center sind, wie Weihnachten, und es gibt Weihnachtsbäume - wir haben ungefähr 60 - mit Schmuck. Das beliebteste ist, eine Kugel mitzunehmen, und sie draußen vor der Tür wieder hinzuschmeißen“. (CM3) Gerade am Beispiel dieser Weihnachtsdekoration, wird das Spannungsverhältnis zwischen privatem und öffentlichem Raum deutlich. Die Dekoration kann als Sinnbild dafür verstanden werden, einen atmosphärischen Raum des Wohlfühlens zu schaffen, in genau der Weise, wie dies auch in (zumindest vielen) westlichen Privathaushalten geschieht.

Auch Diebstahldelikte werden vom Centermanagement des Rathaus-Center als problematisch thematisiert, die jedoch nicht ausschließlich von Jugendlichen, sondern auch von Erwachsenen verübt werden (CM3). Vor allem der ansässige Lebensmittelmarkt sei Schwerpunkt von Diebstählen, oftmals von Gruppen jüngerer Mädchen oder Jungen (CM3). Dabei zählen oftmals Alkohol, aber auch kleinere Produkte wie Kaugummis oder Schokolade zur Beute. „Vieleicht sind das Mutproben oder sowas. Weiß man nicht. Die sind auch teilweise Junggruppen, kleine Junggruppen. Das Alter kann man nicht so einschätzen, vielleicht zwischen acht und zwölf, die frech sind, wo der Eine dem Anderen was beweisen will, das merkt man. Fast immer mit Migrationshintergrund“. (CM3) Das es sich um Jugendliche mit Migrationshintergrund handelt lässt sich allerdings auf die Lage des Rathaus-Centers zurückführen.

Der Sicherheitsdienst in beiden Shopping Malls ist damit betraut die Hausordnung und damit auch Maxime von Sicherheit und Sauberkeit durchzusetzen. Aufgrund des privaten Hausrechts kann er bei Verstößen Hausverbote aussprechen.

In der Rhein-Galerie geschieht dies selten und vor allem aufgrund von Diebstahldelikten geschieht (CM2). Schwierigkeiten gibt es jedoch mit dem Respekt von Jugendlichen gegenüber dem Sicherheitsdienst „...mein Objektleiter, der ist jetzt auch schon etwas älter, schon über 60 würde ich sagen, und was einerseits gut ist, das hat schon auch was mit Respekt zu tun, aber andererseits akzeptieren die den natürlich nicht wirklich“. (CM2)

Der Sicherheitsdienst im Rathaus-Center wird nach Einschätzung des Centermanagements, im Vergleich zu anderen Centern, überdurchschnittlich häufig tätig.

„Das sind dann Sachen wie Streitigkeiten, die geschlichtet werden müssen, oder Beobachtung von Diebstahl und dann Festnahme und Polizei rufen. Wenn Jugendliche irgendwelche Dummheiten machen, wie mit dem Fahrrad durchs Center fahren, was auch nicht erlaubt ist, oder rumschreien.“ (CM3).

Die Maßnahmen richten sich jedoch nicht ausschließlich gegen Jugendliche. „Das ist total gemischt“ (CM3/ Sicherheitsdienst). Zudem kennt der Sicherheitsdienst „seine Pappenheimer“ (CM3), da das Rathaus-Center durch seine Durchgangs- und Nahversorgungsfunktion sehr viel Stammkundschaft hat (CM3). Auch den Jugendlichen ist der Wachdienst persönlich bekannt: „Die haben einen Disput, dann werd ich gerufen, die sehen mich und dann sagen die ist gut“ (CM3/ Sicherheitsdienst). Andererseits berichtet der Mitarbeiter des Wachdienstes auch von einer Resistenz der Jugendlichen gegen seine Anweisungen, man müsse jeden Tag das gleiche predigen (CM3 / Sicherheitsdienst). „Die fahren mit den Rollschuhen durch das Center, mit den Rollern durchs Center. Die wissen es alle genau. Die fahren so lange, bis sie jemanden von uns sehen, dann steigen sie sofort ab und wenn se den nicht mehr sehen, dann steigen se wieder auf“. (CM3 / Sicherheitsdienst) Von Seiten des Sicherheitsdienstes wird eine deeskalierendes Vorgehen betrieben und das Bemühen „die Sprache der Jugendlichen“ zu sprechen: „Und dann reden die auch mit dir ganz normal“. (CM3/ Sicherheitsdienst). Das Verhalten Jugendlicher wird in Abhängigkeit vom Alter gesehen: „Aber je älter sie werden, desto ruhiger werden sie. Das ist Fakt. Ich denke, das ist die pubertäre Phase, von 14 bis 18, beweisen, dicke machen, dies, das und jenes. Es ist immer ein Rädelsführer dabei. Normal.“ (CM3 Wachmann) Dennoch ist der Sicherheitsdienst bestrebt frühzeitig durchzugreifen, „...weil sonst denken die, wir machen mal und morgen wieder“. (CM3/ Sicherheitsdienst) In gewisser Weise werden dabei auch pädagogische Maßnahmen durchgeführt: „Die stehen auf dem Fluchtbalkon und spucken runter. [...] Und dann spucken die vom Balkon runter auf die Autos, und das haben wir dann waschen lassen. Die kriegen einen Eimer Wasser und dann müssen sie Auto putzen, fertig aus.“ (CM3/ Sicherheitsdienst)

Das private Hausrecht gibt dem Centermanagement die Möglichkeit bei Fehlverhalten Hausverbote zu verhängen, jedoch nur „wenn wirklich einer was gemacht hat, wenn er dabei erwischt worden ist, zum Beispiel bei Diebstahl.“ (CM3). Zunächst werden durch den Sicherheitsdienst in der Regel Verwarnungen ausgesprochen und sie werden „für den Moment“ aus dem Center verwiesen. Ein „es ist gut für heute“ reicht in vielen Fällen aus, so der Sicherheitsdienst (CM3 /Sicherheitsdienst). Dass unnötiger Aufenthalt im Center verboten ist, ist den Jugendlichen in der Regel bekannt, es wird sich jedoch regelmäßig darüber hinweg gesetzt (CM3 / Sicherheitsdienst). „Aber die wollen immer haben, dass du so hart bist, da hin gehst und sagst "Tschüss, Feierabend. (CM3/ Sicherheitsdienst). Bei Diebstahldelikten wird jedoch in der Regel ein Hausverbot für ein Jahr verhängt (CM3).

Auffällig ist die Wahrnehmung der intendierten Funktionen und Reglementierungen in der Rhein-Galerie durch eine Gruppe Jugendlicher „Ja, man muss auch sagen, die Rhein-Galerie ist ja auch eigentlich kein Ort zum Chillen, zum Sitzen, sondern eher ein Einkaufscenter. Man geht hin ums sich was zu kaufen, vielleicht setzt man sich auch rein, isst ein Eis oder da gibt's halt viele Restaurants“ (LU1). Die Konsumfunktion, die ausschließliche Nutzung des Food Courts durch zahlende Kunden scheinen sie verinnerlicht zu haben. Wobei eine Veränderung der Durchsetzung dieser gewünschten Nutzungsweise beschreiben wurde: „Ach so ja, also früher konnte man da einfach so rumsitzen, halt sich unterhalten mit seinen Freunden aber mittlerweile wenn man nichts kauft, zu trinken oder zu essen, da wird

man auch mittlerweile rausgeschmissen.“ (LU1). Dieses Vorgehen wird innerhalb der Gruppe jedoch ambivalent bewertet. Einerseits trifft es auf Verständnis: „Ich meine da hocken welche, die kaufen nichts, hocken einfach nur da und dann kommen welche die wirklich Geld dort lassen, die haben dann halt keinen Sitzplatz da. Und das ist dann halt schon Scheiße“ (LU1). Andererseits wird es eher als Schikane gegen die Anwesenheit Jugendlicher wahrgenommen und gewertet: „Die haben da voll viele Sitzplätze! Nur die wollen unsere Gruppen nicht dort. Fertig.“ (LU1)

Die Präsenz des Sicherheitsdienstes in der Rhein-Galerie ist den interviewten Jugendlichen durchaus bewusst: „Aber hauptsächlich halten sie sich da hinten auf, da wo die Handys sind, weil die meisten Jugendlichen, die schauen sich das an und natürlich denkt man sich, vielleicht steckt er es ein, vielleicht auch nicht. Deswegen stehen da auch ein, zwei Leute vorne“ (LU6). Der Sicherheitsdienst ist Teil der Ordnungsstruktur des Raumes und seine Präsenz wird auch von Seiten dieser interviewten Jugendlichen über eine „potentielle Kriminalität“ Jugendlicher in Verbindung mit einer günstigen Gelegenheitsstruktur, die sich dafür in der Mall bietet, legitimiert.

9 Schlussbetrachtung: Jugendliche in „öffentlichen“ Räumen

Im Folgenden werden zentrale Ergebnisse aus den Fallstudien im Hinblick auf die Forschungsfragen noch einmal zusammengefasst. Dabei werden die theoretischen Hintergründe aus der dargestellten Raumtheorie und der Theorie öffentlicher Räume integriert.

Wie im vorangegangenen Kapitel ausgeführt, sind in Hinblick auf die Aneignung von Jugendlichen in „öffentlichen“ Räume, Unterschiede hinsichtlich Raumwahrnehmung und Raumnutzung zwischen den Untersuchungsorten festzustellen. Die Auswahl der Untersuchungsorte erfolgte aufgrund vergleichbarer Einwohnerzahlen und aufgrund des Aspektes, dass in beiden Städten in etwa zur gleichen Zeit eine neue innerstädtische Shopping Mall eröffnet wurde, aber auch aufgrund ihrer ansonsten starken Differenzen hinsichtlich Struktur und Charakteristika.

Es wird im Folgenden kein direkter Vergleich der Untersuchungsorte vorgenommen, denn Ludwigshafen und Saarbrücken besitzen ganz individuelle Charakteristika. Sichtbar wird dies bereits, auf den konkreten Forschungszusammenhang bezogen, an den ganz unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen der städtebaulichen Entwicklungskonzepte, die wiederum auf differenzierte vorliegende Rahmenbedingungen Bezug nehmen. So geht es beispielsweise im städtebaulichen Entwicklungskonzept der Stadt Saarbrücken vor allem darum, die Art der Nutzungen öffentlicher Räume und deren konkrete Ausgestaltungen zu bestimmen. In Ludwigshafen ist das Ziel vielmehr, dass der Raum insgesamt belebt und die Attraktivität erhöht wird.

9.1 Qualitäten öffentlicher Räume

Vor dem Hintergrund der Hypothese, dass ein Wandel öffentlicher Räume Auswirkungen auf die innerstädtischen urbanen Möglichkeitsräume Jugendlicher hat, stellten sich in der vorliegenden Arbeit zunächst die folgenden Fragen: Welche Möglichkeiten bietet der öffentliche Raum der Stadt Jugendlichen? Wo treffen sich Jugendliche im öffentlichen Raum? Wie und wofür nutzen sie ihn?

Mobilität: Unterwegssein

Sowohl den zentralen Plätzen, als auch den Fußgängerzonen kommt in beiden Fallstudien unter anderem die Funktion eines Durchgangsraumes zu. Auch das Rathaus-Center in Ludwigshafen besitzt aufgrund seiner räumlichen Situierung als Verbindungsraum zwischen der Innenstadt und einem angrenzenden Stadtteil für viele Jugendliche eine solche Funktion. Vielfach werden sie in erster Linie durchquert.

Diese Flüchtigkeit der Raumnutzung, die Nutzung als „Mittel zum Zweck“, könnte es nahe legen, den Räumen eine gewisse Bedeutungslosigkeit zuzusprechen. Das Unterwegssein an sich spielt jedoch in der Freizeitgestaltung Jugendlicher eine große Rolle (Wüstenrotstiftung 2009). Öffentliche Räume wirken als Verbindungsräume zwischen verschiedenen „Inseln“ auf denen sich das Leben Jugendlicher abspielt (vgl. Kapitel 3.2.1), sie dienen der Vernetzung von Orten. Greift man den von Muchow (1980) eingeführten Begriff des „Streifraumes“ auf und überträgt ihn auf Jugendliche, so lässt sich auch die Bedeutung des Unterwegsseins als Erschließung öffentlicher Räume verstehen. Das Unterwegssein ist auch eine Suche

nach Neuem, nach Spannendem, ein Mittel gegen die Langeweile und eine Möglichkeit der spontanen Interaktion. Es ist gekennzeichnet durch Unbestimmtheit und Flexibilität.

Treffpunktfunktion: Zentralität, Anbindung und die Flucht vor der Langeweile

Vor allem den zentralen Plätzen mit guter Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr kommt eine Treffpunktfunktion zu. Dies ist Ergebnis beider Fallstudien. Der Bahnhofsvorplatz in Saarbrücken und der Berliner Platz in Ludwigshafen sind genau solche Räume. Diese hoch frequentierten Durchgangsräume bieten Jugendlichen gleichzeitig auch eine Form der Anonymität.

„...in der Öffentlichkeit ist man auch gleichzeitig anonym, das ist diese Anonymität in der Öffentlichkeit, wenn man jetzt nicht grad, wie gesagt, Punker gibt's jetzt kaum noch, wenn man nicht grad irgendwie punkmäßig in Erscheinung tritt, fällt man da nicht auf, wenn die da auf der Treppe sitzen könnten es eben so gut welche sein, die jetzt auf den Bus warten und weiter fahren, aber wenn wir da sind und länger verweilen und das ganze beobachten, dann sieht man die warten eben nicht auf den Bus sondern, ja, die hängen da nur ab.“ (SW1)

Durch das hohe Passantenaufkommen und die Fluktuation sind Jugendliche, auch in Gruppen, weniger auffällig. So kann die Anonymität der Öffentlichkeit auch für einen Rückzug genutzt werden. Zumindest wenn Jugendliche sich nicht offensichtlich „abweichend“ verhalten, ist ihre Sichtbarkeit aus diesem Grund nicht überdurchschnittlich hoch. Anders gestaltet es sich jedoch in den Abendstunden. Wenn Treffen zu Zeiten stattfinden, in denen die Nutzung durch andere Personengruppen nicht mehr hoch ist und Jugendliche, wie auf dem Berliner Platz in Ludwigshafen, die hauptsächlichen Nutzer sind, kombiniert mit einer hohen Gruppengröße und lautstarkem Verhalten, steigt deren Sichtbarkeit zwangsläufig an, was wiederum Konfliktpotentiale bergen kann.

Mit ihrer Funktion als Treffpunkt stellen öffentliche Räume gleichermaßen einen Ort der Interaktion, vornehmlich zwischen Jugendlichen selbst, und einen Ort des Rückzugs dar. Welche Funktion der betreffende Raum erfüllt ist zum einen davon abhängig, wo dieser Treffpunkt situiert ist und zum anderen zwischen wem Treffen stattfinden. Gerade hinsichtlich Jugendlicher Szenen sind die Anforderungen an öffentliche Räume, die eine Treffpunktfunktion erfüllen sollen, anderes gelagert. In Bezug auf die Skater Szene sind z.B. gleichsam bauliche Strukturen erforderlich, die die Ausübung des Hobbys erlauben. Anderen Szenen wie der „Emo-Szene“ ist Ruhe und Abgeschlossenheit wichtig, da sie, nach eigenen Angaben, unter sich sein wollen und mit ihrem Aussehen bewusst nicht polarisieren wollen.

Grundsätzlich ist es so, dass Treffpunkte heute zunehmend auch über Mobiltelefon, Internet und soziale Netzwerke verabredet werden. Einen Ort in der Stadt, an dem man ohne vorherige Absprache garantiert immer jemanden trifft, so wie der Berliner Platz in Ludwigshafen beschrieben wurde, ist damit nicht mehr zwingend notwendig: „Die haben doch Handys. Man kann doch anrufen.“ (LU1). Diese Art der Verabredung ist selbstverständlich: „Es gibt heutzutage Facebook (LU1)“. So können virtuelle Räume als Ergänzung zu den traditionellen Räumen dienen. Zentrales Beispiel für die zunehmende Mediatisierung und Digitalisierung gesellschaftlichen Lebens und vor allem des Lebens von Jugendlichen ist das soziale Netzwerk Facebook: Verabredungen werden über Facebook getroffen und auch Initiativen für Raum, so hat das Beispiel der Skaterszene in Saarbrücken gezeigt, können über die sozialen Netzwerke des Internet organisiert werden.

Bereits in Kapitel 3.2 ist darauf verwiesen worden, dass es wichtig ist, dass Treffpunkte selbst gewählt sind und sein sollen. In Ludwigshafen wurde von den Sozialarbeitern von Bestrebungen der Stadt berichtet, alternative Räume für Jugendliche zu schaffen. In Mundenheim, einem Stadtteil von Ludwigshafen, befand sich zum Zeitpunkt des Interviews eine Jugendfreizeitanlage in Bau: „Also im Moment machen sie gerade so einen schönen Bolzplatz, dann weiß ich nicht genau, was das ist, so U-förmig, eine Gitterbox mit Steinen“ (SW2). Dieser abgetrennte, funktionsgebundene Raum, abseits der Innenstadt, soll als neuer Freizeitraum dienen. „Lärmschutz, Sichtschutz, was da jetzt rein soll, weiß ich nicht, die sind im Moment da am bauen. Aber das Ding wird ein Flop, ein absoluter Flop. Ich rege mich immer nur so darüber auf, weil das ist so blinder Aktionismus und mit Bürgerbeteiligung angeblich“ (SW2). Gerade auch in Beispielen der Praxisforschung (vgl. Kapitel 3.1.6) ist deutlich geworden, dass öffentliche Räume flexibel und offen sein müssen, um Jugendlichen Aneignungsmöglichkeiten zu bieten. Zudem wird nicht jeder öffentliche oder öffentlich nutzbare Raum als attraktiver Treffpunkt wahrgenommen: Der zusammen mit der Rhein-Galerie in Ludwigshafen neu gebaute „Platz der deutschen Einheit“, wurde von Jugendlichen in er in Kapitel 8.2.1.2 erwähnten Bürgerumfrage mit einem deutlich geringeren Freizeitwert und einer geringeren Attraktivität assoziiert als dies bei älteren Befragten der Fall war. Um relevante Freizeiträume zu produzieren reicht nicht alleine die Herstellung eines materiell physischen Raumes. Wird der Raum von der betrachteten Nutzergruppe nicht mit einer sozialen Bedeutung versehen, wird hier auch keine relevante „räumliche Praxis“ zu beobachten sein.

Kevin Lynch hat in seiner Studie „Growing up Cities“ (vgl. Kapitel 3.1.2) die Bedeutung der Nutzung zentraler öffentlicher Räume als Mittel gegen Langeweile betont. Der Aspekt der Langeweile wurde vor allem in Interviews in Ludwigshafen als ein Grund für den Aufenthalt in den unterschiedlichen öffentlichen und „quasi-öffentlichen“ Räumen betont. Verödung und die Betonung des Mangels sind ein Teil der Logik der Stadt und Bestandteil der Bedeutungszuschreibung und des Wissens Jugendlicher. Die Innenstadt und die verfügbaren Angebote werden als unzureichend und langweilig beschreiben. So wird auch das Angebot, das die Jugendfreizeitstätte in Ludwigshafen, als institutionalisierter Raum, bietet als eher uninteressant eingeschätzt: „Hier kann man eigentlich auch nicht viel machen. Hier kann man Billard spielen und Tischtennis spielen“ (LU1) Eine stark zunehmende Erlebnisorientierung und Eventfokussierung ist auch den Jugendlichen selbst bewusst:

„Aber mit Billardspielen und so müsste eigentlich reichen. Aber es muss schon, also wir leben im Jahr 2013, Mann, also wir sind schon so weit entwickelt, dass dieses Billardspielen schon was Kleines ist. Verstehst Du? Es muss vielfältiger sein, damit die Leute auch von den dummen Gedanken wegkommen. Es muss sie anziehen. Aber das zieht keinen hier an.“ (LU1)

Zudem werden die Öffnungszeiten der Freizeitstätte als zu kurz eingeschätzt. Eine Alternative bieten öffentliche Räume, wobei deren Nutzung nicht immer regelkonform verläuft. Abweichendes, bis hin zu kriminellem Verhalten, wird mit Langeweile begründet:

„In unserem Alter ist man auch dazu gereizt irgendwas zu tun, damit man so diesen Adrenalinstoß bekommt, da ist jetzt vielleicht ein bisschen übertrieben, man will halt vielleicht ab und zu Scheiße bauen und vor der Polizei wegrennen und so, das ist so. Es bietet sich halt an, wenn wir nichts anderes zu tun haben. Also ehrlich gesagt, macht es uns Spaß. Sozusagen.“ (LU1)

Entspannung, Rückzug und Sport: Grün- und Freiflächen

Wulf Tessin (2011: 77ff.) beschreibt die Funktionen von Freiräumen mit dem Begriff des „locus amoenus“: „Der locus amoenus ist ein Ort, der sich von seiner Umgebung dadurch positiv auszeichnet, dass er zum Verweilen einlädt“ (Tessin 2011: 77). Er ist ein Ort des Wohlfühls, des Angenehmen und der Entspannung. Gerade diese Funktionen erfüllen vor allem die Saarwiesen in Saarbrücken und das Rheinufer in Ludwigshafen. Sie sind Grün- und Freiflächen, die von Jugendlichen, vor allem in den Sommermonaten, intensiv und gerne genutzt und als entspannte und „gechillte“ Rückzugsräume beschreiben und beobachtet wurden. Etwas abseits von den höher frequentierten Durchgangsräumen der Innenstädte, aber immer noch zentral gelegen und gut erreichbar bieten sie Ruhe und genügend Freiraum um auch in größeren Gruppen „rumzuhängen“.

Gerade auf den Saarwiesen war die für viele Parkanlagen typische Mischung ganz unterschiedlicher Nutzergruppen zu beobachten (Wüstenrot-Stiftung 2003). Die Gruppen, zum Teil zugehörig zu verschiedenen jugendlichen Subkulturen (Punks, Emos, Skater), bleiben dabei unter sich. Das Nebeneinander der verschiedenen Gruppierungen ist jedoch konfliktfrei. Mit Ausnahme eines Grillverbotes und dem Hinweis, die Flächen sauber und Hunde an der Leine zu halten, gibt es auch keine Nutzungseinschränkungen oder Verbote.

Der Bürgerpark in Saarbücken unterscheidet sich in seinen Qualitäten, bedingt durch seine physisch materielle Struktur. Er ist weniger Freiraum, im Sinne einer freien unmöblierten Fläche, als vielmehr ein Rückzugsraum, der sich durch seinen Nischencharakter und seine Uneinsehbarkeit auszeichnet. Auch eine Nutzungsmischung verschiedener Gruppen ist hier weniger zu beobachten. Zentrale Funktion kommt dem Bürgerpark für die jugendlichen Subkulturen, vor allem die Skater zu, da dort ein, wenn auch als minderwertig eingestuft, Skaterplatz vorhanden ist (vgl. Kapitel 8.1.2.1). Damit stellt er sowohl einen Treffpunkt, als auch einen Sportraum dar. Für die Gruppe der „Emos“ dient der Bürgerpark als Rückzugsort, an dem sie, stärker als in anderen öffentlichen Räumen, unter sich sein können. Die Erfahrung und das Erleben von Konflikten in anderen Grünräumen, bedingt bei ihnen eine situative Änderung der Treffpunkte, das Aufsuchen neuer, ungestörter Orte.

Place Identity: Einschreibungen in den Raum

Öffentliche Räume sind Identifikationsräume. In beiden Fallbeispielen wurden Räume in den Interviews als „Wohnzimmer“ bezeichnet und wahrgenommen. Der Bürgerpark in Saarbrücken von der Gruppe der Skater und der Berliner Platz in Ludwigshafen von jener Gruppe, die sich bereits seit Jahren an diesem Ort trifft. Diese identifikatorische Bindung an einen Raum wirkt sich sowohl auf regelmäßige und alltägliche Nutzungen, als auch auf die Wahrnehmung der entsprechenden Räume aus.

Als Erklärungsmodell kann in diesem Zusammenhang das Konzept der „Place-Identity“, der Ausbildung ortsgebundener Identitätskonstruktionen dienen, dass aus der Umwelt- und Sozialpsychologie stammt. Der Begriff greift den Aufbau von Beziehungen zu gebauten Räumen auf. Prohansky et al. Beschreiben place-identity wie folgt: „...it is a sub-structure of the self-identity of the person consisting of, broadly conceived, cognitions about the physical world in which the individuals live. These cognitions represent memories, ideas, feelings, attitudes, values, preferences, meanings, and conceptions of behaviour and experience which relate to the variety and complexity of physical settings that define the day-to-day existence of every ‚environmental past‘ of the person“ (Prohansky/Fabian/Kaminoff 1983: 59). Erfahrungen und Erinnerungen, in gewissem Sinne die Bedeutungsebene des gelebten

Raumes in der Theorie Lefebvres, spielen für die Ausbildung identifikatorischer Bindungen an spezifische Räume die zentrale Rolle. Es entwickelt sich ein Zugehörigkeitsgefühl, eine Bindung an einen bestimmten Raum. Die identifikatorische Bindung an den Raum wird jedoch nicht alleine von eigenen Erfahrungen, Erlebnissen und Bedeutungszusammenhängen beeinflusst, sondern auch von den Erfahrungen anderer, die eventuell Teil des eigenen Wissensvorrates sein können. Nicht nur die kognitiven Elemente spielen bei der Ausbildung einer „Place Identity eine Rolle“, sondern auch gesellschaftlich anerkannte Werte und Normen, die mit dem Raum verbunden sind: „Within any one of these settings are activity relevant differentiations of the space that are defined by what individuals are expected to do at particular time neither alone or with other individuals“ (Proshansky et al. 1983: 63). Place-identity beeinflusst die Wahrnehmung, Bedeutung und Nutzung von Räumen und damit auch das Wohlbefinden in diesen Räumen.

Zu betonen sind jedoch Unterschiede zwischen verschiedenen sozialen Gruppen, angefangen bei Alter und Geschlecht. „This means that place-identities of different ethnic, social, national and religious groups in a given culture should reveal not only different uses and experiences with space and place, but corresponding variations in the social values, meanings, and ideas which underlie the use of those spaces“ (Proshansky et al. 1983: 64). Aus diesem Zusammenhang lassen sich wiederum die aus unterschiedlichen Nutzungsinteressen und Nutzungsweisen resultierenden Konflikte, zum Beispiel eben jene zwischen Erwachsenen und Jugendlichen, erklären.

Die Ausbildung der eigenen und auch diejenige räumlicher Identitäten ist Teil der Sozialisation. „It grows out of direct experience with the physical environment; these experiences in turn become modified and transformed by cognitive processes and the effects of still other subsequent direct experiences with the physical environment“. (Proshansky et al. 1983: 62) Die Erinnerungen, Werte und Gefühle, die mit Räumen verbunden werden, sind den jeweiligen Subjekten dabei nicht unbedingt bewusst (Proshansky et al. 1983: 63). Werden der Bürgerpark in Saarbrücken und der Berliner Platz in Ludwigshafen als „Wohnzimmer“ beschreiben, werden sie implizit mit Attributen wie Vertrautheit, Gemütlichkeit und Wohlbefinden versehen. Diese Identitäten der Räume sind dabei jedoch individuell von einzelnen Subjekten ausgebildet und müssen von anderen Nutzern so nicht wahrgenommen werden. Gerade im Hinblick auf den Berliner Platz zeigt sich, wie das Gefühl der Place-Identity auch das Empfinden von Sicherheit bedingen kann. Obwohl der Platz insgesamt als Brennpunkt der Stadt gilt, kann die Vertrautheit mit den anwesenden Personen dies kompensieren und das Wohlfühlgefühl des „Wohnzimmers“ vermitteln. Auch in Bezug auf das Rathaus-Center, die ältere Shopping Mall in Ludwigshafen, lässt sich eine Art Place Identity feststellen. So betont eine Gruppe interviewter Mädchen ihre klare Präferenz des Rathaus-Centers gegenüber der Rhein-Galerie, da sie diese seit jeher kennen und der Raum ihnen, im Gegensatz zum neuen Raum der Rhein-Galerie, vertraut ist (vgl. Kapitel 8.2.4.2).

Der Begriff der Identität lässt sich im Falle Ludwigshafens auch auf die Gesamtstadt übertragen. In den meisten Interviews wurden Ludwigshafen und ihre öffentlichen Räume von den Jugendlichen zunächst sehr negativ dargestellt und mit Attributen wie „langweilig“ („Es ist schon langweilig hier“ (LU3) und „Scheiße“ (LU1)) versehen.

B1: Also ich habe eine Sache noch, wenn es um Ludwigshafen geht, also obwohl die Stadt Scheiße ist... „

B2: Die Stadt ist nicht Scheiße...! Jungs, wir sind hier aufgewachsen!

B1: Nein, ich sage jetzt nur vom Bild her sieht es nicht gut aus. Aber trotzdem fühlt man sich hier wohl. (LU1)

Trotz der bereits erwähnten Betonung des Mangels in Ludwigshafen ist die Bindung an die Stadt sehr stark. Das verdeutlicht auch die folgende Interviewsequenz:

„...am Samstag waren wir dort [Worms, Anmerkung U.N.] und es war halt voll ungewohnt. Es hat keinen Spaß gemacht, man kannte die Menschen nicht, die Stadt war irgendwie voll unbekannt, man wussten nicht was man macht, man weiß nicht wo man ist, aber wenn man danach wieder nach Ludwigshafen kommt, dann ist es so, dass Du Dich voll gut fühlst, Du kommst halt immer wieder zurück. Ich glaub auch, wenn wir irgendwann älter sind, und wir alle irgendwo anderes arbeiten, werden wir irgendwann eh alle nach Ludwigshafen kommen, weil wir hier auch aufgewachsen sind“. (LU1)

Ludwigshafen vermittelt diesen Jugendlichen ein Gefühl von Heimat. Die Bekanntheit sorgt für ein Gefühl von Erwartungssicherheit. Auch in einem anderen Interview wurde dieses Heimatgefühl betont: „Ich liebe meine Stadt. Ich bin hier geboren. Hier aufgewachsen und ich bleibe auch hier“ (LU3). Es besteht eine enge Verwurzelung mit der Stadt.

Konsumfunktion

Fußgängerzonen erfüllen in beiden Fallstudien in erster Linie die ihnen intendierte Konsumfunktion und werden demgemäß eher monofunktional und weniger zum Verweilen genutzt. Struktur und von Seiten der Stadt vermitteltes Image der Räume unterstreichen die Ausrichtung auf den Konsum. Gradlinigkeit, Übersichtlichkeit und die Art Möblierung bestimmen eine gezielte Wegführung und erlauben wenig andere Nutzungsformen. Gerade hinsichtlich der Bedeutung des Shopping spielen dabei geschlechtsspezifische Unterschiede eine Rolle, in der Hinsicht, als das bei Mädchen diese Freizeitaktivität deutlich beliebter ist.

9.2 Shopping-Mall als neuer Möglichkeitsraum?

Die mit dem Wandel öffentlicher Räume und der zunehmenden Privatisierung verbundene Entstehung neuer Raumtypen lässt die Forschungsfrage in den Raum treten, welche Rolle die neuen quasi öffentlichen Räume für Jugendliche in der Stadt spielen.

Bereits Martha Muchow beschreibt 1935 die Rolle eines Hamburger Warenhauses als einen attraktiven Sozialraum für Kinder und Jugendliche. Sie beschreibt es als „Abenteuerwelt“, „Manövrier- und Trainingsgelände“, „Schau“-Platz und ein Teil der „großen Welt“ der Erwachsenen (Muchow 1980: 82ff.). Gerade als Interaktionsrahmen zwischen den Geschlechtern spielt es in ihrer Darstellung eine Rolle: „Öfter konnten wir ältere Jungen beobachten, die zwei oder drei Mädchen, die ‚eingehakt‘ durch die Stockwerke gingen, verfolgten. Angesichts des gefährlichen Bodens wagten sie nicht, etwas gegen die Mädchen zu unternehmen, wie sie es auf der Straße wohl getan hätten, sie etwa anzustoßen, zu ‚schubsen‘ und dergleichen. Es bestand die berechtigte Befürchtung, daß die Mädchen einer Aufsichtsperson Meldung machen und dann die ‚Herren Jungs‘ schleunigst an die Luft gesetzt werden würden, was eine unausdenkbare Blamage bedeuten würde. So bleibt es denn oft bei anderen Flirtformen: einfaches ‚Nachsteigen‘, Herausfordern durch Redensarten, Anrufe, gelegentliches Berühren im Gedränge des Publikums“ (Muchow 1980: 92). Die beschriebenen Handlungsstrukturen lassen sich auch heute noch, das haben die Beobachtungen gezeigt, in sehr ähnlicher Art in den modernen Shopping Malls erfassen.

Hinsichtlich der Bewertung von Shopping Malls sind Unterschiede zwischen den beiden Städten deutlich geworden. Der Europa-Galerie in Saarbrücken kommt gemäß der Ergebnisse der Interviews vor allem eine Konsumfunktion zu. Sie ergänzt und, durch ihre räumliche Lage, verlängert in gewissem Sinne die Fußgängerzone. Die neu eröffnete Rhein-Galerie in Ludwigshafen geht in ihrer Funktion für die interviewten Jugendlichen offensichtlich über diese Konsumfunktion hinaus. Sie erfüllt ebenfalls eine Treffpunktfunktion und ist somit auch ein Ort der Interaktion. Darüber hinaus ersetzt die Rhein-Galerie, so die Wahrnehmung einiger Jugendlicher, die Innenstadtfunktion.

Shopping Malls werden im Sinne Augés als Nicht-Orte diskutiert: „So wie ein Ort durch Identität, Relation und Geschichte gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen lässt, einen Nicht-Ort“ (Augé 1994: 92). Augé geht davon aus diese Nicht-Orte heute Teile unserer Gesellschaft sind. Es sind Flugzeuge, Eisenbahnen und Automobile, sowie die Linien und Strecken auf denen diese sich bewegen, Flughäfen, Bahnhöfe aber auch Hotelketten, Freizeitparks und Einkaufszentren (Augé 1997: 94). „Wie man leicht erkennt, bezeichnen wir mit dem Ausdruck »Nicht-Ort« zwei verschiedene, jedoch einander ergänzende Realitäten: Räume die in Bezug auf bestimmte Zwecke (Verkehr, Transit, Handel, Freizeit) konstituiert sind, und die Beziehung, die das Individuum zu diesen Räumen unterhält“ (Augé 1997: 110).

Nicht-Orten, als Orte ohne Identität, fehlt es an Kontinuität und ihnen kann zunächst eine soziale Bedeutungslosigkeit attestiert werden. Zu einem gewissen Grad scheint es jedoch gerade ihre Qualität zu sein, die Jugendliche suchen. Das Unterwegssein als eine Art der Nutzung öffentlicher Räume betont gerade diese Unbeständigkeit. Unverbindlichkeit, Flexibilität, die Eroberung neuer Räume sind wichtige Aspekte im Aneignungsprozess.

Als spezifische Rahmenbedingung von Nicht-Orten beschreibt Augé ihre Strukturierung über so genannte „Gebrauchsanleitungen“, „die in Vorschriften (...), Verboten (...) oder Informationen (...) zum Ausdruck kommen und entweder auf mehr oder minder explizite und codifizierte Ideogramme zurückgreifen (die Zeichen des Straßenverkehrs, die Symbole in den Reiseführern) oder auf die Umgangssprache“ (Augé 1997: 113). Als eine solche Gebrauchsanleitung kann in Shopping Malls die Hausordnung definiert werden. Nutzer müssen sich an die herrschenden Rahmenbedingungen anpassen und agieren in der ihnen zugedachten Rolle, in der Shopping Mall in der als Konsument. „Allein, aber den anderen gleich, befindet sich der Benutzer des Nicht-Ortes mit diesem (oder mit den Mächten die ihn beherrschen) in einem Vertragsverhältnis“ (ebd.: 119). Der Inhalt der Hausordnungen, die Nutzungserwartungen und das „Vertragsverhältnis“, dass sie bei Nutzung dieses „quasi-öffentlichen“ Raumes eingehen, sind den in den Fallstudien interviewten Jugendlichen bekannt. Nichtbeachtung wird sanktioniert und führt schließlich zu Exklusion. In Anlehnung an Bourdieu (1991) kann diese auch nicht aktiv erfolgen, sondern vom Subjekt als solche empfunden werden. So fühlt sich derjenigen im Raum deplatziert, der nicht über die Bedingungen, z.B. in Form spezifischer Kapitalformen verfügt, die der entsprechende Raum voraussetzt (vgl. Kapitel 4.3.3).

Vor dem Hintergrund der Debatte um Inklusion und Exklusion aus Räumen steht auch Foucaults Konzept der Heterotopien. Der Raum in dem wir leben, wird von Foucault verstanden als ein „Gemengelage von Beziehungen, die Platzierungen definieren, die nicht aufeinander zurück zu führen und nicht miteinander zu vereinen sind“ (1990: 38). Dabei ergeben sich „Relationsensembles“. Heterotopien sind eine spezifische Form dieser Platzierungen, es sind „wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und ge-

wendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können“ (1990: 39). Sie zeichnen sich durch eine Andersartigkeit aus, sie gelten als „Andere Räume“. Foucault unterscheidet „Krisenheterotopien“ und „Abweichungsheterotopien“, wobei erstere zu verstehen sind als „privilegierte oder geheiligte oder verbotene Orte, die Individuen vorbehalten sind, welche sich im Verhältnis zur Gesellschaft und inmitten ihrer menschlichen Umwelt in einem Krisenzustand befinden: die Heranwachsenden, die menstruierenden Frauen, die Frauen im Wochenbett, die Alten usw.“ (1990: 40). Als Abweichungsheterotopien gelten Psychiatrien und Gefängnisse, Räume, die besonderen Regeln und Strukturen unterworfen sind und in denen Abweichler vom Rest der Gesellschaft abgesondert sind: „in sie steckt man die Individuen, deren Verhalten abweichend ist im Verhältnis zur Norm“ (1990: 40). Ihnen gemein ist die Möglichkeit der Abschottung, der Öffnung und Schließung, der Einschränkung der Zugänglichkeit (ebd.: 44).

In eine ähnliche Richtung, wenn auch weniger absolut, gehen Giddens (1997) Beschreibungen der Schule als durch physische Grenzen abgeschlossene, „disziplinierende Organisation“ (vgl. Kapitel 4.3.3). Auch hier lässt sich eine Analogie zur Mall herstellen, denn auch durch deren symbolische und normative Ordnungsstrukturen wird Macht generiert. Auch sie bilden, im Sinne Giddens, einen „abgegrenzten Interaktionsrahmen“.

Heterotopien haben eine Funktion gegenüber dem verbleibenden Raum. So sollen sie nach Foucault entweder einen „Illusionsraum“ schaffen „der den gesamten Realraum, alle Plazierungen, in die das menschliche Leben gesperrt ist, als noch illusorischer denunziert“. (Foucault 1990: 45), oder einen „Kompensationsraum“, „einen anderen Raum, einen anderen wirklichen Raum, der so vollkommen, so sorgfältig, so wohlgeordnet ist wie der unsrige ungeordnet, mißraten und wirr ist“ (Foucault 1990: 45). Shopping Malls können als beides betrachtet werden: sie schaffen die Illusion, einen perfekten „öffentlichen“ Raum, mit all seinen positiven Attributen möglichst genau zu illusionieren und sie kompensieren die „ungeordneten“, „wirren“ und „unsicheren“ Merkmale des öffentlichen Raumes, indem sie genau diese exkludieren.

Als vollständig geplante, saubere und (vermeintlich) sichere Räume erzeugt die Heterotopie der Shopping Mall eine eigene Realität. Dabei wirken sie in gewisser Weise als Bildräume. In der Gestaltung von Shopping Malls spielen zum einen Ästhetik und das Schöne eine Rolle, zum anderen ihre Funktion als Erlebnisstätte (Hasse 1994). Vermittelt über ihre baulich physische Struktur schaffen moderne Shopping Malls einen atmosphärischen Raum der, nach Hasse (1994), im Gegensatz zu früheren Kaufhäusern nicht mehr rein funktionalistisch ausgerichtet ist. Sie treten heute oftmals als „Galerien“ in Erscheinung, betonen das Visuelle, das Anschauen schöner Dinge, sowohl in Bezug auf die Architektur als auch auf die Waren, die feilgeboten werden. Gerade der Begriff der Atmosphäre spielt auch in der Raumtheorie Martina Löws (2001) (vgl. Kapitel 2) eine Rolle: über die Wahrnehmungsebene kann die Atmosphäre Räumen zum Beispiel Wohlbefinden auslösen.

Eine kritische Diskussion über die Ablösung öffentlicher Räume als Sozialisationsräume durch Shopping Malls wurden von mir bereits in meiner Magisterarbeit (Neumann 2008) und zusammen mit Norbert Gestring im Jahr 2007 aufgezeigt (Gestring/Neumann 2007). Im Gegensatz zur von Zinnecker (2001) beschriebenen Straßensozialisation (vgl. Kapitel 3) ist eine „Mallsozialisation“ als defizitär zu betrachten: „Die für gelingende Urbanität und Integration erforderlichen Tugenden können in der Mall nicht erlernt werden“ (Gestring/Neumann 2007: 148). Das Erlernen des Umgangs mit Fremdheit und Unsicherheit, als Teil des Erwerbs urbaner Kompetenz, kann in den geschützten Räumen der Mall nicht erfolgen, da Unsicherheit und unerwünschte Personen und Verhaltensweisen exkludiert werden. „Als Konsequenz der

Sicherheit in Malls muss öffentlicher Raum automatisch unsicher erscheinen, da er, weniger stark kontrolliert erscheint und man nicht weiß, wem man begegnet, in welcher Rolle, mit welcher Intention“ (ebd. 2007: 149).

In der Fallstudie in Ludwigshafen hat die neu eröffnete Rhein-Galerie durchaus die Funktion eines alternativen Sozialraumes in der Innenstadt übernommen und stellt eine Erweiterung öffentlich nutzbarer Räume dar. Aus Mangel an Alternativen bietet sie dort, unter veränderten Voraussetzungen, einen Rückzugsort in die anonyme Masse der Konsumenten auf der einen Seite, und einen Interaktionsort, mit anderen Nutzern, vornehmlich anderen Jugendlichen, auf der anderen Seite. Die Interaktionen sind dabei eingeschränkt und auf die legitimierte Besuchergruppen bezogen, auch Rollenvielfalt ist nicht gegeben, aber es besteht eine gewisse Erwartungssicherheit auf die Rolle des Konsumenten zu treffen. Notwendige Voraussetzung für die Nutzung der Mall ist eine Anpassung des Verhaltens an die vorgegebenen Ordnungsstrukturen, das heißt ein regelkonformes Verhalten.

9.3 Öffentlicher Raum als Macht- und Herrschaftsraum: Im Spannungsfeld der Sichtbarkeit

Qualitäten, Funktionen und Nutzungsweisen öffentlicher Räume sind nicht immer mit den Nutzungsintentionen konform. Daraus ergibt sich ein weiterer Aspekt, der im Rahmen der Fallstudien betrachtet wurde, die Frage nach dem Auftreten von Nutzungskonflikten und etwaigen Aushandlungsprozessen, um diese zu lösen.

Bourdieu (vgl. 4.3.2.1) führte die unterschiedlichen Positionen im sozialen Raum auf eine unterschiedliche Kapitalausstattung zurück, die gleichsam auch mit ungleichen Machtverhältnissen verbunden sind. Unabhängig von der bereits aufgeworfenen Frage, inwieweit sich Jugendliche in Bourdieus Modell integrieren lassen, ist offenkundig, dass die Kapitalausstattung, insbesondere diejenige mit ökonomischen Kapital, bei dieser sozialen Gruppierung in der Regel deutlich geringer ausfällt. Alleine aus diesem Grund verfügen sie über weniger Gestaltungsmacht. Andererseits stellen Jugendliche für viele Shopping Malls, gerade wenn diese Mode- oder Elektronikstandort sind eine wichtige Käufer und Zielgruppe dar. Ihre verfügbaren finanziellen Mittel müssen von Jugendliche weniger für alltägliche Anschaffungen und Lebenshaltungskosten genutzt werden, sondern können vielmehr „verkonsumiert“ werden. Werden Jugendliche als Zielgruppe betrachtet sind von Seiten des Centermanagements Aushandlungsprozesse in der Richtung notwendig, das sowohl die Interessen Jugendlicher als potentielle Käufer, als auch die anderer Nutzergruppen in Einklang gebracht werden.

In beiden Fallstudien liegt für die innerstädtischen öffentlichen Räume ein städtebauliches Entwicklungskonzept vor, in dessen Rahmen vor allem Attraktivitäts- und Konsumsteigerungen im Vordergrund stehen. Mittel zum Zweck ist es, eine attraktive, saubere und einheitliche Außenraumgestaltung und Möblierung zu schaffen. Räume sollen, auch touristisch, in Wert gesetzt werden. Umnutzungen oder Zweckentfremdungen sind in diesem Zusammenhang nicht vorgesehen. Aus dieser Perspektive liegen Gestaltungsmacht und Deutungshoheit öffentlicher Räume, wie Muri und Friedrich (2009) betont haben (vgl. Kapitel 3.1.5), in erwachsener Hand.

Diese Zweckorientierung hinsichtlich der Ausrichtung der Stadtentwicklungspolitik wurde auch von Seiten des Streetwork betont:

„Aber das stimmt schon, so der politische Schwerpunkt in Ludwigshafen liegt nicht auf Verbesserung der Innenstadt oder der Verbesserung der sozialen Lage der Underdogs, sondern der Schwerpunkt liegt schon ganz klar auf, sagen wir mal so, Parkinsel, diese neuen Häuser, diese Mochtegernbauhaushäusern, dort Ansiedlung von Zahlungskräftigen, das ist der Schwerpunkt“. (SW2)

In Praxisprojekten (vgl. Kapitel 3.1.6) wurde zwar die Notwendigkeit der Partizipation Jugendlicher in der Stadtentwicklung betont. Die Interessen Jugendlicher werden jedoch, das zeigt nicht nur dieses Beispiel, wenig beachtet.

Jugendliche der Skaterszene in Saarbrücken sind mit dem Versuch ihre Interessen gegenüber der Stadt durchzusetzen gescheitert. Auch der Aushandlungsprozess in der Ludwigstraße in Ludwigshafen ist gescheitert. In Saarbrücken wurde offensichtlich keine Notwendigkeit gesehen den Interessen und Wünschen Jugendlicher zu entsprechen, auch darum, weil es mit finanziellem Aufwand verbunden gewesen wäre. In Ludwigshafen waren es vor allem unterschiedliche Nutzungsinteressen und Wahrnehmungen, die den „Raumkonflikt“ ausgelöst haben. Die regelmäßige Versammlung einer größeren Gruppe Jugendlicher, verbunden mit raumgreifenden und lautstarken Verhaltensweisen wurde als geschäftsschädigend erachtet und schließlich unterbunden. Im Rahmen dessen wurden, in der Form das Bänke abmontiert wurden, auch bauliche Veränderungen des Raumes vorgenommen. An dieser Stelle wird nunmehr deutlich, dass den Jugendlichen Aneignungs- und Ausdrucksmöglichkeiten aberkannt wurden und sie keine Macht über den Raum besitzen.

Deutlich wird in diesem Zusammenhang auch die Problematik der Sichtbarkeit von Jugendlichen. Auffallendes, ausprobierendes und polarisierendes Verhalten sind typisch für die Jugendphase. „Die gewollte Nicht-Übereinstimmung mit bestimmten Normen und Werten, Sitten und Bräuchen, Institutionen und gesellschaftlichen Zwängen kann Ausdruck jugendkultureller Orientierungen, Teil des jugendlichen Distanzierungs- und Probierhandelns im Ablöseprozess von der Familie, eine Reaktion auf gesellschaftliche Widersprüche und Veränderungen, aber auch politische Kritik, bewußtes und begründetes Protesthandeln sein“ (Scherr 2009: 199f). Vor diesem Hintergrund ist Sichtbarkeit gerade das, was von Jugendlichen gesucht wird und kann auf der Ebene von Macht als eine Herausforderung gesehen werden. Eckardt et al. beschreiben Stadt als einen Ort, „an dem immer neu eine begrenzte Sichtbarkeit für bestimmte räumliche und soziale Aneignungs- und Gestaltungsweisen hergestellt werden kann: Mit anderen Worten, die Stadt kann nur einmal geformt und gestaltet werden. Jene Ideen, Wünsche, Bedürfnisse und Perspektiven, die in der Stadtgestaltung keine Berücksichtigung finden, bleiben unsichtbar oder werden unsichtbar gemacht.“ Sichtbar hingegen bleiben in der neuen urbanen Ordnung die Entsprechungen einer hegemonialen bürgerlichen Deutungshoheit“ (Eckardt et al. 2015: 8) Sichtbarkeit betrifft oftmals in besonderem Maße jugendliche Szenebildungen, zum Beispiel die Skater oder Graffiti Szene, deren Wahrnehmung jedoch in der Regel eher negativ ausfällt (Wüstenrot Stiftung 2003). Gerade diese Szenen sind jedoch auf öffentliche Räume als Ausdrucksräume angewiesen, oftmals gerade mit dem Ziel Sichtbarkeit zu erzeugen. Jugendliche Szenen spielen im Fallbeispiel der Stadt Ludwigshafen keine Rolle. In Saarbrücken sind die Skater und die Emo Szene präsent.

Über die „Triade der Raumproduktion“, das Zusammenwirken von Wissen, Bedeutungen und Räumlicher Praxis wird ein (öffentlicher) Raum hergestellt. Besonders anschaulich darstellen lässt sich die Produktion des Raumes aus jugendlicher Perspektive am Beispiel des Berliner Platzes in Ludwigshafen: Der Problematik des Alkoholkonsums am Berliner Platz und der „Vorglühproblematik“ wurde mit dem Erlass der Gefahrenabwehrverordnung begegnet, in

deren Rahmen in den bestimmten festgelegten Zeiträumen ein striktes Alkoholverbot für alle Nutzergruppen herrscht. Das Wissen über diese neue Regel, die die Nutzungs- und Aneignungsmöglichkeiten einschränkt, ist bei allen interviewten Jugendlichen, ebenso wie das Wissen um die Konsequenzen bei Zuwiderhandlung, vorhanden. Die Anpassung der räumlichen Praxis ist individuell unterschiedlich. Sie reicht von Meidung des Raumes aufgrund empfundener Unsicherheit und der Wahrnehmung als Angstraum, über die bloße zweckmäßige Nutzung als Durchgangsraum, bis hin zur Nutzung als Treffpunkt. Wird der Raum weiterhin als Treffpunkt genutzt so erfolgt eine Anpassung des Verhaltens an die geltenden Regeln. Konformes Verhalten ist die Notwendigkeit um, in den Abendstunden wenn das Alkoholverbot gültig ist, den Platz als Treffpunkt und Ort zum „Rumhängen“ nutzen zu können. Damit wird auch deutlich, dass die Bedeutungen des Berliner Platzes individuell verschieden sind. Auf der einen Seite wird er mit Unsicherheit assoziiert, zum Teil resultierend aus negativen Erfahrungen, auf der anderen Seite ist er etablierter Treffpunkt und wird als „Wohnzimmer“ mit einer Identität versehen (vgl. Kapitel 8.1.2.1 und 8.2.3.1).

Restriktionen und Verbote sorgen, das hat bereits die Studie der Wüstenrot Stiftung (2003) gezeigt, für eine Anpassung des Verhaltens oder, wenn dies nicht möglich erscheint dafür, dass neue Treffpunkte gesucht werden.

Regelkonformes Verhalten ist Grundvoraussetzung für die Nutzung der Shopping Mall, sowohl in ihrer Funktion als Konsumraum, als auch in ihrer Funktion als Treffpunkt und Freizeitraum. Jugendliche wissen um die vom privaten Eigentümer verhängte Hausordnung und die damit verbundenen Nutzungs- und Verhaltenserwartungen. Auch die Präsenz des Sicherheitsdienstes, der die Einhaltung der geltenden Regeln überwacht, ist bekannt. Nicht nur die Hausordnung ist ein Mittel, über das Verhalten in der Mall reguliert werden kann, sondern auch über den symbolischen Gehalt ihrer Architektur. Übersichtlichkeit, Einsehbarkeit und Helligkeit verhindern die Entstehung von Nischen und unkontrollierten Rückzugsräumen.

9.4 Wandel öffentlicher Räume: Veränderte Möglichkeitsräume von Jugendlichen?

Vor dem Hintergrund der Forschungsfrage, ob der beschriebene Funktions- und Strukturwandel öffentlicher Räume Auswirkung auf dessen Nutzbarkeiten und auch auf die Möglichkeitsräume von Jugendlichen hat, lassen sich verschiedene Aspekte herausstellen. Zunächst aber sei darauf hingewiesen, dass definitiv Auswirkungen festzustellen sind, was jedoch vor dem folgenden Hintergrund nicht überraschend ist:

Raum ist historisch geformt und seine Veränderungen und sein Wandel sind ein natürlicher Prozess. Sozialem Raum wohnen die jeweils herrschenden Produktions- und Reproduktionsverhältnisse inne. Gesellschaftlicher Wandel ist, wie in Kapitel 4 ausgeführt, gleichsam als ein Wandel der Produktionsverhältnisse zu verstehen, was wiederum einen Wandel des Raumes bedingen kann (Lefebvre 1991). Dieser vollzieht sich zum einen auf Ebene der räumlichen Praxis, der tatsächlichen Nutzung des Raumes durch Personen und Gruppen, die sich den Raum in unterschiedlicher Weise aneignen. Zum anderen unterliegen jedoch auch dem Raum innewohnende Werte und Normen und die Verhaltenserwartungen, die an seine Nutzer gestellt werden einem Wandel. Gerade diesbezüglich bietet die Theorie Lefebvres eine überzeugende Erklärungsgrundlage. Das Zusammenspiel aus sich verändernden Wissensvorräten, veränderten sozialen Bedeutungen, beispielsweise aufgrund von Erfahrung, und einer ausdifferenzierten räumlichen Praxis bedingen eine beständige Dynamik in der Produktion des Raumes. Diese erfolgt jedoch auf individueller Ebene sehr unterschied-

lich. Jeder Akteur im Raum besitzt unterschiedliche Wissensvorräte, schreibt dem Raum unterschiedliche Bedeutungen zu und hat ganz eigene Ansprüche an eine geeignete räumliche Praxis. Unterschiedliche Wahrnehmungen und Nutzungsweisen Jugendlicher und Erwachsener Nutzergruppen lassen sich aufgrund dessen erklären.

Räume im Allgemeinen und öffentliche Räume im Speziellen sind multidimensionale Produkte eines sozialen Produktionsprozesses. Siebel (2004) unterschied fünf Dimensionen öffentlicher Räume: die funktionale, die soziale, die juristische, die materiell symbolische und die normative (vgl. Kapitel 5.3). Bezugnehmend auf die Ergebnisse der Fallstudien können diese nun modifiziert gefasst werden. Es ergeben sich vier Dimensionen, die gerade für Jugendliche bedeutsam erscheinen:

1) Öffentlicher Raum ist *materiell physischer Raum*, der durch seine bauliche Struktur Jugendlichen Möglichkeiten zur Aneignung bietet. Befestigte Plätze, Grünflächen, Treppenanlagen Möblierungen im Raum können in unterschiedlicher Weise genutzt werden, als Treffpunkt, zum „Rumhängen“, aber auch zum Skaten.

2) Daran anschließend ist öffentlicher Raum ein *sozialer*, ein, im Sinne Bourdieus (vgl. Kapitel 4.3.2.1), angeeigneter und auch funktionaler Raum. Er bietet Möglichkeiten zur Interaktion und zum Rückzug, zum Austausch und zur Selbstdarstellung, zu Begegnung aber auch zur bewussten Meidung. Innerhalb dieser sozialen Interaktionen finden auch Aushandlungsprozesse um erlaubte oder unerlaubte Nutzungsweisen statt.

3) Gleichsam ist er auch *symbolischer und normativ* aufgeladener Raum. Erfahrungen und Erlebnisse haben sich in seiner Wahrnehmung eingeschrieben und beeinflussen seine Nutzung und Nutzbarkeit. Darüber hinaus beeinflussen Reglementierungen vor allem in quasi-öffentlichen Räumen über die normative Ebene die Verhaltensmöglichkeiten Jugendlicher.

4) Schließlich spielt die *ökonomische*, und damit implizit auch die juristische Dimension, eine Rolle. Wird öffentlicher Raum unter ökonomischen Gesichtspunkten betrachtet, stehen häufig Attraktivitätssteigerungen zur Gewinnmaximierung im Fokus. Sollen Konsumenten oder auch Touristen angezogen werden, gilt oftmals die Maxime von Sicherheit, Sauberkeit und Service. Die Eigentumsstrukturen der auf Konsum und Gewinnmaximierung ausgerichteten quasi-öffentlichen Räume der Shopping Malls ermöglichen Steuerung und Regulierung vor allem im Hinblick- auf Zugangs- und Verhaltensregulierung.

Durch eine Reduktion des öffentlichen und auch des quasi-öffentlichen Raumes auf seine materiell physische Struktur könnte man ihn als Behälterraum (vgl. Kapitel 4.2) auffassen, der mit Akteuren, Normen und Bedeutungen aufgefüllt wird. Diese Annahme würde ihm jedoch seinen mehrdimensionalen Produktionsprozess absprechen, in dem vor allem auch die sozialen Elemente wirksam werden. Vielmehr ist öffentlicher Raum, das konnten die Ausführungen zeigen, relationaler Raum. Er gewinnt sowohl seine Qualitäten als auch seine Nutzungseinschränkungen nicht allein über seine materiell physische Struktur, sondern über wechselseitige soziale Prozesse, die sich in ihm vollziehen, ihn erst produzieren. Der Raum konzipiert sich um den Akteur herum. Soziale und materielle Elemente vermischen sich. Die Arrangements, die sich in einem Raum ergeben sind entscheidend, es müssen dynamische Arrangements betrachtet werden. Denn, wie zum Beispiel Sennett (1986) in seinen Ausführungen gezeigt hat, befindet sich Öffentlichkeit ebenso wie öffentliche Räume in einem stetigen gesellschaftlichen Wandlungsprozess, der von Aushandlungsprozessen und Neuentstehungen geprägt ist. Alle Dimensionen sind dabei für Jugendliche relevant und wirken wechselseitig auf deren Handlungsmöglichkeiten. Auch die in Kapitel 6 beschriebenen Tendenzen des Wandels haben Auswirkungen in allen Dimensionen.

Dieser Wandel öffentlicher Räume wurde anhand verschiedener Aspekte verdeutlicht: die Kommerzialisierung und Kommodifizierung, die sich zum Beispiel in Privatisierungen oder der Etablierung einer 3-S Strategie niederschlagen, die Entstehung neuer Raumtypen, die Zunahme von Unsicherheit und Kontrolle, die Mediatisierung von Raum aber auch dessen Belebung und Revitalisierung (vgl. Kap. 6). Auswirkungen auf die Möglichkeitsräume haben vor allem die Aspekte von Unsicherheit und Kontrolle, sowie die Kommerzialisierung und Privatisierung von Raum.

Die wahrgenommene Unsicherheit öffentlicher Räume lässt sich am Beispiel der Brennpunktsituationen darstellen. Die Wahrnehmung von Räumen als Brennpunkte resultiert in beiden Fallstudien aus der dort verorteten Alkohol- und Drogenproblematik sowie der Präsenz der Randständigenszenen. Sowohl in den betrachteten Räumen in Saarbrücken als auch in Ludwigshafen handelt es sich bei den „Brennpunkten“ um die zentralen Plätze mit Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr, den Berliner Platz in Ludwigshafen und den Bahnhofsvorplatz in Saarbrücken. Die Kontrolltätigkeit an derartigen Orten durch Polizei und Ordnungsamt ist erhöht. In Ludwigshafen wurden mit der Gefahrenabwehrverordnung und dem darin enthaltenden Alkoholverbot im Bereich um den Berliner Platz darüber hinaus konkrete und verbindliche Regularien festgelegt, die, wie allen befragten Nutzern bewusst ist, die einst gängige Aneignung in den Abendstunden in Form des so genannten „Vorglühens“ unterbinden. Diese Verordnung und die erhöhte Kontrolltätigkeit schränken die Nutzungsmöglichkeiten des Raumes objektiv ein.

Oftmals werden diese Brennpunkte bewusst aufgrund der dort subjektiv empfundenen Unsicherheit gemieden. Die Wahrnehmung als unsicherer Ort muss dabei aus zwei Perspektiven gedacht werden: Einerseits werden die zentralen Plätze von Jugendlichen als unsicher empfunden, andererseits ist es die Präsenz von Jugendlichen, die sie unsicher erscheinen lässt. Die Belegung als „Angstraum“ erzeugt Meidung. Auf der Bedeutungsebene der Produktion des Raumes werden hier negative Erinnerungen, Erfahrungen wirksam. Die Existenz einer Gefahrenabwehrverordnung, das Wissen um diese besondere Behandlung des Raumes, kann jedoch diese Wahrnehmung noch verstärken und die Produktion des Angstraumes verstärken. Die Wirkungsweisen von Wissen und Bedeutung müssen demnach immer auf subjektiver Ebene gedacht werden.

In beiden Fallstudien ist deutlich geworden, dass soziale Kontrolle, und die Sicherheit, die sie bietet von den interviewten Jugendlichen durchaus positiv und auch zum Teil als noch zu gering bewertet wird. Dies deutet darauf hin, dass diese sozialen Kontrollen nicht grundsätzlich als punitiv sondern vielmehr als eine Notwendigkeit betrachtet werden um auch ihnen den Aufenthalt angenehmer und sicherer zu gestalten. An dieser Stelle ist nicht nur der als abweichend geltende Jugendliche im Visier, sondern auch der Jugendliche, der überdurchschnittlich häufig Opfer von Straftaten wird.

Eine weitere Transformation beeinflusst den Gebrauchswert von Räumen, nämlich in Form von Kommerzialisierung und Privatisierung. Besonders in der Saarbrücker Fallstudie wird anhand eines Untersuchungsraumes deutlich, wie öffentliche Räume kommerzialisiert wurden: Der St. Johanner Markt, zentraler Stadtplatz, ist heute zu großen Teilen durch Außenbestuhlung der angrenzenden gastronomischen Betriebe möbliert. Diese Möblierung ist privat. Eine Nutzung darf nur von zahlungskräftigen Besuchern der gastronomischen Betriebe erfolgen. Eine Zugangsbeschränkung zu diesem öffentlichen Raum besteht nicht. Durch die intendierten und durch Möblierung kenntlich gemachten Nutzungserwartungen wird einer großen Fläche des St. Johanner Marktes jedoch eine spezifische Bedeutung zugeschrieben. Jugendliche werden nicht aktiv exkludiert, es dominiert jedoch eine räumliche Praxis, die

nicht „jugendtypisch“ ist. Eine Rolle spielen dabei auch deren eingeschränkten finanziellen Möglichkeiten. Auch die Fußgängerzone (Bahnhofstraße) wird von Jugendlichen vornehmlich als Konsumort wahrgenommen und ist als Treffpunkt unattraktiv. Ein gleiches Ergebnis wurde bereits in der Studien der Wüstenrot-Stiftung (2003) erzielt.

Die drei dargestellten Shopping Malls sind Beispiele für eine Privatisierung öffentlicher Räume, nicht in dem Sinne, dass eine Umwandlung stattfindet, sondern in der Form, dass diese Räume, als „quasi-öffentlich“, Öffentlichkeit imitierend neu geschaffen werden. Freie Zugänglichkeit für jedermann, Rollenvielfalt, Offenheit und Anonymität sind nicht gewährleistet. Zugang erhält, wer sich regel- und rollenkonform verhält, sich an die Rolle des Konsumenten anpasst. Die ungleichen Zugangschancen für verschiedene Nutzergruppen betreffen vor allem Randgruppen und auch Jugendliche. Dennoch scheint ihre Nutzung aufgrund des Angebots oder auch des Mangels an Alternativen attraktiv zu sein.

Insgesamt ist deutlich geworden, dass öffentliche Räume nach wie vor eine wichtige Rolle im Leben Jugendlicher darstellen und dass ihnen, als Gegenpol zu den privaten Räumen, eine wesentliche Freizeitfunktion zukommt. Sie werden genutzt und, wenn möglich, auch umgenutzt. Gerade jugendliche Subkulturen, so konnte das Beispiel der Skaterszene in Saarbücken zeigen, sind auf öffentliche Räume und ihre materiell physischen Strukturen angewiesen. Als Interaktions- und Rückzugsräume kommt ihnen sicherlich immer noch eine wichtige Sozialisationsfunktion zu in denen auch das Erlernen urbaner Kompetenz stattfindet. Diese urbane Kompetenz muss auch aus einer dynamischen Perspektive betrachtet werden, denn Transformationsprozesse öffentlicher Räume erfordern auch eine Anpassung der jeweiligen Kompetenzen mit ihnen umzugehen. Dies betrifft zum einen den Umgang mit Unsicherheit und vor allem Kontrollen, zum anderen die Nutzungsroutinen neuer privatisierter Raumtypen.

Insbesondere die durch Privatisierung, Kommerzialisierung und (subjektives) Unsicherheitsempfinden hervorgerufenen veränderten Nutzungs- und Aneignungsbedingungen machen dabei immer neue Aushandlungsprozesse notwendig, in denen Jugendliche oftmals zu den Verlierern zählen. In diesem Zusammenhang konnten sie auch, zumindest in den vorliegenden Fallstudien, nicht als Impulsgeber für die Stadtentwicklung beobachtet werden. Änderungs- und Partizipationsbemühungen sind gescheitert.

Es sind nicht die öffentlichen Räume, die verfallen, sondern zu einem gewissen Teil ihre Qualität. Von den Jugendlichen ist diesbezüglich eine Anpassungsleistung notwendig. Sie sind relativ flexibel in der Wahl ihrer Treffpunkte, bei Konflikten werden diese aufgegeben und neue Räume ausfindig gemacht. Die Zugangsproblematik zu und die Einschränkungen der Verhaltensoffenheit in quasi öffentlichen Räumen sind definitiv gegeben, eine situative Änderung der räumlichen Praxis macht aber eine Nutzung dennoch möglich. Durch die neuen, privatisierten Räume sind auch neue Möglichkeitsräume entstanden und sie können als Ergänzung zum traditionellen öffentlichen Raum gesehen werden.

Literaturverzeichnis

- Albert, Mathias; Hurrelmann, Klaus; Quenzel, Gudrun (2010): Jugend 2010: Selbstbehauptung trotz Verunsicherung?, in: Shell Deutschland Holding (Hrsg.): Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich, Frankfurt : S. Fischer Verlag, 37-51.
- Alsheimer, Rainer (1997): Essen auf der Straße, in: Hohm, Hans-Jürgen (Hrsg.): Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Sozialraumes in der fortgeschrittenen Moderne. Konstanz: Konstanz: UVK, 249–257.
- Althoff, Martina (2002): Jugendkriminalität und Gewalt. Einige Überlegungen zur öffentlichen Thematisierung von Jugend, in: Bettinger, Frank , Cornelia Mansfeld und Mechthild M. Jansen (Hrsg.): Gefährdete Jugendliche? Jugend, Kriminalität und der Ruf nach Strafe. Opladen: Leske + Budrich, 75 - 88.
- Anhorn, Roland (2011): Von der Gefährlichkeit zum Risiko - Zur Genealogie der Lebensphase "Jugend" als soziales Problem. in: Dollinger, Bernd und Henning Schmidt-Semisch (Hrsg.): Handbuch Jugendkriminalität. Kriminologie und Sozialpädagogik im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23-42.
- Anhorn, Roland (2002): Jugend - Abweichung - Drogen: Zur Konstruktion eines sozialen Problems, in: Bettinger, Frank, Cornelia Mansfeld und Mechthild M. Jansen (Hrsg.): Gefährdete Jugendliche? Jugend, Kriminalität und der Ruf nach Strafe. Opladen: Leske + Budrich, 47 - 74.
- Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt : S. Fischer.
- Bahrtdt, Hans Paul (1968): Humaner Städtebau. Überlegungen zu Wohnungspolitik und Stadtplanung für eine nahe Zukunft. Hamburg: Wegner.
- Bahrtdt, Hans Paul; Herlyn, Ulfert (2006): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Baldauf, Annette; Seibel, Alexandra; Tebbich, Heide; Weingartner, Katharina (2002): Shopping: Alltagspraxis zwischen Arbeit und Freizeit, in: Chvojka, Erhard, Andreas Schwarcz und Klaus Thien (Hrsg.): Zeit und Geschichte. Kulturgeschichtliche Perspektiven. Wien: Oldenbourg, 253–272.
- Bareis, Ellen (2007): Verkaufsschlager. Urbane Shoppingmalls – Orte des Alltags zwischen Nutzung und Kontrolle. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bauman, Zygmunt (2003): Flüchtige Moderne. Frankfurt : Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt : Suhrkamp.
- Becker, Howard S. (2014): Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens. Wiesbaden: Springer.
- Belina, Bernd (2002): Videoüberwachung öffentlicher Räume in Großbritannien und Deutschland, in: Geographische Rundschau 7-8/2002, 16-22.

- Belina, Bernd (2007): Kriminalität und Stadtstruktur - Städtebauliche Prävention, in: Baum, Detlef (Hrsg.): Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 224-233.
- Berding, Ulrich; Havemann, Antje; Pegels, Juliane; Perenthaler, Bettina (2010): Stadträume in Spannungsfeldern. Eine Einleitung, in: Berding, Ulrich, Antje Havemann, Juliane Pegels, Bettina Perenthaler (Hrsg.): Stadträume in Spannungsfeldern. Plätze, Parks und Promenaden im Schnittbereich öffentlicher und privater Aktivitäten. Detmold: Rohn, 13-22.
- Bette, Karl-Heinrich (1997): Asphaltkultur. Zur Versportlichung und Festivalisierung urbaner Räume, in: Hohm, Hans-Jürgen (Hrsg.): Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Sozialraumes in der fortgeschrittenen Moderne. Konstanz: UVK, 305–330.
- Betz, Gregor; Hitzler, Ronald; Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2011): Urbane Events. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Birenheide, Almut; Legnaro, Aldo (2003): Shopping im Hochsicherheitstrakt? – Sicherheitsstrategien in verschiedenen Konsumlandschaften, in: Kriminologisches Journal 35, H.1, 3-16.
- Birenheide, Almut; Legnaro, Aldo (2005): Stätten der Späten Moderne: Reiseführer durch Bahnhöfe, Shopping Malls, Disneyland Paris. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blakely, Edward J.; Snyder, Mary Gail (1997): Fortress America: Gated Communities in the USA. Washington und Cambridge: Brookings Institution Press.
- Blotevogel, Hans Heinrich (2005): Raum, in: Ritter, Ernst-Hasso (Hrsg.): Handwörterbuch der Raumordnung. Hannover: ARL, 831–841.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (2010a): Jugend macht Stadt. Junge Impulse für die Stadtentwicklung, Berlin.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (2010b): Freiräume für Kinder und Jugendliche. Gutachten im Rahmen des Nationalen Aktionsplanes „Für ein kindergerechtes Deutschland 2005 – 2010. Werkstatt: Praxis Heft 70, Berlin.
- Bollnow, Otto Friedrich (1963): Mensch und Raum. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bormann, Regina (2000): Von Nicht-Orten, Hyperräumen und Zitadellen der Konsumkultur: Eine sozialtheoretische Reise durch postfordistische Landschaften, in: Tourismus Journal, Heft 4/2/2000, 215-233.
- Bormann, Regina (2001): Urbane Erlebnisräume als Zonen des Liminoiden, in: Bittner, Regina (Hrsg.): Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume. Frankfurt /New York: Campus Verlag, 99-108.
- Bourdieu, Pierre (1998): Ortseffekte, in: Pierre Bourdieu et al. (Hrsg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK, 159–167.
- Bourdieu, Pierre (1993): »Jugend« ist nur ein Wort, in: Bourdieu, Pierre (1993): Soziologische Fragen, Frankfurt : Suhrkamp, 136-146.
- Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeignet physischer Raum, in: Martin Wentz (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt : Campus Verlag, 25–34.

- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und "Klassen"; Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. (Soziale Welt Sonderband 2). Göttingen: Schwartz, 183–198.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt : Suhrkamp.
- Brendgens, Guido (2005): Vom Verlust des öffentlichen Raums. Simulierte Öffentlichkeit in Zeiten des Neoliberalismus, in: Utopie kreativ (182), 1088–1097. Online verfügbar unter: http://www.rosa-luxemburg-club.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Utopie_kreativ/182/182Brendgens.pdf, zuletzt geprüft am 18.05.2011.
- Breyvogel, Wilfried (1998): Der „gefährliche Jugendliche“ auf der „Bühne der Sichtbarkeit“. Sichtbarkeit und Transparenz in der Mediengesellschaft, in: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität, Bonn: Dietz, 84-111.
- Breyvogel, Wilfried (1998): Die Essener Bahnhofsszene. Ein Porträt auf der Basis narrativer Interviews, in: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität. Bonn: Dietz, 281–296.
- Brune, Walter; Junker, Rolf; Pump-Uhlmann, Holger (Hrsg.) (2006): Angriff auf die City. Kritische Texte zur Konzeption, Planung und Wirkung von integrierten und nicht integrierten Shopping-Centern in zentralen Lagen, Düsseldorf: Droste.
- Brunner, Otto (1968): Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Brüsemeister, Thomas (2008): Qualitative Forschung. Ein Überblick. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Chombart de Lauwe, Paul-Henry (1977): Aneignung, Eigentum, Enteignung. Sozialpsychologie der Raumeignung und Prozesse gesellschaftlicher Veränderung, in: Arch+ 34, 2-6.
- Clark, Charlotte; Uzzell, David L. (2002): The Affordance of the Home, Neighbourhood, School and Town Center for Adolescents, in: Journal of Environmental Psychology 22, 95-108.
- Collins, Damian C.A.; Kearns, Robin A. (2001): Under curfew and under siege? Legal geographies of young people, in: Geoforum 32, 389-403.
- David, Benjamin (2010): Feste, Märkte und Proteste, in: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte. Detmold: Rohn, 154–173.
- Deinet, Ulrich (2002): Der qualitative Blick auf Sozialräume als Lebenswelten, in: Deinet, Ulrich und Richard Krisch (Hrsg.): Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung. Opladen: Leske + Budrich, 31- 44.
- Deinet, Ulrich (2009): „Aneignung“ und „Raum“ - zentrale Begriffe des sozialräumlichen Konzeptes, in: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 27-57.

- Deinet, Ulrich; Krisch, Richard (2005): Konzepte und Methoden zum Verständnis der Lebensräume von Kindern und Jugendliche, in: Riege, Marlo und Herbert Schubert (Hrsg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen - Methoden - Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 145–158.
- Deinet, Ulrich; Reutlinger, Christian (2005): Aneignung, in: Kessl, Fabian; Christian Reutlinger, Susanne Maurer und Oliver Frey (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 295–312.
- Doehler, Marta (2003): Freie Räume, leere Räume - der öffentliche Raum im städtischen Strukturwandel, in: Informationen zur Raumentwicklung (1/2), 51–54.
- Dörhöfer, Kerstin (2007): Passagen und Passanten, Shopping Malls und Konsumentinnen, in: Wehrheim, Jan (Hrsg.): Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 55-73.
- Dörhöfer, Kerstin (1998): „Wer eine kennt, kennt alle“. Utopia und die Shopping Mall, in: RaumPlanung 81, 87-91.
- Döring, Jörg; Thielmann, Tristan (Hrsg.) (2008): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: Transcript.
- Dybowski, Hartmut; Hartwig, Jörg (1996): Freizeitinteressen und -aktivitäten von Jugendlichen. Ergebnisse einer Befragung von 14-18jährigen Braunschweiger Jugendlichen, in: Soziale Arbeit 11, 372-377.
- Ecarius, Jutta; Löw, Martina (1997): Raum - eine vernachlässigte Dimension erziehungswissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung, in: Ecarius, Jutta und Martina Löw (Hrsg.): Raumbildung - Bildungsräume. Über die Verräumlichung sozialer Prozesse. Opladen: Leske + Budrich, 7–12.
- Eckardt, Frank; Seyfarth, René; Werner, Franziska (2015): Die unsichtbare Stadt, die Stadt der Unsichtbaren, in: Leipzig: Die neue urbane Ordnung der unsichtbaren Stadt, Münster: UNRAST-Verlag, 7-21.
- Eick, Volker (1998): Neue Sicherheitsstrukturen im »neuen« Berlin. Warehousing öffentlichen Raums und staatlicher Gewalt, in: PROKLA. Zeitschrift für Sozialwissenschaften 28. Jg., Heft 110, 95-118.
- Eisner, Manuel (1997): Das Ende der zivilisierten Stadt? Die Auswirkungen von Modernisierung und urbaner Krise auf Gewaltdelinquenz, Frankfurt /New York: Campus.
- Farin, Klaus (2006): Jugendkulturen in Deutschland 1950-1989. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Feldtkeller, Andreas (1994): Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums. Frankfurt /New York: Campus.
- Felson, Marcus (1994): Crime and everyday life. London: Pine Forge Press.
- Fend, Helmut (2005): Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ferchhoff, Wilfried (2011): Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Flick, Uwe (2011): Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Flick, Uwe (2010): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1990): Andere Räume, in: Barck, Karlheinz, Peter Gente, Heidi Paris und Stefan Richter (Hrsg.): Aisthesis. Wahrnehmungen heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig: Reclam Verlag, 34-46.
- Gans, Herbert J. (1982): Urban Villagers: Group and Class in the Life of Italian-Americans, New York: The Free Press.
- Gebhardt, Winfried (2000): Feste, Feiern und Events. Zur Soziologie des Außergewöhnlichen, in: Winfried Gebhardt, Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Events. Soziologie des Außergewöhnlichen. Opladen: Leske + Budrich, 17–31.
- Geschke, Sandra Maria (2009): Straße als kultureller Aktionsraum - eine Einleitung. In: Geschke, Sandra Maria(Hrsg.): Straße als kultureller Aktionsraum. Interdisziplinäre Betrachtungen des Straßenraumes an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 11–28.
- Gestring, Norbert; Maibaum, Anna; Siebel, Walter; Sievers, Karen; Wehrheim, Jan (2005): Verunsicherung und Einhegung - Fremdheit in öffentlichen Räumen, in: Glasze, Georg u.a. (Hrsg.): Diskurs-Stadt-Kriminalität. Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie, Bielefeld, 223-252.
- Giddens, Anthony; Fleck, Christian; Egger de Campo, Marianne (2009): Soziologie, Graz, Wien: Nausner & Nausner Verlag.
- Giddens, Anthony (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt : Campus.
- Giddens, Anthony (1995): Strukturation und sozialer Wandel, in: Müller, Hans-Peter und Michael Schmid (Hrsg.): Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische Ansätze. Frankfurt : Suhrkamp, 151–191.
- Girtler, Roland (2001): Methoden der Feldforschung. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.
- Giseke, Undine (2003): Rolle und Funktion des öffentlichen Freiraums aus Sicht der Landschafts- und Freiraumplanung, in: Selle, Klaus (Hrsg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte. Aachen, Dortmund, Hannover: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur, 156–158.
- Glasze, Georg (2002): Wohnen hinter Zäunen - bewachte Wohnkomplexe als Herausforderung für die Stadtplanung, in: Gestring, Norbert; Hebert Glasauer, Christine Hannemann, Werner Petrowsky und Jörg Pohlan (Hrsg.): Die sichere Stadt (Jahrbuch StadtRegion 2002). Opladen: Leske + Budrich, 75-96
- Goffman, Erving (2009): Interaktion im öffentlichen Raum, Frankfurt : Campus.
- Goffman, Erving (2003): Wir alle spielen Theater. Selbstdarstellung im Alltag, München/Zürich: Piper.
- Goffman, Erving (1974): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt .

- Gosztonyi, Alexander (1976): Der Raum. Geschichte seiner Probleme in Philosophie und Wissenschaft. Freiburg/München: Verlag Karl Alber.
- Günzel, Stephan (Hrsg.) (2010): Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Habermas, Jürgen (2002): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt : Suhrkamp.
- Hägerstrand, Torsten (1975): Space, Time and Human Conditions, in: Karlqvist, Anders; L. Lundqvist und Folke Snickars (Hrsg.): Dynamic allocation of urban space. Farnborough, Hants, Lexington, Mass: Saxon House; Lexington Books, 3–14.
- Hahn, Barbara (2007): Shopping Center als internationales Phänomen, in: Wehrheim, Jan (Hrsg.): Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 15-31.
- Häfele, Joachim (2013): Die Stadt, das Fremde und die Furcht vor Kriminalität. Wiesbaden: Springer VS.
- Hamm, Bernd (1982): Einführung in die Siedlungssoziologie. München: C.H. Beck.
- Harlander, Tilman; Kuhn, Gerd (2005): Renaissance oder Niedergang? Zur Krise des öffentlichen Raums im 20. Jahrhundert, in: Bernhard, Christoph, Gerhard Fehl, Gerd Kuhn und Ursula von Petz (Hrsg.): Geschichte der Planung des öffentlichen Raums, (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 122), Dortmund: Informationskreis für Raumplanung e.V., 225-242.
- Hartel, Hans G. (2002): Öffentlicher Raum und Sozialraum, in: Planerin 2/02, 8-10.
- Hasse, Jürgen (1994): Erlebnisräume. Vom Spaß zur Erfahrung, Wien: Passagen Verlag.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter; Wurtzbacher, Jens (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt : Campus.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (Hrsg.) (1993): Festivalisierung der Stadtpolitik. Stadtentwicklung durch große Projekte. Leviathan Sonderheft 13/1993, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Havemann, Antje; Selle, Klaus (Hrsg.) (2010): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte. Detmold: Rohn.
- Heinzelmann, Claudia (2009): Zur Bedeutung urbaner öffentlicher Räume für benachteiligte Jugendliche in einer Großwohnsiedlung. Hannover. Dissertation an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, Philosophische Fakultät.
- Herlyn, Ulfert (1990): Leben in der Stadt. Lebens- und Familienphasen in städtischen Räumen, Opladen: Leske + Budrich.
- Herlyn, Ulfert (2004): Zum Bedeutungswandel der öffentlichen Sphäre - Anmerkungen zur Urbanitätstheorie von H.P. Bahrdt, in: Walter Siebel (Hrsg.): Die europäische Stadt. Frankfurt : Suhrkamp, 121–130.
- Hille, Adrian; Arnold, Annegret; Schupp, Jürgen (2013): Freizeitverhalten Jugendlicher: Bildungsorientierte Aktivitäten spielen eine immer größere Rolle. DIW Wochenbericht Nr. 40.2013, 15-25.
- Hitzler, Ronald; Bucher, Thomas; Niederbacher, Arne (2010): Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Hoffmann-Axthelm, Dieter (1993): Die dritte Stadt, Frankfurt, Suhrkamp.
- Hoffmann-Axthelm, Dieter (1995): Das Einkaufszentrum, in: Fuchs, Gotthard; Bernhard Moltmann und Walter Prigge (Hrsg.): Mythos Metropole, Frankfurt : Suhrkamp, 63 -72.
- Höflich, Joachim R. (2010): "Gott - es klingelt!" - Studien zur Mediatisierung des öffentlichen Raums: das Mobiltelefon, in: Hartmann, Maren und Andreas Hepp (Hrsg.): Die Mediatisierung der Alltagswelt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 97–110.
- Hornig, Petra (2011): Kunst im Museum und Kunst im öffentlichen Raum. Elitär versus demokratisch? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Huning, Sandra (2003): Sind Shopping Malls die besseren öffentlichen Räume? in: Altröck, Uwe (Hrsg.): Jahrbuch Stadterneuerung 2003. Beiträge aus Lehre und Forschung an deutschsprachigen Hochschulen. Berlin: Univ.-Verl., 109–123.
- Hurrelmann, Klaus (2006): Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.
- Hurrelmann, Klaus (2010): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim/München: Juventa.
- Jacobs, Jane (1963): Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Berlin/Frankfurt /Wien: Ullstein.
- Jahn, Walter; Ronneberger, Klaus; Lanz, Stephan (2003): Die Wiederkehr der gefährlichen Klasse, in: Selle, Klaus (Hrsg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte ; ein Lesebuch für Studium und Praxis. Aachen/Dortmund /Hannover: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur (AGB-Bericht, No. 49), 130–135.
- Kaltenbrunner, Robert (2010): Gemeinplätze. Entwicklungsperspektiven des öffentlichen Raumes, in: Berding, Ulrich, Antje Havemann, Juliane Pegels und Bettina Perenthaler, (Hrsg.): Stadträume in Spannungsfeldern. Plätze, Parks und Promenaden im Schnittbereich öffentlicher und privater Aktivitäten. Detmold: Rohn 44-56.
- Kaltenbrunner, Robert (2003): Splendid Isolation. Raum und Kunst, Platz und Gestaltung - Oder: Wie man glaubt, Öffentlichkeit herstellen zu können, in: Informationen zur Raumentwicklung (1/2), 27-37.
- Kazig, Rainer; Müller, André; Wiegandt, Claus-Christian (2003): Öffentlicher Raum in Europa und den USA, in: Informationen zur Raumentwicklung (1/2), 91-102.
- Keim, Dieter (1998). Gewalt, Kriminalität, in: Häußermann, Hartmut (Hrsg.): Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske + Budrich, 67-78.
- Kersten, Joachim (1998): Sichtbarkeit und städtischer Raum. Jugendliche Selbstinszenierung, Männlichkeit und Kriminalität, in: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität, Bonn: Dietz, 112-128.
- Kilb, Rainer (2009): Jugendgewalt im städtischen Raum. Strategien und Ansätze im Umgang mit Gewalt. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Klamt, Martin (2007): Verortete Normen. Öffentliche Räume, Normen, Kontrolle und Verhalten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klee, Andreas (Hrsg.) (2010): Politische Kommunikation im städtischen Raum am Beispiel Graffiti. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Koller, Hans-Christoph (2004): Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Konau, Elisabeth (1977): Raum und soziales Handeln. Studien zu einer vernachlässigten Dimension soziologischer Theoriebildung. Stuttgart: Enke.
- Kuklinski, Oliver (2003): Öffentlicher Raum - Ausgangslagen und Tendenzen in der kommunalen Praxis. Ausgewählte Ergebnisse des Forschungsprojektes "Städte als Standortfaktor: Öffentlicher Raum", in: Informationen zur Raumentwicklung (1/2), 39-46.
- Kunzmann, Klaus R. (2012): Das urbane Pentagon von Konsum, Tourismus, Kultur, Wissen und Kreativwirtschaft, in: Brake, Klaus und Güner Herfert (Hrsg.): Reurbanisierung. Materialität und Diskurs in Deutschland, Wiesbaden VS Verlag für Sozialwissenschaften, 151-163.
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim: Beltz PVU.
- Landeshauptstadt Saarbrücken (2011): Städtebauliches Entwicklungskonzept für die Landeshauptstadt Saarbrücken. Teilräumliches Konzept. Innenstadt. <http://www.saarbruecken.de/media/download-532aefae08bcb> zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Läpple, Dieter (2004): Das Internet und die Stadt - Virtualisierung oder Revitalisierung städtischer Arbeits- und Lebensverhältnisse? in: Siebel, Walter (Hrsg.): Die europäische Stadt. Frankfurt : Suhrkamp, 406–421.
- Läpple, Dieter (1991a): Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept, in: Häußermann, Hartmut, Detlev Krämer-Badoni, Thomas Läpple, Dieter Ipsen, Marianne Rodenstein und Walter Siebel (Hrsg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges. , 157-207.
- Läpple, Dieter (1991b): Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse, in: Wentz, Martin (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt : Campus Verlag, S. 35-46.
- Lefebvre, Henri (2009): Le droit à la ville. Paris: Economica – Anthropos.
- Lefebvre, Henri (1991): The production of space. Malden: Blackwell.
- Lefebvre, Henri (1977): Die Produktion des städtischen Raums, in: Arch+ (34), 52–57.
- Lefebvre, Henri (1972): Die Revolution der Städte. München: List.
- Leven, Ingo; Quenzel, Gudrun; Hurrelmann, Klaus (2010): Familie, Schule, Freizeit: Kontinuitäten im Wandel, in: Shell Deutschland Holding (Hrsg.): Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich, Frankfurt : S. Fischer Verlag, 53- 128.
- Lieberg, Mats (1996): Jugend, Modernität und öffentliche Räume, in: Diskurs 2, 38- 48.
- Liebsch, Katharina (2012a): „Jugend ist nur ein Wort“: Soziologie einer Lebensphase und einer sozialen Gruppe, in: Liebsch, Katharina (Hrsg.): Jugendsoziologie. Über Adoleszente, Teenager und neue Generationen, München: Oldenbourg, 11-31
- Liebsch, Katharina (2012b): Geschichte(n) und Generationen: Prozesse gesellschaftlicher Transformation, in: Liebsch, Katharina (Hrsg.): Jugendsoziologie. Über Adoleszente, Teenager und neue Generationen, München: Oldenbourg, 33- 56
- Liebsch, Katharina (Hrsg.) (2012): Jugendsoziologie. Über Adoleszente, Teenager und neue Generationen, München: Oldenbourg.

- Lindner, Werner; Kilb, Rainer (2005): Jugendarbeit und Kommune, in: Kessler, Fabian; Christian Reutlinger, Susanne Maurer und Oliver Frey (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 355–373.
- Löw, Martina (2008): Eigenlogische Strukturen – Differenzen zwischen Städten als konzeptuelle Herausforderung, in: Berking, Helmut und, Martina Löw (Hrsg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Frankfurt/New York: Campus, 33-53.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt : Suhrkamp.
- Lynch, Kevin (2007): Das Bild der Stadt. Basel: Birkhäuser.
- Lynch, Kevin (Hrsg.) (1977): Growing up in Cities. Studies of the Spatian Environment of Adolescence in Cracow, Melbourne, Mexico City, Salta, Toluca, and Warszawa, Cambridge. Massachusetts/London: MIT Press.
- Marten, Florian (1997): Kaputtgeplant. Das Elend der Raum- und Stadtplanung. Frankfurt/New York: Campus.
- Matthews, Hugh; Limb, Melanie; Percy-Smith, Barry (1998): Changing Worlds: the Microgeographies of young teenagers, in: Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie, Vol.89, No.2, 193-202.
- Matthews, Hugh; Limb, Melanie; Taylor, Mark (2000): The ‚Street as Thirdspace‘, in: Holloway, Sarah L. and Gill Valentine (Hrsg.): Children’s Geographies. Playing, Living, Learning, London/New York: Routledge, 63-79.
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim/Basel: Beltz.
- Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim/Basel: Beltz.
- Mazoyer, Franck (2001): Das Big-Brother-Business, in: Le Monde diplomatique., <http://www.monde-diplomatique.fr/2001/08/MAZOYER/8032>, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- McDowall, David; Loftin, Colin; Wiersema, Brian (2000): The Impact of Youth Curfew Laws on Juvenile Crime Rates. in: Crime & Delinquency Vol. 46, No. 1, 76-91.
- Merkens, Hans (2001): Die Nutzung sozialer Räume durch Jugendliche in ihrer Freizeit, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaften 4 (3), 437-455.
- Milchert, Jürgen (2003): Aktuelle Anmerkungen zum öffentlichen Grün. In: Selle, Klaus (Hrsg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte ; ein Lesebuch für Studium und Praxis. Aachen/Dortmund/Hannover: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur (AGB-Bericht, No. 49), 153–155.
- Mitscherlich, Alexander (1965): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt : Suhrkamp.
- Muchow, Martha; Muchow, Hans Heinrich; Zinnecker, Jürgen (1980): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Weinheim/ Basel: Beltz Juventa.
- Muri, Gabriela; Friedrich, Sabine (2009): Stadt(t)räume - Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Nagler, Heinz (2004): Der öffentliche Raum in Zeiten der Schrumpfung. Berlin: Leue (Edition Stadt und Region, 8).
- Neumann, Ute (2008): Jugendliche in Shopping Malls, Oldenburg (Magisterarbeit, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg).
- Nissen, Ursula (1998): Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechterspezifischer Raumaneignung. Weinheim/München: Juventa.
- Overhageböck, Nina (2010): Öffentliche Räume unter Schrumpfungsbedingungen, in: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel ; Analysen, Positionen und Konzepte. Detmold: Rohn, 304–312.
- Overhageböck, Nina (2009): Öffentliche Räume unter Schrumpfungsbedingungen. Dissertation. Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen, Aachen. Fakultät für Architektur. Online verfügbar unter <http://darwin.bth.rwth-aachen.de/opus/volltexte/2009/2807/>, zuletzt geprüft am 05.07.2015.
- Proshansky, Harold M.; Abbe L., Fabian; Kaminoff, Robert (1983): Place-Identity: Physical Worlds Socialization of the Self, in: *Journal of Environmental Psychology*, 3, 57- 83.
- Radtke, Frank-Olaf (1995): „Multikulturelle Streetgangs“ revisited. Veröffentlichte Gewalt und organisierte Angst in Deutschland, in: Ferchhoff, Wilfried, Uwe Sander, und Ralf Vollbrecht (Hrsg.): *Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendliche Lebenswelten*. Weinheim/München, Juventa, 217-231.
- Rauterberg, Hanno (2010): Drinnen ist draußen, draußen ist drinnen. Hat der öffentliche Raum noch eine Zukunft? in: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): *Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte*. Detmold: Rohn, 174–183.
- Reutlinger, Christian (2015): Aneignung öffentlicher Räume durch Jugendliche. Konflikte und Potentiale, in: Kemper, Raimund und Christian Reutlinger (Hrsg.): *Umkämpfter öffentlicher Raum. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit*, Wiesbaden: Springer VS.
- Reutlinger, Christian (2003): *Jugend, Stadt und Raum. Sozialgeographische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters*. Opladen: Leske + Budrich.
- Riesman, David; Denney, Reuel; Glazer, Nathan (1958): *Die einsame Masse – Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*. Hamburg: Rowohlt.
- Ronneberger, Klaus; Lanz, Stephan; Jahn, Walther (1999): *Die Stadt als Beute*. Bonn: Dietz.
- Ronneberger, Klaus (1998): Die Stadt der "Wohlanständigen" und die neuen "gefährlichen Klassen". Der Umbau der Innenstädte zu "Konsumfestungen", in: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): *Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität*. Bonn: Dietz, 16–36.
- Ruhne, Renate (2011): *Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Saldern von, Adelheid (2010): Stadt und Öffentlichkeit in urbanisierten Gesellschaften, in: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): *Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte*. Detmold: Rohn, 91–105.
- Schäfers, Bernhard (2011): Architekturen für die Stadt als Ort der Feste, Spiele und Events, in: Betz, Gregor, Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): *Urbane Events*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 27–41.

- Schäfers, Bernhard (2001): Öffentlicher Raum als Element der Stadtkultur. Gegenwärtige Entwicklungen und Gefährdungen, in: *Gegenwartskunde* 50 (2), 187–198.
- Schäfers, Bernhard (Hrsg.) (2000): *Grundbegriffe der Soziologie*, Opladen: Leske & Budrich.
- Schäfers, Bernhard; Bauer, Bettina (1994): Georg Simmels Beitrag zur Raumbezogenheit sozialer Wechselwirkungen. Ein Plädoyer gegen die Raumvergessenheit soziologischer Analysen, in: Meyer, Sibylle und Eva Schulze (Hrsg.): *Ein Puzzle, das nie aufgeht. Stadt, Region und Individuum in der Moderne*. Berlin: Edition Sigma, 45-54.
- Scherr, Albert (2009): *Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schmitz, Stefan (2010): Urbanität 2.0 - Zur Entwicklung des Städtischen im Zeitalter zunehmender Virtualität, in: *Die Alte Stadt* 37. Jahrgang, 2/ 2010, 111-122.
- Schneider, Jochem (2010): Barcelona Plätze, in: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): *Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte*. Detmold: Rohn, 385–405.
- Scholz, Carola (2003): Privatsache Stadt? In: Klaus Selle (Hrsg.): *Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte; ein Lesebuch für Studium und Praxis*. Aachen/Dortmund/Hannover: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur (AGB-Bericht, No. 49), 136–140.
- Schroer, Markus (2006a): Raum, Macht und soziale Ungleichheit, in: *Leviathan* 34 (1), 105–123.
- Schroer, Markus (2006b): *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schubert, Dirk (2005): Fußgängerzonen - Aufstieg, Umbau und Anpassung: Vorform der Privatisierung öffentlicher Räume oder Beitrag zur Renaissance europäischer Stadtkultur, in: Bernhardt, Christoph, Gerhard Fehl Gerd Kuhn und Ursula von Petz (Hrsg.): *Geschichte der Planung des öffentlichen Raums*. Dortmund: IRPUD Inst. für Raumplanung Univ. Dortmund Fak. Raumplanung (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, 122), 199–224.
- Schubert, Herbert (2010): Ein neues Verständnis von urbanen öffentlichen Räumen, in: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): *Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte*. Detmold: Rohn, 184–194.
- Schubert, Herbert (2000): *Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raumes*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/New York: Campus.
- Selle, Klaus (2010a): Stadträume im Wandel. Einführung in die Diskussion um eine zentrale Aufgabe der Stadtentwicklung, in: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): *Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte*. Detmold: Rohn, 16–87.
- Selle, Klaus (2010b): Stadträume in Spannungsfeldern: Untersuchungsperspektiven, in: Berding, Ulrich, Antje Havemann, Juliane Pegels und Bettina Perenthaler (Hrsg.): *Stadträume in Spannungsfeldern. Plätze, Parks und Promenaden im Schnittbereich öffentlicher und privater Aktivitäten*. Detmold: Rohn, 23- 43.

- Selle, Klaus (2004): Öffentliche Räume in der europäischen Stadt - Verfall und Ende oder Wandel und Belebung? Reden und Gegenreden, in: Siebel, Walter (Hrsg.): Die europäische Stadt/Frankfurt: Suhrkamp, 131–145.
- Selle, Klaus (2002) Öffentliche Räume. Drei Annäherungen, in: Selle, Klaus (Hrsg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte, Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur (Werkbericht der AGB; 49), 13 – 40.
- Sennett, Richard (2008): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt.,Fischer.
- Sergeant, Harriet (2012): Among the Hoods. Exposing the Truth About Britains Gangs. London: Faber and Faber.
- Shell Deutschland Holding (2010) (Hrsg.): Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich, Frankfurt : S.Fischer Verlag GmbH.
- Siebel, Walter (2010): Wesen und Zukunft der europäischen Stadt. In: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte. Detmold: Rohn, 115–132.
- Siebel, Walter (2004a): Einleitung. Die europäische Stadt, in: Siebel, Walter (Hrsg.): Die Europäische Stadt, Frankfurt: Suhrkamp, 11-50.
- Siebel, Walter (2004b): Qualitätswandel des öffentlichen Raumes, in: Wolkenkuckucksheim. Zeitschrift für Theorie der Architektur, 9. Jg., H. 1, November 2004.
- Sievers, Karen (2007): Center-Science. Kunden- und Verhaltensforschung als Grundlage der Planung und Betreuung von Shopping-Centern, in: Wehrheim, Jan (Hrsg.): Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 225-240.
- Sieverts, Thomas (2010): Die Gestaltung des öffentlichen Raums. In: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte. Detmold: Rohn, 358–366.
- Simmel, Georg (1995): Die Großstädte und das Geistesleben, in: Simmel, Georg, Otthein Rammstedt, Rüdiger Kramme und Angela Rammstedt (Hrsg.): Aufsätze und Abhandlungen 1901 -1908. Frankfurt : Suhrkamp, 116–131.
- Simon, Titus (1997): Straßen-Szenen. Von der öffentlichen Inszenierung aggressiver Jugendkulturen - ein historischer Abriss, in: Hohm, Hans-Jürgen (Hrsg.): Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Spielraumes in der fortgeschrittenen Moderne. Konstanz: UVK, 259-288.
- Soja, Edward W. (1996) Thirdspace, Malden: Blackwell.
- Stadt Ludwigshafen (2014): Bürgerumfrage 2013. Informationen zur Stadtentwicklung. Statistik, Berichte, Analysen, Konzepte. 04/2014. http://www.ludwigshafen.de/fileadmin/Websites/Stadt_Ludwigshafen/Nachhaltig/Stadtentwicklung/Veroeffentlichungen/PDF/Buergerumfrage2013.pdf, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Stadt Ludwigshafen (2012a): Bürgerumfrage 2011. Leben in Ludwigshafen – Textteil-. Informationen zur Stadtentwicklung, Heft 01/2012; http://www.ludwigshafen.de/fileadmin/Websites/Stadt_Ludwigshafen/Nachhaltig/Stadtent

- wicklung/Veroeffentlichungen/PDF/BUM_2011_Textteil_-_s.pdf, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Stadt Ludwigshafen (2012aT): Bürgerumfrage 2011. Leben in Ludwigshafen – Tabellenteil. Informationen zur Stadtentwicklung, Heft 01/2012; http://www.ludwigshafen.de/fileadmin/Websites/Stadt_Ludwigshafen/Nachhaltig/Stadtentwicklung/Veroeffentlichungen/PDF/BUM_2011_Tabellenteil_-_s_.pdf, zuletzt aufgerufen am 04.07.2015.
- Stadt Ludwigshafen (2012b): Einzelhandels- und Zentrenkonzept Ludwigshafen 2011. Informationen zur Stadtentwicklung, Heft 02/2012. http://www.ludwigshafen.de/fileadmin/Websites/Stadt_Ludwigshafen/Nachhaltig/Stadtentwicklung/Zentrenkonzept/PDF/ezh_konzept_2011.pdf, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Stadt Ludwigshafen (2012c): Passantenaufkommen in der Ludwigshafener City 2011. Informationen zur Stadtentwicklung, Heft 07/2012; http://www.ludwigshafen.de/fileadmin/Websites/Stadt_Ludwigshafen/Nachhaltig/Stadtentwicklung/Veroeffentlichungen/PDF/Passanten_in_der_Ludwigshafener_City_2011.pdf, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Stadt Ludwigshafen (2012): Einwohner mit Haupt- und Nebenwohnsitz.. http://www.ludwigshafen.de/fileadmin/Websites/Stadt_Ludwigshafen/Nachhaltig/Stadtentwicklung/Veroeffentlichungen/PDF/Einwohner_Wohnsitz.pdf, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Stadt Ludwigshafen (2006): Entwicklungskonzept Innenstadt Ludwigshafen am Rhein. Konzepte zur Stadtentwicklung K2/06. http://www.ludwigshafen.de/fileadmin/Websites/Stadt_Ludwigshafen/Wirtschaftsstark/WEG/Stadtumbau/PDF/weg_stadtumbau_K2_2006_entwicklungskonzept_innenstadt.pdf, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Stadt Ludwigshafen am Rhein (27.09.2005): Gefahrenabwehrverordnung zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung auf öffentlichen Straßen und in öffentlichen Anlagen vom 21.12.19951 zuletzt geändert durch Änderungsverordnung vom 27.09.2005. Gefahrenabwehrverordnung - öffentliche Sicherheit. http://www.ludwigshafen.de/fileadmin/Websites/Stadt_Ludwigshafen/Buergernah/Rathaus/Ortsrecht/1-15.pdf, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Stadt Ludwigshafen (1998): Landschaftsplanung in der Flächennutzungsplanung nach §17 Landespflegegesetz Rheinland-Pfalz (Entwurf Oktober 1998), <http://www.ludwigshafen.de/nachhaltig/umwelt/landschaftsplan>, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Statistisches Landesamt Rheinland-Pfalz (2013): Rheinland-Pfalz Regional. Kreisfreie Städte und Landkreise in Rheinland-Pfalz. Ein Vergleich in Zahlen; http://www.statistik.rlp.de/fileadmin/dokumente/nach_themen/verlag/kreisuebersichten/Kreisuebersichten_2012.pdf zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.
- Statistisches Landesamt Rheinland Pfalz (2009): Rheinland-Pfalz regional: Ludwigshafen am Rhein, in: Statistische Monatshefte Rheinland-Pfalz 09/2009, 673-683; <https://www.statistik.rlp.de/fileadmin/dokumente/monatshefte/2009/09-2009-673.pdf>, zuletzt aufgerufen am 05.07.2015.

- Strauss, Anselm L. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Stummvoll, Günter (2002): Kriminalprävention durch Gestaltung des öffentlichen Raums, in: Neue Kriminalpolitik, Jg. 14, H4, 123-126.
- Sturm, Gabriele (2003): Der Begriff des Raumes in der Physik - eine soziologische Perspektive, in: Krämer-Badoni, Thomas und Klaus Kuhm (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, 233–249.
- Sturm, Gabriele (2000): Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basis-konzept raumbezogener Wissenschaften. Opladen: Leske + Budrich.
- Tessin, Wulf (2011): Freiraum und Verhalten. Soziologische Aspekte der Nutzung und Planung städtischer Freiräume. Eine Einführung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tessin, Wulf (2010): Zur Ideologie »uneigentlichen« Verhaltens im öffentlichen Freiraum, in: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte. Detmold: Rohn, 266–275.
- Töpfer, Eric (2007): Videoüberwachung – Eine Risikotechnologie zwischen Sicherheitsversprechen und Kontrolldystopien, in: Zurawski, Nils (Hrsg.): Surveillance Studies. Perspektiven eines Forschungsfeldes. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, 33-46.
- Töpfer, Eric (2005): Die Kamera als Waffe. Videoüberwachung und der Wandel des „Krieges“, in: Hempel, Leon und Jörg Metelmann (Hrsg.): Bild – Raum – Kontrolle. Frankfurt : Suhrkamp, 257-272.
- Tournier, Nadine (2014): Nutzung und Aneignung virtueller Räume am Beispiel von Facebook, in: Deinet, Ulrich und Christian Reutlinger (Hrsg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 311 – 324.
- Tully, Claus J. (2002): Bewegte Jugend – kommunikativ und mobil. Ein Kommentar aus jugendsoziologischer Sicht, in: Hunecke, Marcel, Claus J. Tully und Doris Bäumer (Hrsg.): Mobilität von Jugendlichen. Psychologische, soziologische und umweltbezogene Ergebnisse und Gestaltungsempfehlungen. Opladen: Leske + Budrich, 13-37.
- Valentin, Katrin (2009): Interviews mit Jugendlichen, in: Ulrich Deinet (Hrsg.): Methodenbuch Sozialraum. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 87–94.
- Wagner, Ulrike (2014): Aufwachsen in mediatisierten Sozialräumen. Anmerkungen zur Sozialraumforschung aus medienpädagogischer Perspektive, in: Deinet, Ulrich, Christian, Reutlinger (Hrsg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Wiesbaden VS Verlag für Sozialwissenschaften, 285 – 297.
- Walther, Uwe-Jens (2003): Videoüberwachung und Raumkontrolle in Großstädten, in: Altrock, Uwe (Hrsg.): Jahrbuch Stadterneuerung 2003. Beiträge aus Lehre und Forschung an deutschsprachigen Hochschulen. Berlin: Univ.-Verl. 191–200.
- Wehrheim, Jan (2009): Der Fremde und die Ordnung der Räume. Opladen: Budrich..
- Wehrheim, Jan (Hrsg.) (2007a): Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften .

- Wehrheim, Jan (2007b): Shopping Malls, eine Hinführung, in: Wehrheim, Jan (Hrsg.): Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 7-12.
- Wehrheim, Jan (2002): Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen: Leske + Budrich.
- Weltevreden, Jesse; van Rietbergen, Ton (2007): E-Shopping versus City Centre Shopping: The Role of perceived City Centre Attractiveness, in: Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie 98, Nr.1, 68-85.
- Wentz, Martin (2010): Der öffentliche Raum als das Wesentliche der Stadt, in: Havemann, Antje und Klaus Selle (Hrsg.): Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel; Analysen, Positionen und Konzepte. Detmold: Rohn, 452–470.
- Wenzel, Steffen (1997): Urban und utilitär. Straßensport in Jugendkulturen, in: SpoKK (Hrsg.): Kursbuch Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim: Bollmann, 182–189.
- Werlen, Benno (2007): Globalisierung, Region und Regionalisierung. Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Stuttgart: F. Steiner.
- Werlen, Benno (1999): Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. Stuttgart: Steiner.
- Whyte, William H. (1980): The Social Life of Small Urban Spaces. Washington D.C: The Conservation Foundation.
- Wirth, Louis (1974): Urbanität als Lebensform, in: Herlyn, Ulfert (Hrsg.): Stadt- und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghettobildung und Stadtplanung; 13 Aufsätze. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 42–66.
- Wöhler, Karlheinz (2011): Touristifizierung von Räumen. Kulturwissenschaftliche und soziologische Studien zur Konstruktion von Räumen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wüstenrot Stiftung (2009): Stadtsurfer, Quartierfans & Co. Stadtkonstruktionen Jugendlicher und das Netz urbaner öffentlicher Räume. Berlin: Jovis Verlag.
- Wüstenrot Stiftung (2003): Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Raumeignung. Opladen: Leske + Budrich.
- Zeicher, Helga (1990): Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern - Einheitlichkeit oder Verinselung? in: Lothar Bartels und Ulfert Herlyn (Hrsg.): Lebenslauf und Raumerfahrung. Opladen: Leske + Budrich, 35-57.
- Zinnecker, Jürgen (2001): Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Zukin, Sharon (1998): Städte und die Ökonomie der Symbole, in: Albrecht Göschel und Volker Kirchberg (Hrsg.): Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur. Opladen: Leske & Budrich, 27-40.
- Zurawski, Nils (Hrsg.) (2011): Überwachungspraxen - Praktiken der Überwachung: Analysen zum Verhältnis von Alltag, Technik und Kontrolle. Opladen: Budrich UniPress.

Verwendete Internetseiten:

Bürgerpark-Initiative e.V. Saarbrücken:

<http://www.buergerpark-sb.de>

(Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Europa-Galerie Saarbrücken:

<http://www.europagalerie.de>

(Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Facebook-Seite der Skatepark Initiative „Für einen anständigen Skatepark in Saarbrücken“:

<https://de-de.facebook.com/SBmovement>

(Letzter Zugriff: 05.07.2015)

SOS-Jugenddienst Saarbrücken:

<http://www.sos-kinderdorf.de/kinderdorf-saarbruecken/jugendhilfe-kd-saarbruecken/jugenddienst-kd-saarbruecken>

(Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Landesregierung Saarland:

<http://www.saarland.de>

(Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Saarbrücker Zeitung:

<http://www.saarbruecker-zeitung.de>

(Letzter Zugriff 05.07.2015)

Stadt Saarbrücken:

<http://www.saarbruecken.de>

(Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Statistisches Landesamt Rheinland-Pfalz:

<https://www.statistik.rlp.de>

(Letzter Zugriff 05.07.2015)

Stadt Ludwigshafen:

<http://www.ludwigshafen.de>

(Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Streetwork Ludwigshafen:

<http://www.lu4u.de/jugend/streetwork/>

(Letzter Zugriff: 05.07.2015)

Anhang

Inhalt

Anhang 1: Übersicht der Interviews mit Jugendlichen227
Anhang 2: Übersicht der Experteninterviews227
Anhang 3: Übersicht der genannten und genutzten Treffpunkte.....228
Anhang 4: Interviewleitfaden Polizei Ludwigshafen229
Anhang 5: Interviewleitfaden Streetwork Ludwigshafen.....231
Anhang 6: Centermanagement Rhein-Galerie Ludwigshafen233
Anhang 7: Interviewleitfaden Jugendliche Ludwigshafen.....234
Lebenslauf.....235

Anhang 1: Übersicht der Interviews mit Jugendlichen

	Setting	Gruppen- größe	Alter	Geschlecht	Kodierung
Ludwigshafen	Freizeitstätte	9	17-21 Jahre	(m)	LU1
	Berliner Platz	3	21-28 Jahre	1 (w), 2 (m)	LU2
	Rheinufer	3, später 5	17-20 Jahre	(w)	LU3
	Rathaus Center	2	16 und 20 Jahre	(m)	LU4
	Rhein Galerie	2	16 Jahre	(w)	LU5
	Rhein Galerie	3	17-18 Jahre	(m)	LU6
Saarbrücken	SOS Jugenddienst	1	20 Jahre	(m)	SB1
	Bahnhofsvorplatz	4	16-18	3 (m), 1 (w)	SB2
	Bürgerpark	6	15-30 Jahre	5 (m), 1 (w)	SB3
	Bürgerpark	7	14 – 17 Jahre	4 (m), 3 (w)	SB4
	Europa Galerie	2	19 und 20 Jahre	(w)	SB5
	Europa Galerie	2	16 Jahre	(m)	SB6
	Berliner Promenade	3	12-15 Jahre	1(m), 2 (w)	SB7

Anhang 2: Übersicht der Experteninterviews

	Saarbrücken		Ludwigshafen	
Streetwork	SOS Jugenddienst Saarbrücken (2 Interviews)	SW1a SW1b	Streetwork Ludwigshafen/Mitte & Leitung Jugendförderung Stadt Ludwigshafen	SW2
Polizei	Leitung Kontaktpolizei & Leitung Sachgebiet Jugendkriminalität	PO1	Leitung des Sachgebiets Ju- gendkriminalität	PO2
Center- Management	Centermanager Europa Galerie	CM1	Centermanagerin Rathaus-Center	CM2
			Centermanagerin Rhein-Galerie	CM3

Anhang 3: Übersicht der genannten und genutzten Treffpunkte

Saarbrücken

	SB1	SB2	SB3	SB4	SB5	SB6
Bahnhofsvorplatz	+	++	--	+	--	
Saarwiesen	++	+	+	++	+	++
Bahnhofstraße	--	--	+	+	++	○
St. Johanner Markt	-	n.g.	○	○	○	○
Bürgerpark	--	○	++	++	-	-
Europagalerie	○		+		++	++
Berliner Promenade	n.g.	○	○	○	n.g.	n.g.
Johanniskirche	n.g.	--	--	n.g.	n.g.	
Kongresshalle	n.g.	n.g.	+	n.g.	n.g.	n.g.
Tunnel	+	n.g.	n.g.	+	n.g.	n.g.

Ludwigshafen

	LU1	LU2	LU3	LU4	LU5	LU6
Berliner Platz	+	++	-	+	-	+
Rheinufer	+	n.g.	++	n.g.	+	+
Bismarckstraße	○	○	○	+	-	○
Rhein-Galerie	++	○	○	++	++	+
Rathaus-Center	+	-	+	++	○	○
Mannheim	n.g.	++	+	n.g.	++	+

++	Überwiegender Treffpunkt
+	Genutzt
○	Bekannt, selten genutzt
-	Bekannt, aber nicht genutzt
--	Bewusst gemieden
n.g.	Nicht genannt

Anhang 4: Interviewleitfaden Polizei Ludwigshafen

Innerstädtische öffentliche Räume in Ludwigshafen

1. In welchen zentralen öffentlichen Räumen in der Ludwigshafener Innenstadt sind Jugendliche anzutreffen? Was/Wo sind gängige Treffpunkte?
2. Was machen die Jugendlichen an den jeweiligen Orten?
3. Einen besonderen Stellenwert in meiner Arbeit nehmen drei Typen von innerstädtischen Räumen ein: Zentrale Plätze wie der Berliner Platz, Fußgängerzonen wie die Bismarckstraße und Shopping Malls wie die Rheingalerie ein. Sind Jugendliche dort anzutreffen?
4. Welche Jugendlichen treffen sich an den verschiedenen Orten? Sind es spezielle Gruppen? Oder Szenen? Gibt es Unterschiede nach Altersgruppen, Geschlecht, Nationalität?

Probleme und Konflikte

5. Welche Rolle spielt der Kontakt zu Jugendlichen in Ihrer Arbeit?
6. Werden sie zu spezifischen Situationen gerufen oder zeigen Sie dauerhafte Präsenz? Von wem werden Sie gerufen?
7. In welchen Situationen werden sie, in Zusammenhang mit Jugendlichen eingreifend tätig?
8. Wo liegen in der Innenstadt die räumlichen Schwerpunkte von Problemen mit Jugendlichen?
9. Welche Arten von Problemen sind das? Unterscheiden sie sich nach Orten? Unterscheiden sie sich nach Gruppen?
10. Finden Konflikte unter den Jugendlichen statt, mit anderen Nutzern oder mit Geschäftsleuten?

Maßnahmen

11. Welche Maßnahmen üben Sie in Konfliktsituationen aus?
 12. Werden Platzverweise ausgesprochen? Gibt es andere Sanktionsmöglichkeiten?
 13. Gibt es Orte, an denen verstärkt Reglementierungen, Kontrollen, Überwachung von sich dort aufhaltenden Jugendlichen stattfinden?
 14. Thema Berliner Platz, Alkoholverbot und Gefahrenabwehrverordnung: Aus welchem Grund wurden diese Maßnahmen durchgeführt? Wie werden sie umgesetzt?
 15. Gibt es andere Orte in der Innenstadt in denen besondere Regeln gelten? Alkoholverbote? Versammlungsverbote? Skateverbote?
 16. Gibt es Orte und Plätze in der Innenstadt die videoüberwacht sind? Wenn ja, geschieht das von Seiten der Polizei?
 17. Halten sich die Jugendlichen an diese Verbote?
 18. Werden alternative Räume ausgewiesen?
-

Veränderungen

19. Stellen Sie in den letzten Jahren Veränderungen hinsichtlich der Situationen mit Jugendlichen in der Innenstadt fest? (Spielt die Rheingalerie diesbezüglich eine Rolle?)
20. Haben sich die Probleme oder die konflikthafter Orte verändert?
21. Hat die Polizeipräsenz in der Innenstadt ab oder zugenommen? Warum?
22. Im Zusammenhang mit dem Wandel öffentlicher Räume treten Schlagworte wie Privatisierung, Kommerzialisierung, Sicherheit, Sauberkeit und Service auf. Sehen Sie diesbezüglich in der Ludwigshafener Innenstadt Auswirkungen für Jugendliche? Haben sich neue Orte herausgebildet? Wurden andere „aufgegeben“ oder wurden Jugendliche von bestimmten Orten gezielt verdrängt?

Anhang 5: Interviewleitfaden Streetwork Ludwigshafen

1. Können Sie mir ein wenig über ihre Arbeit erzählen? Was sind die Aufgaben des Streetwork? Wo sind Sie überwiegend tätig?
2. Was sind die Aufgaben der Jugendförderung?
3. Wie lange sind Sie schon als Streetworkerin in Ludwigshafen tätig?
4. Mit welchen Altersgruppen haben Sie in der Regel zu tun?
5. Gibt es bestimmte Orte, an denen Sie Jugendliche aufsuchen, oder werden Sie von den Jugendlichen gezielt aufgesucht?

Innerstädtische öffentliche Räume in Saarbrücken

6. Gibt es spezielle Orte in der Innenstadt, an denen sich Jugendliche regelmäßig aufhalten, also spezielle Treffpunkte?
7. Sind das regelmäßige Treffpunkte, an denen sich auch immer die gleichen Jugendlichen treffen?
8. Sind das spezielle Gruppen? Oder Szenen?
9. Gibt es Unterschiede nach Altersgruppen, Geschlecht, Nationalität oder ähnlichem?
10. Was machen die Jugendlichen dort?
11. Wissen Sie, warum die Jugendlichen sich gerade dort aufhalten?
12. Erfüllen die Orte ihrer Meinung nach bestimmte Eigenschaften, die sie besonders attraktiv machen (Zentralität, Konsummöglichkeiten, Abgeschlossenheit)?
13. Einen besonderen Stellenwert in meiner Arbeit nehmen drei Typen von innerstädtischen Räumen ein: Zentrale Plätze wie der Berliner Platz, Fußgängerzonen wie die Bismarckstraße und Shopping Malls wie die Rhein-Galerie ein. Sind die Orte hier in Ludwigshafen für Jugendliche überhaupt interessante? Sind Jugendliche dort anzutreffen?

Probleme und Konflikte

14. Gibt es an bestimmten Orten in der Stadt, vornehmlich der Innenstadt, Probleme, zum Beispiel mit der *Polizei*, mit anderen *Nutzern* oder *Anwohnern* oder zwischen den *Jugendlichen* selbst?
15. Ich denke ganz gezielt an den Berliner Platz und an die dort geltende Gefahrenabwehrverordnung und das Alkoholverbot. Können Sie mir dazu was erzählen? Warum es existiert? Welche Probleme dort auftraten? Ob das Verbot eingehalten wird? Wie die Kontrollen aussehen oder ob es überhaupt welche gibt?
16. Gibt es andere Orte an denen Jugendliche ganz offensichtlich nicht erwünscht sind?
17. Gibt es Orte, an denen starke Reglementierungen, Kontrollen, Überwachung von sich dort aufhaltenden Jugendlichen stattfinden?
18. Wissen Sie ob es bestimmte Orte in der Innenstadt gibt, die bewusst gemieden werden von den Jugendlichen?
19. Gibt es im Gegenteil Orte an denen Jugendliche gerade erwünscht sind?
20. Versucht man von Seiten der Stadt für spezielle Räume für Jugendliche zu schaffen?

21. Können Sie sagen, ob sich die Treffpunkte von Jugendlichen verändern oder verändert haben. Haben sich neue Orte herausgebildet? Wurden andere von Jugendlichen „aufgegeben“ oder wurden Jugendliche von bestimmten Orten gezielt verdrängt?
-

Beteiligungsmöglichkeiten

22. Sind Ihnen Beteiligungsmöglichkeiten für Jugendliche in der Stadt(planung) bekannt? Wie sehen diese aus? Auf welche Themenbereiche beziehen sie sich?
-

Wünsche

23. Wissen Sie, ob sich die Jugendlichen hier irgendetwas Spezielles wünschen, einen besonderen Ort oder andere Freizeitmöglichkeiten?

Anhang 6: Centermanagement Rhein-Galerie Ludwigshafen

Allgemeines zur Rhein-Galerie

1. Seit wann gibt es die Rhein-Galerie?
2. Gibt es eine konkrete Zielgruppe, die die Galerie ansprechen will?
3. Wie sieht das Einzugsgebiet der Rhein-Galerie aus?
4. Befindet sich der „Platz der Deutschen Einheit“ im privaten Eigentum von ECE oder ist er ein öffentlicher Platz der Stadt Ludwigshafen?
5. In relativer Nähe zur Rhein-Galerie befindet sich das Rathaus-Center? Erfüllen die beiden Center unterschiedliche Funktionen, sprechen sie unterschiedliche Zielgruppen an?

Jugendliche in der Rhein-Galerie

6. Sind in der Rhein-Galerie viele Jugendliche anzutreffen?
7. Was machen die Jugendlichen dort?
8. Kann man sagen, was das für Jugendliche sind? Woher sie kommen? Gibt es bestimmte Altersgruppen die überwiegen? Gibt es Gruppen, die immer wieder anzutreffen sind?
9. Gibt es spezielle Anziehungspunkte für Jugendliche oder einen Ort in der Rhein-Galerie, an dem sie besonders anzutreffen sind?
10. Was macht Ihrer Meinung nach noch die Attraktivität der Rhein-Galerie für Jugendliche aus bzw. welche Eigenschaft erfüllt sie?

Probleme und Konflikte

11. Gibt es Probleme mit Jugendlichen in oder um die Rhein-Galerie? Wenn ja, welche sind das?
12. Sehen Sie Probleme zwischen den unterschiedlichen Nutzergruppen des Centers?
13. Wie gehen Sie damit um?
14. Kommt es oft vor, dass der Sicherheitsdienst tätig werden muss? Wenn ja, in welchen Situationen ist das?
15. Werden „Platzverweise“ oder Hausverbote ausgesprochen?
16. Gegen wen richten sich Maßnahmen des Sicherheitsdienstes in der Regel?

Andere Orte

17. Was würden Sie sagen, an welchen öffentlichen Orten in der Innenstadt in Ludwigshafen halten sich noch viele Jugendliche auf? Welche Orte sind attraktiv für Jugendliche?

Anhang 7: Interviewleitfaden Jugendliche Ludwigshafen

1. Ich interessiere mich für öffentliche Räume in der Innenstadt von Ludwigshafen und dafür, wie diese Räume von Jugendlichen genutzt werden und warum. Könnt Ihr mir sagen wo, Ihr Euch in der Stadt die meiste Zeit so aufhaltet?
2. Und warum gerade dort?
3. Was macht Ihr da?
4. Triffst Ihr Euch da regelmäßig mit anderen? Wie oft?
5. Wie viele seid ihr dann?
6. Den ganzen Tag, oder zu bestimmten Zeiten oder nur am Wochenende?
7. Seid ihr schon immer da, oder ändern sich die Treffpunkte?
8. Kennt Ihr noch andere öffentliche Orte in der Innenstadt, an denen viele Jugendliche sind?
9. Wer trifft sich dort? Sind das spezielle Gruppen? Immer die gleichen?
10. Haltet Ihr Euch auch in der Fußgängerzone auf? Warum/Warum nicht?
11. Und am Berliner Platz? Warum/Warum nicht?
12. In der Rheingalerie? Warum/Warum nicht?

Probleme und Konflikte

13. Habt Ihr an irgendwelchen Orten schon Probleme oder Ärger gehabt? Mit anderen? Oder mit der Polizei?
14. Was war das Problem?
15. Wie wurde es gelöst?
16. Passiert es oft, dass die Polizei irgendwo eingreift, es irgendwelche Verbote gibt?
17. Kennt Ihr Orte in der Innenstadt, an denen bestimmte Regeln oder Verbote gelten? Alkoholverbot oder dass man dort nicht rumhängen darf? Wie ist das auf dem Berliner Platz?
18. Wird am Berliner Platz häufig kontrolliert?
19. Wenn ja, halten sich alle an die Verbote?
20. Gibt es auch Orte wo Ihr bewusst nicht hingehet aus irgendwelchen Gründen? Fühlst Ihr Euch irgendwo unwohl?
21. Gibt es Orte an denen Jugendliche nicht so gerne gesehen sind? Welche? Geht ihr trotzdem hin? Warum?
22. Ärgert Euch irgendwas hier in der Innenstadt oder denkt Ihr dass irgendwas verändert werden sollte?

-
23. Wie alt seid ihr? Wo wohnt ihr? Was macht Ihr sonst so? Wo seid Ihr sonst noch oft? Mannheim?

LEBENS LAUF

Ute Neumann, Magistra Artium

BERUFLICHE TÄTIGKEIT

Seit 11/2013	Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet Stadtsoziologie des Fachbereichs Raum- und Umweltplanung an der Technischen Universität Kaiserslautern
02/2010 – 11/2013	Promotionsstipendiatin am Fachgebiet Stadtsoziologie des Fachbereichs Raum- und Umweltplanung an der Technischen Universität Kaiserslautern
03/2010 – 01/2013	Geprüfte wissenschaftliche Hilfskraft am Fachgebiet Stadtsoziologie des Fachbereichs Raum- und Umweltplanung an der Technischen Universität Kaiserslautern

STUDIUM

05/2009	Magistra Artium (M.A.)
10/2001 – 05/2009	Magisterstudium an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Studienfächer: Soziologie / Wirtschaftswissenschaften
10/2000 – 09/2001	Magisterstudium an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Studienfächer: Soziologie / Philosophie